/19

I
4e5

~~S. germ 453~~

La(G) 435/19
Zschokke

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Neunzehnter Theil.

Bibliothek der Philos.-theol. Hochschule Passau

KÖNIGLICHE STUDIEN BIBLIOTHEK PASSAU

Die Gründung von Maryland.
Jonathan Frock.
Die weiblichen Stufenjahre.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Die Gründung von Maryland.

(Aus den Baltimorischen Familien-Papieren.)

082381682

Staatl. Bibliothek Passau

1.

Master Athlon an Cecilus Calvert Esq. in Neapel.

London, 1632.

Erschrecken Sie nicht, statt von der Hand Sr. Herrlichkeit, einen Brief von mir zu empfangen. Ihr Herr Vater ist seit einigen Wochen kränklich. Weder den Aerzten noch uns Andern scheinen seine Umstände irgend gefährlich. Nur er selbst gefällt sich, zu glauben, es könne gefährlich werden.

Als ich diesen Morgen die Ehre hatte, von Sr. Herrlichkeit gerufen zu werden, befahl er mir, Ihnen zu melden, er verlange Ihre baldige Rückkunft nach Londen, wie leid es ihm auch thue, Sie in Ihren Genüssen zu stören. Ihre Briefe aus Sizilien und dem übrigen Neapel machten ihm immer die unaussprechlichste Freude. Wo möglich noch größeres Vergnügen aber gab ihm ein Brief, den ihm unlängst Lady Sidney mittheilte, und welchen sie von einem Ihrer Bekannten aus Neapel erhalten hatte. Eine Stelle dieses Briefes betraf Sie. Se. Herrlichkeit gab mir den ausdrücklichen Auftrag, diese Stelle ab-

zuschreiben, um Ihnen damit seine ganze Zufriedenheit auszudrücken.

Hier folgt die Stelle:

„Sie fragen mich um Cecil Calvert, den Sohn des Lord Georg Baltimore? Ob ich ihn kenne? Ja wohl, Mylady, kenne ich ihn. Und würden Sie mich auch nicht gefragt haben, hätte ich Ihnen doch von ihm erzählt. Er hat mich sehr angezogen, so wie sein Freund Harry Otham. Beide sind gleich liebenswürdige Sonderlinge; Beide gleich schöne Männer; Beide haben beinahe einerlei Tugenden und Fehler. Es ist Schade, daß man Beider so selten habhaft werden kann. Sie schwärmen fast beständig umher auf Reisen. Ihre Reisen machen sie größtentheils zu Fuß. An Muth, körperlicher Stärke, oder in Leichtigkeit, alle Mühseligkeiten zu ertragen, thut es ihnen nicht leicht Einer zuvor. Die haben schon manche Nacht unter freiem Himmel geschlafen. Denken Sie sich, Mylady, nicht nur den Vesuv und Aetna haben sie bestiegen, sondern vorigen Winter waren sie Beide sogar nach Afrika hinüber, um die Ruinen von Karthago zu suchen. Es war wohl ein närrischer Einfall; aber sie haben nun einmal einen Stich von Gelehrsamkeit.

„Ich zweifle nicht, Cecil Calvert werde einst bei uns eine glänzende politische Rolle spielen. Er hat alle Anlagen dazu, und übertrifft vielleicht

seinen Vater, den ich doch als Staatsmann zu unsern ersten rechne, und der als Staatssekretär das Wunder vollbrachte, die Achtung aller Parteien ohne Ausnahme zu fesseln.

„Der junge Mann wird hier allgemein geschätzt. Seine Kenntnisse, sein Zartgefühl für die Werke der Kunst, seine seltene Gabe der Unterhaltung im Umgang, wo er Allem, auch dem Bedeutungslosesten, sinnreiche Wendung zu geben weiß, edler Abscheu gegen Schlechtigkeit jeder Art, selbst gegen jene Leichtfertigkeiten, welche bei einem jungen Mann seines Alters, seines Reichthums oft als Tugenden gelten, machen ihn, wohin er kommt, und ohne daß er's will und sucht, zum Ausgezeichueten in allen Gesellschaften. Die Weiber sehen ihn nicht ohne Bewunderung; die Männer mit demjenigen Vergnügen, mit welchem man irgend ein Ideal sieht, dem man sich gern nachbildet. Er, wie Sir Harry Otham, könnten wohl manche angenehme Verbindung haben, wenn sie wollten. Aber die reizendste Italienerin verzweifelt, in diesem nordischen Eise Feuer anzuzünden

„Sie werden denken, Mylady, ich sei verliebt in ihn. Nein, ich sehe auch seine Fehler. Er ist zuweilen unartig, ungesellig und trocken. Er hat keinen Geschmack an gewissen Unterhaltungen, die man nun doch im geselligen Leben mitmachen und gut

heißen muß. Er hat manchmal den Ton eines Reformators. Er ist in seinem Aeussern zu einfach, man könnte sagen, etwas vernachlässigt, wiewohl ich recht gut weiß, und wahrscheinlich weiß er's auch, daß eben diese Sorglosigkeit um den Schmuck seinen Werth oder die Gefälligkeit seiner Gestalt zu vermehren scheint." — —

Dies ist die Stelle, welche Ihrem Herrn Vater so viel Vergnügen gemacht hat. Er läßt Ihnen sagen, Sie sollen nicht zu stolz darauf werden.

Damit habe ich meinen Auftrag erfüllt. Sie werden also wohl thun, in Gemäßheit des Willens Sr. Herrlichkeit, sobald als möglich Neapel zu verlassen, oder wo Sie irgend dieser Brief antreffen mag. Beschleunigen Sie Ihre Reise.

Ich füge diese Zeilen noch hinzu, nachdem ich so eben den Doktor Horbeth gesprochen habe. Ich fragte ihn ernst, ob er die Krankheit seiner Herrlichkeit, die ein schleichendes Fieber zu sein scheint, für gefährlich halte? Er antwortete: sie ist's noch nicht, kann es aber nach Bewandtniß der Umstände werden. Wenn ein Doktor so spricht, weiß man schon, woran man ist. Mir selbst wird etwas bange. — Kommen Sie eiligst.

2.

Cecilius Calvert an Harry Otham.

Paris, 1632.

Lebe wohl, mein Harry, du athmest noch den ewigen Frühling Italiens; ich fühle schon die rauhe Herbstluft des Norden. Dich erwarten die Wunder der unvergänglichen Roma, dich die Geister aller Heroen des Alterthums unter den Trümmern ihrer Schöpfungen; mich ein zärtlicher, ach! vielleicht sterbender Vater, und tausend widerliche Verhältnisse in Stadt und Land und bei Hof.

Meine Reise längs der tyrrhenischen Küste bis Genua war glücklich und rasch. Ein freundlicher Wind schwellte beständig die Segel. Ueber Nizza kam ich ohne Unfall nach Paris. Ich ruhte nur zweimal unterwegs; sonst fuhr ich Tag und Nacht. Daher konnte ich dir nicht so früh schreiben, als du verlangtest. Auch diese Zeilen schreibe ich nur im Flug; denn in einer Stunde reise ich ab. Aus London melde ich dir mehr.

Gern oder ungern werde ich nun in die Geschäfte treten müssen. Meine Flitterjahre sind zu Ende. Ich kenne die Absichten meines Vaters. Ich fürchte die Arbeiten nicht; aber fürchte, unnütz zu sein. Mir wäre am wohlsten in einer schönen Einsamkeit bei dir, gleichviel wo. Ich

tauge gewiß zu dem heutigen Menschengeschlecht nicht; nicht zu den Fadheiten, in denen man sich reizend findet; nicht zu den artigen Heucheleien, mit denen man beständig Karneval spielt, nur keinen von lustiger Art; nicht zu dem selbstsüchtigen Verkehr, in welchem Jeder sein eigener Abgott ist, sich im Stillen anbetet und nach Anbetung von Andern schmachtet; nicht zu den leidenschaftlichen Umtrieben für falsche Grundsätze, für abergläubige Hirngespinnste in Politik, wie in Religion.

Gewiß, Harry, wir sind um ein Jahrhundert, oder mehr, zu früh geboren. Wenn wir Beide unser Innerstes aussprechen wollten, man würde uns ohne Gnade für reif zum Narrenhause halten. Und doch, bei Gott! wollen wir nichts anderes, als was die gesunde Vernunft, als was die Edelsten der Alten wollten.

Ich nahm von Lyon hierher ein Parlamentsglied in meinem Wagen mit. Es war uns Beiden um Gesellschaft auf der Reise zu thun. Wir zankten von Lyon bis Paris. — „Aber können Sie läugnen," sagte ich zu ihm, „daß meine Behauptungen gerecht, tugendhaft, vernünftig sind?" — „Gar nicht," antwortete er, „Sie haben an sich recht, wahr und vernünftig gesprochen; aber das paßt für unsere bürgerlichen Verhältnisse durchaus nicht. Ich gebe Ihnen zu, es sollte so sein; aber

weil es nicht so ist, wird Ihr Recht unrecht, Ihre Wahrheit falsch, Ihre Tugend staatenzerstörend, Ihre gesunde Vernunft verdammenswürdig, weil sie alle bestehende Ordnung auflösen will."

Was sagst du zu dem eingefleischten Unsinn? Ich sah den Parlamentsherrn an, ob unter seiner Perüke nicht ein Spaßvogel sitze. Er war aber erstaunlich ernsthaft. Also weil die Welt in ihrer verkehrten Erziehung, in ihren verkehrten Religionsbegriffen, in ihren verkehrten Staatseinrichtungen Alles unnatürlich auffasset, muß das Schändliche gut, und die Weisheit aller Zeiten tollhäuslerisch heißen.

Der alte Parlamentsherr war von einer uralten berühmten adelichen Familie. Ich gab mir nicht die Mühe, seinen Namen zu behalten. Daß ein Edelmann von göttlichen Rechts wegen Bürgern und Bauern auf den Nacken zu treten habe, daran zweifelte er gar nicht. Höre nur seinen Einfall, als ich ihm sagte, der Adel sei eine unnatürliche Stiftung, die man vor tausend Jahren nicht gekannt habe. Er erwiederte: Die Menschheit hat sich veredelt, und wird sich immer dem göttlichen Ebenbilde mehr nähern, daß die Erde zuletzt Abbild des Himmels wird. Im Himmel ein Gott, dann Erzengel, dann Engel, dann Heilige, dann fromme Seelen. Auf Erden ein König, dann Prinzen von Geblüt, dann hoher Adel, dann

niederer Adel, dann Bürger, Bauern und anderes Pack. — Welche Verschrobenheit und Verruchtheit im gleichen Augenblick, den Himmel sich gut aristokratisch nach hiesiger Rangordnung zu schnörkeln!

Siehe, ich gehe Wetten ein, wenn ein Edelmann aus alter Familie gesunden Menschenverstand hat, ist er ein uneheliches Kind. Denn gleichwie körperliche Krankheiten von den Vätern auf die Kinder gehen: so erben auch Geistesverzerrungen und Gemüthsgebrechen fort.

Mein Wagen ist schon angespannt. Harry, schreibe mir bald. Aus London schreibe ich dir einen zwölf Bogen langen Brief. Mir ist nicht mehr wohl, als bei dir. Harry, ich möchte weinen, wie ein Kind.

Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem!

Ich kann den göttlichen Horaz bald auswendig. Ich küsse dich im Geist; o, warum kann ich's nicht mit den irdischen Lippen! Harry, ich habe dich zu lieb. Es ist gut, daß wir geschieden werden, damit wir uns nicht verwöhnen. Frei von Lust und Schmerz nicht, aber erhaben sollen wir über beide sein. Ich wäre zuletzt doch nur Sklave meiner Liebe für dich geworden. Ich freue mich,

von dir getrennt zu sein. Lebe wohl, o du mein Schutzengel!

3.

Der Schiffbruch.

In einer Fischerhütte an der Küste, unweit Lewes, am 4. Oktober 1632 Morgens.

Mit gelber Tinte, auf grauem Papier, dicker Feder, am wackelnden Tisch, in schlechter baufälliger Hütte eines Fischers schreibe ich dir, Harry. Wenn du mich sähest, Harry, du würdest lachen. Ich bin halbnackend, baarfuß, habe ein grobes Hemd des alten Fischers, meines Wirthes, an, und dazu sein Wamms. Zeit zum Schreiben ward mir im Ueberfluß. Jetzt ist's Morgen. Schwerlich kann ich heut hier weg. Der Tag ist lang.

Schiffbruch habe ich gelitten und Abentheuer seltener Art erlebt. Laß dir's recht umständlich erzählen. Ich bin heiter, selig bin ich wie ein Gott. Weißt du, Harry, wie oft ich mich schon in Noth und Gefahr wünschte? — Ich danke Gott wahrhaftig herzlicher für das Unglück, das er mir sendete, als für alles Glück. Jenes hebt gen Himmel, dieses zieht zur Erde.

In Calais hörte ich, es seien mehrere Engländerinnen auf dem Boot, um mit über den Kanal

zu setzen. Ich liebe keine Empfindeleien, die in solchen Fällen den Frauenzimmern eigen zu sein pflegen. Jede will die Schüchternste scheinen, um das meiste Interesse zu erregen; noch unausstehlicher sind auf einer kleinen Seefahrt die Heroinen. — Also mußte mir der Hauptmann ein kleines Gemach geben, wo ich einzig mit einem Buch sein konnte.

Wir waren noch keine zwei Stunden aus dem Hafen, als das Paketboot von plötzlichen Windstößen überfallen wurde. Von Augenblick zu Augenblick wuchs der Sturm. Das Meer ging hohl, und bald in solche Empörung über, daß man hätte glauben sollen, die Tiefen des Ozeans würden von einem langen Erdbeben in gewaltigen Schwingungen geworfen. Man hat mir versichert, die ältesten Leute erinnerten sich solches Aufruhrs der Natur nicht, wie an diesem Tag im Kanal.

Ich spürte es wohl, wollte mich aber nicht stören lassen, nicht einmal von Neugier anfechten lassen, hinaus zu sehen. Ich versuchte eine metrische Uebersetzung der Ode: O navis, referent in mare te novi fluctus? die dir wohl besser zu lesen angestanden wäre, als mir. Ich aber deutete sie allegorisch auf meine Zukunft. — Jählings ward das Schiff so hart auf die Seite geschleudert, daß Tisch und Stuhl und ich selbst vom Sessel auf den Boden umgestürzt lagen. In demselben Augen-

blick erhob sich fürchterlicher Schrei der Matrosen. Das kündete Unglück an. Ich glaubte, der Wind habe das Schiff zurück zu den französischen Küsten und an einen Felsen getrieben. Bald fühlte ich aber, daß das Schiff seine rechte Lage wieder annahm, und auf den Wogen weiter tanzte.

Ich trat aus meinem Kämmerchen hervor. Harry, du fehltest. Ein unbeschreibliches Schauspiel. Die Küste von Frankreich war verschwunden. Am Horizont vor uns leuchtete matt das weiße Gestade von England. Der Himmel wehte düster, wie ein graues Tuch. Der Wind rasete, aber kein Tropfen des Regens fiel. Ein Mast lag gebrochen. Die Wellen wandelten wie glänzende Berge, und donnerten zerschäumend. Einige Matrosen schrien und fluchten, andere standen wie stumme Todesbilder. In der Mitte des Fahrzeuges erblickte ich einen Greis in schwarzen Kleidern, mit schneeweißen Haaren, die der Sturm zerriß, eine hohe, majestätische Gestalt. Mit der einen Hand hielt er sich an einem Schiffsseil, die andere hatte er auf das Haupt eines jungen Mädchens gelegt, welches auf den Knien neben ihm halb ohnmächtig hingesunken war, und seine Beine umklammerte. Sein Blick war ruhig gegen den Himmel gewandt, und mit langsamer aber starker Stimme hub er plötzlich an: „Siehe, der Tag, siehe, er kommt daher, er bricht an!

Alle Hände werden dahinsinken, und aller Knie werden so ungewiß stehen, wie Wasser. Und werden Säcke um sich gürten, und mit Furcht überschüttet sein, und Aller Angesicht jämmerlich sehen, und Aller Häupter werden kahl sein. Sie werden ihr Silber hinaus auf die Gassen werfen, und ihr Gold als einen Unflath achten, denn ihr Silber und Gold wird sie nicht erretten am Tage des Zorns des Herrn!“

Ich schauderte bei diesen Worten des Ezechiel. Der Alte selbst schien mir einer der ehrwürdigen Propheten zu sein. Seine Furchtlosigkeit und dazu seine Rede waren entweder etwas Uebermenschliches oder Wahnsinn. Indem überrannte mich fast ein Matrose. „Wo ist der Kapitän, wo der Steuermann?“ fragte ich, da ich Keinen von Beiden sah. — „Ueber Bord. Eine Welle schlug über. Das Steuer ist gebrochen. Fünf Mann sind verloren.“

Jetzt erst ward mir unsere Gefahr hell; Ich sah noch einmal auf die Verwirrung im Schiffe, sprang über zum Steuerruder, fand es noch ganz unversehrt, bemächtigte mich desselben, und gab dem Schiffe in seinem Fluge festere Richtung. Der Wind trieb gegen die englischen Küsten. Ich hatte Riesenarbeit und Riesenkraft. Viermal, fünfmal überschlug mich eine Welle. Ich bekümmerte mich

nicht um Alles, was vorging. Mein Auge hing an der Küste und am Wogen des Meers.

Als wir nicht mehr weit vom Gestade waren, sprangen einige Matrosen, die mich nun erst am Ruder sahen, herauf, und befahlen mir abzulenken, daß das Fahrzeug nicht an die Felsen zerschelle. Die Kerls glichen Rasenden. Ich wies sie gebieterisch zurück, und befahl ihnen, Alles bereit zu halten, sich und was Lebendiges auf dem Paketboot wäre, zu retten, wenn das Boot in Stücken gehe. Sie wollten sich meiner bemächtigen. Ich ergriff einen neben mir liegenden Holzpflock, hielt ihn, wie eine Pistole, gegen sie, und schrie: Flieht, oder ich drücke ab, und schiesse den ersten von euch Rebellen nieder! — Die Kerls erschracken. Sie zogen sich fluchend und eilfertig zurück. War mein toller Einfall oder die blinde Furcht der armen Teufel lächerlicher?

So lenkte ich gegen die tobende Brandung, nur bemüht, einem Felsen auszuweichen, und auf ein flaches, sandiges Uferstück zu treiben. Zetergeschrei heulte durch den Sturm. Alles stürzte zusammen. Die Wellen fuhren über den Wrak. Wir saßen fest. Ich sprang auf, die Matrosen waren am Lande; Alles eilte über Bord. Nur das junge Frauenzimmer, welches ich vorher zu des Propheten Füßen gesehen, lag wimmernd am Bo-

den. Ich trug es aus dem Schiff auf den Sand zu einer gefahrlosen Stelle. Die Matrosen waren sehr thätig, das Boot durch Seile und Anker am Ufer zu befestigen. Ich ermunterte andere, mir ins Fahrzeug zu folgen, um, was noch darin sei, in Sicherheit zu bringen. Wirklich fand man sogar in der Kajüte noch zwei ältliche Frauenzimmer, halbtodt im Wasser schwimmend. Man schleppte sie ans Land, hoch ans Ufer, wo sie vor den nachfahrenden Wellen geborgen waren. Ich gebot meinen Bedienten, umherzusuchen, ob wir in der Nähe eines Dorfes wären, und diese Frauenzimmer sogleich hinzutragen, während wir Andern noch die Pakete und Waaren zu retten suchten. Dies geschah nicht ohne Lebensgefahr. Denn Sturm und Wogen wütheten ohne Unterlaß fort. Einen Matrosen riß die überschlagende Welle davon. Man suchte ihn vergebens.

In diesem Augenblick fühlte ich meine Knie gehalten. Das junge Mädchen, welches ich aus dem Schiffe getragen hatte, und welches mit den davongeschleppten Frauenzimmern gegangen war, lag athemlos und in bleicher Angst vor mir. Es wollte reden. Die Lippen zuckten nur. Die Augen starrten mich an. Ich versuchte, die Unglückliche aufzuheben. Sie sank immer wieder zusammen. Es war ein wunderbarer, schauerlicher Anblick. Sie glich einem Marmorbilde. Aber ihr

Busen flog ungestüm, und ihr langes Haupthaar floß im Sturm, wie ein schwarzer Nebel. Ich redete sie vielmals an, ohne Antwort zu erhalten.

Endlich schien sie alle Kräfte in sich zu versammeln, und mit großer Anstrengung brachte sie die Worte hervor, indem sie aufs Schiff zeigte: „Mein Großvater! mein Großvater!“

Ich erinnerte mich in dem Augenblicke des Greises wieder, und daß ich ihn nirgends am Lande gesehen. Ich rief den Matrosen. Keiner wollte gehen; keiner mir ins Fahrzeug folgen. Ich schrie umsonst, es sei noch ein Mensch im Schiffe. Aber da ich Geld bot, willigte ein junger Bursche ein, mit mir zu gehen. Wir kamen glücklich ins Boot. Wir suchten lange umsonst. Ich erblickte endlich unter einigen leeren Fässern einen Theil des schwarzen Gewandes im Wasser schwimmend. Der Alte lag mit geschlossenen Augen, einem Todten ähnlich, aufrecht sitzend an der Schiffswand; den Untertheil seines Leibes im Wasser. Wir zogen ihn hervor. Glücklich ward er auf den Sand gebracht. Da schlug er die Augen auf. In demselben Augenblick ergoß sich heftiger Regen über uns. Dieser schien die Kraft des Alten zu erfrischen. Auf seine Enkelin und mich gelehnt ging er landeinwärts mit uns. Das Schiffsvolk floh unter die Felsen.

Einer meiner zurückkommenden Bedienten mel-

dete die Nähe einiger Fischerwohnungen, und führte uns in eine derselben. Die Nächste war schon von den Frauenzimmern und einigen unserer geflüchteten Unglücksgefährten angefüllt. Vom Meerwasser und Regen triefend und durchkältet traten wir ein. Der Eigenthümer der Hütte, sein Weib und einige Kinder umringten uns mitleidig. Am vernünftigsten war der Einfall der Frau, daß sie sogleich Betten in einer Nebenkammer bereitete; in eins derselben ward der Greis gelegt, ins andere dessen Enkelin. Beide wurden mit reinlicher, wenn gleich rauher Wäsche versorgt, und unterdessen deren durchnäßte Kleider ans Feuer zum Trocknen gehangen. Dann kam die Reihe auch an mich. Ich empfing ein Strohlager in der der warmen Wohnstube, eine grobe Wollendecke, ein Hemd des Mannes. Man brachte warme Suppen an unser Lager. Ich fühlte mich bald erquickt, doch ungeheuer ermüdet. Wirklich schlief ich, trotz des Lärmens der Kinder und des Hin- und Herrennens im Hause und des Sturmes draussen, der die mürbe Hütte wegzublasen drohte, so fest ein, ungeachtet es erst Nachmittag war, daß ich nie süßer geschlafen habe im Leben. Achtzehn Stunden habe ich geschlafen, und es war schon hoher Tag wieder, als ich erwachte.

Unser ehrlicher Philemon theilte mir von seiner Fischertracht mit; seine Baucis bediente den

Greis und dessen Enkelin in der Kammer. Ich erfuhr, daß diese Beiden noch den Abend vorher heftiges Fieber gehabt, und erst gegen Morgen den Schlaf gefunden hätten. Draussen regnete es unaufhörlich; der Wind hatte sich gemäßigt. Meine Bedienten kamen; mit ihnen zwei Leute des Greises. Sie hatten in einer andern Hütte Herberge gefunden. Ich vernahm nun, der Alte mit dem Prophetengesicht sei, was auch schon seine Sprache verrieth, ein Schotte, Namens Dun-Ofallin, und einer der reichsten Güterbesitzer Schottlands; Miß Mary, seine Enkelin, seine einzige Erbin; er selbst der Letzte seines Stammes.

Ich sandte meine Leute in den Burgflecken Lewes, er ist nur zwölf Meilen von hier, um Wein und Lebensmittel für unsere Schiffbrüchigen mit Eile herbeizuschaffen; desgleichen eine Miethkutsche. — Die Fischer holten die Waaren vom Meeresufer; besonders die Gepäcke der verunglückten Reisenden.

Während dies Alles geschieht, und meine Schotten noch ruhig schlafen, schreibe ich dir. Nun aber gehe ich ans Morgenessen. Vor mir dampft aus irdener Schüssel eine brodreiche schwarze Spartanersuppe.

Abends.

Alles geht über Erwartung gut. Ausgenommen das Uebelbefinden eines der beiden ältlichen Frauenzimmer (beide sind Gesellschafterinnen oder Kammerfrauen der Miß Mary,) hat das garstige Abentheuer der Gesundheit keines Einzigen geschadet. Selbst Sir Ofallin, ungeachtet seines hohen Alters, ist frisch auf. Speisen und Weine kommen aus dem Burgflecken im Ueberfluß, ein ganzer Wagen vollgepackt. Nur unser Kleiderzeug in den Kisten war vom Meerwasser und vom Regen, in welchem Alles die ganze Nacht gelegen war, durchfeuchtet. Wir behalfen uns indessen mit dem Gewand, das wir beim Schiffbruch getragen hatten, und hinlänglich getrocknet war. Bloß Miß Mary genoß dieses Vortheils nicht. Durch Unvorsichtigkeit war beim Trocknen der beträchtlichste Theil ihrer Kleidung verbrannt, und sie mußte, bis ihr Reisegepäcke vom Strand gebracht, geöffnet, ausgesucht und das Nothwendigste zum Trocknen aufgehängt und wirklich wieder tragbar war, in der bäuerlichen Sonntagstracht unserer Wirthin erscheinen. Sie machte ein äusserst seltsames Bild. Denke dir, Harry, eine zarte Hebe von sechszehn Lenzen, eben erst zur Jungfrau aufgeblüht, in die europäische, eckige Kleidung einer ehrbaren Fischerfrau versteckt; die feine, durchsichtige Haut vom gröbsten Tuch berührt; eine reine,

klare Lilie in rauhe Schilfmatten gewickelt, aus der sie blendend hervorragt.

Die junge Schottin blühte und glühte aber wie eine Rose, die sich nach Gewitterregen aufgeschlossen hat. Sie wußte mir viel Verbindliches für meine Heldenthaten am Meerufer zu sagen, und behauptete sehr artig, sie und der Großvater wären mir das Leben schuldig. Ich sagte ihr vergebens, daß jeder Matrose, statt meiner, das Heldenstückchen hätte vollbringen können. Sie ist unaufhörlich mit ihrem Großvater beschäftigt; das Entzücken strahlt in ihren Blicken, so oft sie ihn ansieht. „Ich hielt dich ja schon für verloren,“ sagte sie wohl zwanzigmal den Tag über zu ihm, „und dann wäre ich auch nicht mehr.“

Sir Ofallin ist eine herrliche, große Gestalt, mit breiter Brust, starker Stimme, ungeachtet des hohen Alters sehr kräftig und rührig. Seine schlichten, weißen Hauptthaare und die weißen Augenbraunen geben ihm patriarchalisches Ansehen. Die Züge seines Gesichtes sind sehr fein, sehr edel und ernst. Er spricht fast beständig biblisch. Er ist ein eifriger Presbyterianer. Aber seine fromme Schwärmerei steht ihm wohl.

Als er aus seiner Kammer trat in unsere Stube, traf es sich, daß der Fischer eben zunächst der Thür stand. Die Fischerin sagte: dies ist mein Mann. Dun-Ofallin wandte sich langsam zu

ihm, der ehrerbietig die Kappe vor dem hohen Greis abzog. Dann legte der Alte die Hand auf des Fischers Stirn und sagte: „Das Haus der Gottlosen wird vertilget; aber die Hütte der Frommen wird grünen. Der Herr segne dich und behüte dich.“ — Es war rührend zu sehen, wie der Fischer voll Ehrfurcht niederknıete, um den Segen des Alten zu empfangen, der sich dann von ihm wandte, auf mich zuging, mir die Hand entgegenstreckte und sagte: „Die Säulen des Himmels zittern und entsetzen sich vor seinem Schelten. Vor seiner Kraft wird das Meer plötzlich ungestüm, und vor seinem Geist erhebet sich die Höhe des Meeres. Siehe, also gehet sein Thun; aber davon haben wir ein geringes Wörtlein vernommen. Wer wird den Donner seiner Macht verstehen? Du aber hast meine Klage verwandelt in einen Reigen, und mich mit Freuden umgürtet.“ Nach diesen Worten küßte er mir die Stirn. Ich wußte nicht, wie mir ward.

Sir Ofallin ist übrigens ein geselliger, angenehmer, welterfahrner und kenntnißreicher Mann. Die presbyterianische Prophetensprache stimmt mit dem Ernst, der ihn auch bei heitern Gesprächen nicht verläßt, und mit den strengen Grundsätzen seiner Frömmigkeit, die sich in allen seinen Worten und Werken offenbaren, sehr wohl zusammen. Irdische Geschäfte und was das Häusliche oder

die Bedürfnisse seiner Person betrifft, thut er immer mit den wenigsten Worten, mit kurzen Befehlen, oft mit bloßen Winken ab. Hingegen sobald von Geschichten des Alterthums, von Staatsverhältnissen, von kirchlichen Sachen, von fremden Ländern, von berühmten Personen Rede ist, weiß Niemand so viel zu sagen, als er. Ich erfuhr auch, daß er schon in Asien gewesen sei. Und unerschöpflich war er an mancherlei und merkwürdigen Erinnerungen von daher.

Ueberhaupt ich lebte in der Fischerhütte einen der interessantesten Tage, abgesondert von der übrigen Welt, beschränkt auf die beiden äusserst sonderbaren Gestalten aus Schottland. Miß Mary ist wahrhaft schön; die entstellende Tracht der Fischerin macht eben erst ihre Zartheit und den Adel ihres Gliederbaues auffallender und abstechender. Ja, es ist etwas Bezauberndes in ihrem feinen, gutmüthigen Lächeln; etwas Einnehmendes im Klang, im eigenthümlichen Ausdruck ihrer Stimme, und in ihren Urtheilen etwas Großes, Gedachtes.

Sir Ofallin lud mich ein, ihn in London zu besuchen, wo er den Winter bleiben will. Den Sommer ist er gewohnt, in Schottland auf seinen Gütern zuzubringen. Als ich ihm den Namen meines Vaters sagte, reichte er mir freundlich die Hand, und sagte: „Ein Mann im Lande Uz, schlecht und recht, gottesfürchtig und meidet das

Böse.“ Er kennt meinen Vater nur dem Namen nach, aber schätzt ihn sehr.

Die Nacht übereilte uns zu früh. Ich will dir, sobald ich in London Ruhe habe, noch das Wesentlichste aus den Unterhaltungen in diesem armen Fischerhause aufzeichnen. Nie habe ich ein merkwürdigeres und anziehenderes Paar gefunden, als den Greis und seine geist- und seelenreiche Enkelin. Morgen trennen wir uns.

Gute Nacht, mein Harry. Wärst du doch bei mir!

4.

Der Tod.

London, den 21. Oktober 1632.

Er hat ausgelebt. Mein guter Vater war der erste der Menschen, den ich sterben sah. Sein Tod brach mir Augenblicke lang das Herz; dann verklärte er mich. Nun weiß ich, was das Leben ist.

Ich war meiner so viel mächtig, die Einsamkeit zu fliehen, mich zu zerstreuen, um beim Bewußtsein zu bleiben. Das muß man in solchen Lagen thun; denn wie stark auch der Geist ist, der Leib hält's mit ihm nicht aus, und unterliegt. Ich fühle mich wie zermalmt in den Gebeinen, und wundere mich über meine Schwäche. Morgen thue ich eine Reise nach Irland und auf meine

Güter. Der Tod hat etwas Göttliches, Harry. Ich meine, ich sei ein Anderer geworden. Meine Seele hing bisher bloß mit dem Staube zusammen; nun auch mit dem Himmel ist sie eins. Glaubst du, ich leide? Ich bin glücklicher als je. Der Geist hat keine Thränen. Es ist Seligkeit im Ernst und Schauern, wenn Gott zum Menschen spricht.

Nur diese einfache Nachricht wollte ich dir vor meiner Abreise geben. Menge dich nicht in den gemeinen Troß der Menschen, die aus Freude und Leid und den allerheiligsten Dingen des Lebens spießbürgerlich-albern und albern-höflich Komplimentenstoff machen, und mit derselben Herzlosigkeit gratuliren oder kondoliren, wie sie gedanken- und herzlos zu Gott zu beten gewohnt sind.

Tröste mich nicht; denn ich bin glückselig, wenn ich auch Thränen auf den Wangen habe. Freue dich mit Schrecken auf den Tag, da dir dein Allerliebstes hinwegsterben muß; denn da wirst du Gott, und das Leben, die Bibel und die Natur, die Stimme des Alterthums und deiner Brust, wie eine neue Offenbarung, vernehmen. Selbst die Worte in diesen Zeilen wirst du erst dann verstehen. Lebe wohl, mein Freund.

5.

Das Privilegium.

London, den 7. Dezember 1632.

Der Ausflug that mir wohl. Auch dem geistigsten, größten Menschen kleben die irdischen Hefen an. Weinte nicht selbst der Gottmensch? Der Jüngling, der Mann, der Greis sind darin nicht vom Kinde verschieden. Sie sind so schwer von dem Gewohnten, Irdischangenehmen zu entwöhnen, als der Säugling von der Mutterbrust. Zerstreuung ist das wohlthätigste Mittel. Ich empfehle sie dir in ähnlichen schmerzvollen Herzverhältnissen.

Nun will ich dir erzählen, Harry, wie ich den Urheber meines Lebens aus dem Leben scheiden sah.

Als ich in London ankam, hatte er schon seit drei Wochen das Krankenbett bewohnt. Die Freude des Wiedersehens belebte ihn von Neuem. Alle versicherten, seine Krankheit wäre nicht gefährlich. Alle Aerzte versicherten es. Er glaubte es selbst. Ich glaubte es auch.

„Man muß aber auf ein Menschenleben nicht zu viel bauen!“ sagte mein Vater. „Trotz der Ehrenworte unserer Doktoren könnte ich einmal unversehens über Nacht von hinnen fahren. Und

wenn sie sich schon hintennach darüber ärgerten, oder aus ihren dicken Büchern des Breiten beweisen, wie das gegen ihren Willen so und nicht anders hätte kommen müssen: würden wir nichts davon haben. Darum besser, das Haus zur rechten Zeit bestellt. Du wirst Alles in bester Ordnung nach meinem Tode finden, Cecil, und mehr, als du erwartest. Ich habe sogar dafür gesorgt, mein Sohn, daß du einen ruhigen Winkel auf Erden finden könntest, wenn dich das gährende Vaterland ausstößt, oder du dich einmal freiwillig verbannen willst."

Diese Worte waren mir dunkel. Er befahl mir, einen der Schränke zu öffnen, und eine Schrift, die er bezeichnete, zu bringen. Es war eine königliche Urkunde, erst vor Kurzem ausgestellt in aller Form, wodurch dem Lord Baltimore und seinen Erben in Amerika der Besitz des unbewohnten, doch äusserst fruchtbaren Landes im Norden des Potowmakflusses mit dem wichtigen Privilegium zugesichert ward, Zivil- und Kriminalgesetze zu geben, Taxen zu erheben und Stellen zu vergeben. Se. Majestät, zu dieser Schenkung aus Liebe zur Verbreitung der christlichen Religion bewogen, hat sogar, für sich und die Erben seiner Krone, angelobt, diesen neuen Ländern zu keinen Zeiten irgend eine Taxe auflegen zu lassen.

Mein Vater sah lächelnd mein zweiflerisches

Lächeln, mit dem ich die Urkunde des uns geschenkten Königreichs betrachtete.

„Cecil," sagte er, „ich will wünschen, daß du nie in den Zwang gesetzt werdest, von diesem Privilegium Gebrauch zu machen. Aber ich sehe, es kommen stürmische Tage über die Welt, und was in Frankreich und Deutschland gährt, und dort Alles mit Bürgerblut färbt, wird früh oder spät auch über England kommen. Sind wir Katholiken, die wir nicht feig genug sind, den alten Glauben unserer Väter fahren zu lassen, sind wir nicht schon jetzt in unserm eigenen Vaterlande verspottet, verdrängt, verstoßen, verfolgt? Die Mehrheit der Nation ist vom neuen Glauben begeistert; der König selbst auf dem Thron nicht mehr sicher. Es kommt zum blutigen Bruch zwischen den Meinungsparteien, glaube mir; und wir Katholiken werden in diesem Kampfe unterliegen; denn wir fechten mit allzu ungleichen Kräften und Waffen. Schon jetzt sind wir an Zahl die Schwächern in England und Schottland. Auf Seiten unserer Gegenpartei stehen die bessern Köpfe. Sie hat den Eifer aller jungen entstehenden Gesellschaften; wir haben die Schlaffheit derer, die im Schatten ihrer Lorbeern ruhen. Jene Partei prediget Freiheit der Meinungen; die unserige Gehorsam und Glauben. Jene lehnt sich auf das ewige Recht der Geister; wir sprechen von

altehrwürdigen Uebungen, von Rechtsamen, die unserer Kirche gehören, und in alten Zeiten wohl erworben sind. Ich fürchte, wir unterliegen. Nein, ich sollte nicht sagen, daß ich fürchte. Denn wenn wir unterliegen, ist es der Beschluß der Vorsehung. Die Welt soll ein neues Kleid anziehen. Es ist eine große, geistige Verwandlung. In vielen Dingen haben die Protestanten Recht; aber in vielen Unrecht. Inzwischen, daß der größere Theil Deutschlands, Preussens, Polens, Böhmens, Schwedens, Dänemarks und selbst unseres Vaterlandes sich der Reformation so jählings zugewandt hat, ist ein bedeutungsvolles Zeichen."

So sprach mein Vater. Es kann dir, Harry, nicht anders, als wichtig sein, wie dieser tiefblickende, erfahrne, vielseitig durch Schicksal und Schule gebildete Staatsmann die gegenwärtigen allgemeinen Bewegungen der Welt ansieht. Darum will ich dir noch eine seiner Aeusserungen mittheilen.

„Die heutigen, durch Meinungsstreit entstandenen Uebel und Verwirrungen, die zum rohen, mörderischen Fanatismus gesteigert sind, müssen allerdings als eine Folge der wissenschaftlichen Fortschritte Europa's und der dadurch bewirkten größern Aufklärung der Nationen betrachtet werden. Es mußte dazu kommen, sobald die Völ-

ker zum Selbstdenken gelangten. Aber die der höhern Bildung entsprechenden Verbesserungen hätten ohne Gräuel zu Stande kommen können. Daß diese eintraten, daran sind Kurzsichtigkeit, stolzer Eigensinn und Ueberschätzung eigener Weisheit von Seiten unserer Geistlichkeit, besonders des römischen Hofes, und unserer Minister und Fürsten allein Schuld. Sie kannten den Geistesstand und das Bedürfniß der Unterthanen nicht. Sie träumten, das menschliche Geschlecht wie ein Erbgut bewirthschaften zu können; nur Befehle geben, nur drohen zu müssen, um Alles ins alte Geleise zurückzuschrecken. Sie irrten in der Ansicht der Völker. Diese hatten aufgehört, Maschinen zu sein. Unsere Großen kannten die Gewalt der Meinungen nicht. Sie beförderten wider ihren Willen den Sieg durch die Mittel, die den Untergang derselben bewirken sollten. Sie handelten so kurzsichtig, so unbesonnen und zeitlos, wie die Fürsten zur Zeit des ersten Christenthums, als sie dieses ausrotten wollten. Darum ward ihnen das gleiche Schicksal. Ich habe immer zu milden Maasregeln gerathen. Nichts bleibt unterm Monde ewig einerlei. Es entwickelt sich Alles zum Bessern und Höhern; aber wozu, wohin? Das ahnet kein Sterblicher. Bischöfe, Fürsten und Minister sind einzelne, ohnmächtige Personen, wenn die Völker nicht mehr mit ihnen,

oder sie nicht mehr mit den Völkern gehen wollen. Kein Hof ist stark, er halte es denn jederzeit mit der Mehrheit des Volkes. Gustav Adolf, der schwedische König, hat mehr Verstand, als die meisten der übrigen Staatsmänner. Er kennt seine Zeit. Dieser kleine Fürst ist auf dem Weg, Herr und Kaiser von Deutschland zu werden. Unser König hat die Liebe der Nation verloren, weil er mit Frankreich Frieden schloß, ohne das Schicksal der dortigen Protestanten zu sichern, und mit Spanien, ohne sich um das Loos seines eigenen Schwagers, des Pfalzgrafen, zu bekümmern. Der König meinte es gut; aber er ist in den Händen des leidenschaftlichen Erzbischofs Laud. Seine verschwenderische Hofpracht, seine willkührlichen Auflagen, sein Sträuben gegen Zusammenrufung des Parlaments bringen ihn und den Thron in die schrecklichste Gefahr. Denke an meine Worte, Cecil! — Die gleichen Ursachen haben in der Welt noch immer die gleichen Folgen gehabt. So lange ich um den König sein durfte, habe ich ernst, aber vergeblich gewarnt."

„Durch die Fehlgriffe unserer Staatsmänner", fuhr Lord Baltimore fort, wird Europa ein Raub blutiger Verwirrungen, und wird das öde Amerika bevölkert. Ich habe die besten Berichte vom Aufblühen unserer dortigen Kolonien.

Während der Regierung des vorigen Königs sind viele Tausend Menschen aus England, Schottland, Irland, Frankreich und Deutschland dahin ausgewandert. Die Auswanderungen dauern fort. Es sind gegenwärtig zahllose Menschen im Begriff, in die neue Welt überzuschiffen, die des fanatischen Glaubenshasses und der Verfassungen müde sind. Ich habe wegen meiner Treue am Bekenntniß der katholischen Kirche viel leiden müssen. Sollte ich genesen, so verlasse ich mit dir England, und suche mir jenseits des Weltmeers am Potowmak eine Freistätte. Darauf richte dich ein. Dies Privilegium, aus der Hand unsers Königs, sichert unserer schwerverfolgten Familie Leben, Ehre und Eigenthum, die in Europa jeden Tag gefährdeter sind."

6.

Der Abschied.

Ihm ward die ersehnte Freistätte nicht am Ufer des Potawmak, sondern in jenen Gefilden des unendlichen Weltalls, wo wir sie Alle einst finden.

Seine Schwäche nahm zwar sichtbar zu; aber die Aerzte hatten dieselbe, als Vorzeichen des beginnenden Genesens, vorausverkündet. Wie ich ihn eines Morgens besuchte, fand ich ihn zu mei-

nem Erstaunen ausser dem Bette in seinen gewöhnlichen Morgenkleidern. Gelehnt auf zwei Bediente war er zum Fenster gegangen. Er ließ sich zum Lehnsessel zurückführen. Ich war voller Entzücken über dieses seltene Wohlbefinden. Er lächelte gutmüthig zu meiner Freude, und sagte, als wir mit einander allein waren: „Uebermorgen, Cecil, wirst du anders reden. Hoffe von meinem Leben nichts. Es ist gebrochen. Ich weiß es, daß ich nun meiner Auflösung nahe bin. Mein Gefühl sagt's."

„Wie können Sie das wissen?" erwiederte ich: „Ihr Gefühl kann täuschen, und täuscht Sie."

Er schüttelte den Kopf. Er schien eine Weile über sich selbst nachzudenken; lächelte, und sagte: „Nein, mein Sohn, es täuscht nicht. Es ist kein körperliches Gefühl, sondern ein bestimmtes Ueberzeugtsein, ohne daß ich sagen kann, wie ich zu demselben komme. Es ist mir mein innerer Zustand klar, und doch kann ich nicht sagen, wie. Ich bin schon diesen Augenblick im Anfang des Sterbens, und habe ein deutlicheres Bewußtsein meiner selbst, als sonst. Nie im Leben ist mir alles Vergangene, nie die Gegenwart heller gewesen. Es ist dabei eine ruhige, ich möchte sagen, angenehme Empfindung. Nun weiß ich das, was mir oft unbegreiflich gewesen, aus Erfah

rung, daß Sterbende genau ihre Auflösungsstunde vorauserkennen. Die Körperbande fallen eine um die andere ab; die Seele wird freier. Sie ist größer und wunderbarer, als ich ehemals wußte."

Wie Lord Baltimore so sprach, glaubte ich schon ein Wesen aus andern Welten zu hören. Ich sank weinend zu seinen Füßen. Er legte die Hände auf mein Haupt, und segnete mich. „Bleibe dir selbst treu, Cecil!" sagte er. „Handle nach Ueberzeugungen, nach Pflicht und Recht, nicht nach gemeinen Begriffen von Ehre. Wer göttlich zu leben versteht, ist schon halb gestorben, und hat in Wahrheit schon den Tod besiegt. Um Gold, Ehrenstellen, Ruhm, Macht und andere Kleinlichkeiten, die die Leidenschaft gemeiner Sterblichen schmeicheln, hat er weder Kummer noch Freude. Das Wohlthätige, Gerechte und Wahre sind zusammen das höchste Gut. Lebe wohl, mein Freund. Gott ist mit dir, wenn du mit ihm bist. Lebe wohl, mein Sohn; es ist für einen Augenblick; wir bleiben dennoch ungetrennt. Lebe wohl, Cecil; nun gehe. Störe mich mit keiner Frage mehr. Ich lege mich, um nie wieder vom Bett aufzustehen. Ich will mit mir allein sein, und mein Abscheiden aus dem Leibe belauschen. Keine Arznei mehr. Man soll mir nur geben, was ich selbst verlange."

Ich küßte seine väterlichen Hände. Ich mußte aufstehen, und ihn verlassen. Das war sein Abschied. In der That redete er mit Niemandem mehr, ausgenommen, wenn er etwas begehrte. — Am dritten Tag des Abends nach jenem Abschied ward ich, auf seinen Befehl, gerufen. Ich stand vor seinem Bett. Er schien mich wohl zu kennen. „Siehe mich!“ sagte er einigemal, als wollte er mir zeigen, wie süß das Sterben sei. — Dann sprach er nach langer Pause wieder: „Bald, bald!“ Was er meinte, war nicht zu bestimmen. Weil er aber den Vorsatz hatte, sich im Tode selbst zu belauschen und zu behorchen, vermuthete ich, er fühle, es sei bald vollendet. Er lächelte nachher sanft, und sagte mit leiser Stimme: „Also das ist das Sterben? sonst nichts?“ Er schien noch mehr zu sagen. Ich lehnte mich über ihn. Er schlug die Aug n auf, und sagte ganz leise: „Stille, stille!“ Und in derselben Minute gab er den Geist auf.

Ich habe dir diese scheinbar geringen Umstände erzählt, Harry; sie scheinen mir von hoher Wichtigkeit zu sein. Wer kann sich des neugierigen Vorwitzes gar erwehren, zu wissen, wie es der Seele ist, wenn ihr an den Schwellen der Ewigkeit das alte Kleid abfällt?

Daß Lord Baltimore die Zeit seiner Auflösung mehrere Tage voraus wahrnahm, ist auf-

fallend. Und man weiß Aehnliches auch von vielen Andern, die verstorben sind. Es scheint, die Seele, wenn sie sich von den Sinnwerkzeugen des Körpers allmälig zurückzieht, konzentrirt ihre wunderbare Macht nur freier, gehört sich mehr selbst an, als sonst, da sie mit dem Leben des Leibes verbunden, von ihm befangen und gehemmt war, und auf die Sinne sich, um gehen zu können, wie auf Krücken, lehnen mußte.

Ich möchte das Sterben der Menschen ein Insichzurückkehren der Seele zu ihrer Einheit und Selbstheit nennen; und im Gegensatz das Geborenwerden eine wahrhafte Auflösung der Seele in mancherlei andere Naturkräfte nennen, mit denen sie aufs allerinnigste verschmolzen wird, um, vermittelst derselben, thätig auf einen Theil der Welt zu wirken. Im unentwickelten Kinde ist sie noch ganz versunken in die Tiefe und vorherrschende Macht der irdischen Kräfte, und von ihnen verschlungen. Je mehr sich die Lebenswerkzeuge entfalten, je selbstthätiger wird sie; und sie wird gegen die Aussenwelt, mit dem Absterben der Werkzeuge, zwar am ohnmächtigsten, aber wird dann ihrer wieder am selbstmächtigsten.

Wenn im hohen Alter manche Greise kindisch werden, ist ihre Seele darum nicht kleiner geworden, sondern sie sind, die sie sonst waren, nur verstehen wir sie nicht mehr. Die Seele ist

nicht mehr der abgestorbenen Nerven mächtig, durch welche sie sich in ihrem Glanz gegen die Aussenwelt offenbaren konnte. Die niedrigsten der Lebenskräfte, welche beim Kinde sich zuerst laut machen, bleiben wieder auch am letzten die wirksamern. Die ganz gemeine, irdische Pflanzenkraft verharret ja noch in Leichnamen, denen Haupthaar und Bart noch im Grabe wachsen. — Bei sogenannten wahnsinnigen Menschen ists wie bei kindisch scheinenden Alten. Wir verstehen sie nur nicht, weil ihre Seele in den Werkzeugen, durch welche sie sich der Aussenwelt kund zu thun hat, Zerstörung und Verwirrung findet. So thut sie sich zerstört und verwirrt kund, während sie sehr folgerecht und vernünftig in sich selbst ist. Sie gleicht einem vortrefflichen Harfenspieler, welcher, wenn er auf einer Harfe, deren Saiten verstimmt sind, das herrlichste Tonstück spielt, uns doch nur Unsinn hören läßt. Wir erkennen in seinem Spiele dann und wann Sinn für uns, wenn er mit den Fingern eben weniger verstimmte Saiten berührt. Daher kommt, daß Wahnsinnige in vielen Dingen sehr vernünftig urtheilen, während sie irre reden, sobald sie sich auf ihren falsch tönenden Gemüthssaiten laut machen.

Und so, nimm's mir nicht übel, Harry, sind mehr oder minder wohl die meisten Menschen, mit Ausnahme der Weisesten und der Naturmen-

schen, wahnsinnig in den barbarischen oder zivilisirten Ländern. Ihrer Seele feineres Werkzeug ist mehr oder minder, bald durch körperliche Ausschweifungen und Unmäßigkeiten, bald durch Leidenschaften, bald durch anhaltende Verwöhnungen, bald durch Erziehung hie und da verstimmt. Sind im Grunde nicht alle Vorurtheile, alle Grundsätze der Leidenschaftlichkeit oder der bloßen Unwissenheit ein Wahnsinn, wenn man sich nach ihnen der Aussenwelt thätig offenbart? — Gibt es nicht Menschen, die den Diebstahl schändlich heißen, und doch sich nicht überwinden können, zu stehlen? Gibt es nicht vernünftige Menschen, die die Wollust an sich verabscheuen, und sich ihr dennoch überlassen, und unvernünftig handeln? Sie sind in den Augenblicken vom Wahnsinn befallen, wie von einem Rausch, und verfluchen hintennach ihre That, wie sie sie vorher verfluchten.

Auch die heutigen Religionskriege in Deutschland und Frankreich, und die Verfolgungen bei uns sind Wahnsinn. Die Menschen handeln schnurstracks aller Vernunft, aller Lehre Christi entgegen, und bilden sich ein, recht vernünftig, recht christlich zu sein. Allerdings sind sie in ihrem Innern folgerecht; aber wie sie sich offenbaren, ist's Widerspruch und Unsinn. Ich verzeihe ihnen; sie wissen nicht, was sie thun.

Et mihi dulces
Ignoscent, si quid peccaro stultus, amici;
Inque vicem illorum patiar delicta libenter,

sagt der holde Freund Horaz.

Und so verzeihe du mir, daß ich, nach meiner leiden Gewohnheit im Schreiben und Plaudern, mich zu Dingen verirre, von denen ich mir gar nicht vornahm, mit dir zu reden; gleichwie ich hinwieder dir verzeihe, daß du mich seit vier Wochen ganz ohne Nachricht gelassen hast. Bist du noch in Neapel, mein Harry, oder in Rom? Rede! male mir dein Zimmer, deine Aussicht vom Fenster aus, deine neuen Bekannten, damit ich durch dich sehe, was du siehest, und ganz in dir leben könne.

7.

Der Neujahrsbesuch.

London, im Jänner 1633.

Ich saß am zweiten Tage des neuen Jahres im Zimmer einsam. Da ward mir ein Fremder gemeldet. Die Thür öffnete sich. Der Prophet Ezechiel trat herein. Diese Erscheinung machte einen wunderbaren Eindruck auf mich. Ich hatte seiner nicht ein einziges Mal wieder gedacht, seit ich in London war. Meines Vaters Krankheit und Tod, dann eine Last mannigfaltiger Ge-

schäfte hatten mir den Gedanken an alles Vergangene, nur nicht an dich, mein Harry, geraubt.

Das erste Wort des Greises war: „Mylord, der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sei gelobet! Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Ja. Segne Gott und stirb." — Ich umarmte ihn. Er fuhr fort, mit oft seltsamer, oft treffender Einmischung biblischer Redensarten vom Tode meines Vaters zu reden. Der Mann hat mitunter große Ideen. Er wollte mich nicht trösten; er wollte mich erheben. Wir verloren uns in sinnreiche Gespräche über das irdische und ewige Sein.

Sein Besuch war eine bloße Handlung der Dankbarkeit. „Sie haben", sagte er, „Ihr Leben für das meine gewagt. Der Herr wird vergelten. Ich bin zu arm. Aber auch ich, auch Maria, würden das Leben für Sie wagen und opfern. Wir können Ihnen nicht die geringste Freude für Ihre That bieten. Gott gab Ihnen, wessen Sie bedürfen, und das Beste: ein Herz voller Güte dazu. Möge er auch Ihre Augen erleuchten, daß Sie den wahren Weg des Lebens erkennen, und aus der Finsterniß des alten Irrthums in das Morgenlicht des reinen Glaubens treten."

„Sir Ofallin," sprach ich, „meinen Sie nicht, ich könne in meiner Kirche so gerecht sein vor Gott, als Sie in der Ihrigen?"

„Wie mag der Mensch gerecht sein vor ihm?“ antwortete er. „Siehe, der Mond scheint noch nicht rein, und die Sterne sind noch nicht rein vor seinen Augen: wie viel weniger ein Mensch, die Made, und ein Menschenkind, der Wurm?“

So leitete er das Gespräch auf einen Gegenstand, der ihm sehr am Herzen zu liegen schien, nämlich auf den Versuch, mich zu bekehren, und wie er es nannte, mich von der Abgötterei des Papstthumes in die Zionshallen der Presbyterianer zu leiten. Es war vergebens, daß ich dieser Art der Unterhaltung andere Wendung zu geben trachtete. Immer kehrte er dahin zurück. Nur die Herzlichkeit, mit der er sprach, und die Liebe, welche zu mir hervorleuchtete, versöhnten mich mit den Zumuthungen. Er sagte auch, daß sowohl er, als Maria, ohne Unterlaß Tag und Nacht für die Rettung meiner Seele zum Herrn flehen. Wer könnte so vieler Gutmüthigkeit zürnen?

Beim Abschied versprach ich, ihn zu besuchen. Er drückte mir die Hand, und sagte: „Höre das Gesetz von seinem Munde, und fasse seine Rede in dein Herz. Wirst du dich bekehren zu dem Allmächtigen, so wirst du für Erde Gold geben, und für Felsen goldene Bäche, und der Allmächtige wird dein Gold sein, und Silber wird dir zugehäuft werden.“

Mit diesen Worten verließ er mich.

Es ist mir immer unbehaglich in Gesellschaft solcher wunderlichen Menschen, mit denen man nicht reden kann, ohne in ihre Schwärmerei einzugehen, oder sie zu beleidigen und Gegner zu werden. Aber mit diesem Ezechiel läßt sich's leben. Kein Widerspruch kränkt ihn; er wird dadurch vielmehr nur milder, zärtlicher, gütiger, duldsamer. Seine Miene ist ehrwürdig, und doch unbeschreiblich einnehmend; seine Stimme hat etwas Feierliches, und doch zum Herzen Gehendes. Er hat Geberde und Majestät eines alttestamentlichen Weissagers, und das leutselige Wesen eines Johannes, des Jesusjüngers.

Schon den folgenden Tag, welchen ich der Abbezahlung lästiger Höflichkeiten geweiht hatte, stattete ich auch ihm den schuldigen Gegenbesuch ab. Er war abwesend. Ich ließ mich bei Miß Maria melden. Sie empfing mich.

Durch eine Reihe heller, nicht reich aber äusserst geschmackvoll möblirter Zimmer ward ich zu ihrem Kabinet geführt. Sie trat mir aus demselben entgegen. Ich erkannte sie kaum wieder. Sie war mir bloß in der Fischerintracht im Gedächtniß. — Eine zartere, edlere Gestalt habe ich in meinem Leben nicht erblickt. Ihr feines Gesicht war durch das Erröthen der Ueberraschung wunderbar verklärt. Eine lebendige, Rafaelische Cecilia. Ich ward fast verlegen, ihr

zu nahen. Sie aber mit leichter Unbefangenheit führte mich zum Kaminfeuer, und knüpfte ein Gespräch an, welches mich durch die feinsten Bemerkungen überraschte, bald durch Spuren mannigfaltiger Kenntnisse, wie man dergleichen selten bei unsern Britinnen findet, anzog, bald durch rührende Züge wahrhaft kindlicher Unwissenheit oder Unschuld, ich weiß nicht, wie ich's nennen soll, bald durch eigenthümliche Vorstellungen, an denen sie, bei meinen Widersprüchen, ich möchte sagen, eigensinnig festhielt. — Genug, sie ist durchaus keine unserer gewöhnlichen Schönen, weder dem Aeussern noch Innern nach. Man könnte sagen, sie wäre bezaubernd, wenn das Wort, das abgenutzte, auch nur den Umriß dessen bezeichnete, was sie wäre. Ich würde sie, bei aller ihrer Offenheit, eine geheimnißreiche Jungfrau nennen. Denn was sie redet, wie freundlich, wie harmlos sie es hinspricht, läßt etwas Fremdartiges in ihrem Geiste ahnen, gibt Empfindungen, wie ein Sonnenstrahl, der theilweise eine unbekannte, reizende Landschaft, von Nebeln umflort, enthüllt und versteckt. Man wird immer mehr angezogen, sie auszuforschen, ich weiß nicht, ob aus Neugier oder Verwunderung.

Ich werde dir wohl mehr von ihr melden. Denn Sir Ofallin, der bald nach ihr kam, hat mich eingeladen, so oft ich wolle, ihn zu besu-

chen. Ja, er bat mich darum. Ich merke wohl, sein Bekehrungseifer ist im Spiel. Die Schwäche muß man dem ehrwürdigen Alten verzeihen. „Sie führten mich", sagte er, „noch auf ein paar Jahre ins irdische Leben zurück; möchte mir's der Herr verleihen, Sie dafür dem ewigen Leben zuführen zu dürfen."

Indem er gegen das Fenster trat, zog er ein rothes Tuch von einem an die Wand gelehnten großen Bilderrahmen. Maria zuckte, als wollte sie wehren, und wandte schnell das Gesicht von mir, wie wenn sie ein Erröthen empfände, das ich dennoch wahrgenommen hatte.

Es war ein Bild von ihrer Hand gezeichnet, noch unvollendet; die wüste Gegend am Meer, wo ich meine Gestalt, über den halbtodt im Sand liegenden Ofallin gebeugt, wohl erkannte; Maria daneben auf den Knien mit ringenden Händen gen Himmel blickend. Eine reizende Gestalt; ihr edles Gesicht gut getroffen. Was muß doch das Mädchen wohl empfinden, wenn es so viel Schönheiten zeichnen muß? Aber dennoch keine Spur von Eitelkeit an ihr. Wie? könnte sie die so verbergen? Auch Ofallin's Züge sind, ungeachtet er ohnmächtig daliegt, sprechend. Sie sagte aber, sie habe des Großvaters Antlitz gezeichnet, als er, nach seiner Gewohnheit, das Nachmittagsschläfchen gehalten. Der Sturm in den fliegen-

den Gewändern, Haaren, einzelnen Grashalmen, Wolken, ist glücklich. Eine Geistergestalt, mehr Licht und Luft, als Körper, verschwimmend im Helldunkel der Luft, schwebend über der Figur, welche die meinige sein soll, deren Haupt mit einer Hand berührend, mit der andern aufwärts deutend, macht das Ganze etwas wundersam.

Ich zeigte fragend auf diese Himmelserscheinung.

„Unser Schutzgeist!" sagte Miß Mary.

„Siehe, er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen!" sprach Ofallin mit der majestätisch gehobenen Prophetenstimme.

Ich bemerkte, daß die überirdischen Wesen, in Kunstwerken dargestellt, mir noch nie recht gefallen hätten. „Sie stören", sagte ich, „die Täuschung, weil sie dem Verstand und der Erfahrung nicht zusagen; und befriedigen die Phantasie nicht, auf deren Geheiß sie dastehen, weil sie, als ätherische Geschöpfe, zu irdisch erscheinen. Miß Mary allein war der rechte Schutzengel; er machte den Fremdling aus den Wolken entbehrlich."

„Wie, Mylord?" lispelte sie, und sah mich mit einem durchdringenden, sonderbaren Blick an.

Ich versuchte, mich deutlicher zu machen. Ich nahm alle Erinnerungen aus Frankreich und Italien zusammen, um meinen Satz darzuthun, und

bewies das Schwierige der Darstellung überirdischer Dinge aus den besten Christusbildern, die uns nie genugthun.

Sie schwieg zu Allem; nur den Ausdruck „Fantasiegeschöpfe" wollte sie schlechterdings von Schutzgeistern nicht gelten lassen. „Mit gleichem Recht können Sie Alles auf diesem Bild Fantasiegeschöpf heißen!" sagte sie.

„Wir aber sind wirklich vorhandene Gegenstände. Uns können wir mit den Sinnen fassen. Wie wissen wir aber von Schutzgeistern, die wir nie sahen?" sprach ich.

„Wie wissen wir Gott, den wir nie sahen?" entgegnete sie. Sir Offallin schlug ernst die Augen gen Himmel auf.

Ich antwortete: „Offenbarung und Natur zeugen von ihm."

„Offenbarung und Natur, zeugen sie von den Geistern weniger?" fragte Miß Maria. „Haben Sie, Mylord, nicht feste Ueberzeugung, daß Ihnen, wie andern Sterblichen, ein geistiges Wesen inwohne, wenn Sie auch schon den Geist nicht mit Auge und Hand berührten?"

Ich bemerkte ihr, daß sich die menschlichen Geister durch Bewußtsein klar würden, und sich einander, vermittelst der Sinnenwelt und des eigenen Körpers, wie durch Werkzeuge, Kunde gäben. „Aber können wir das auch von Schutz-

geistern behaupten? Wo sprechen Offenbarung, Natur und Vernunft von diesen?"

Da unterbrach mich Sir Offallin mit einer ganzen Reihe biblischer Stellen, die mir, was die Offenbarung betraf, demüthiges Schweigen geboten. Meine Niederlage zu vollenden, schloß sich die schöne Enkelin an ihn, und that eine verfängliche Frage nach der andern an mich. Z. B.: „Ob ich denn glaube, daß Gott ausser dem Menschengeist keine höhere Wesen zwischen sich und den Sterblichen geschaffen habe? Ob ich glaube, daß die unendliche Kette der Natur zwischen dem allerhöchsten Wesen und dem Tiefsten plötzlich beim Menschen unterbrochen, und kein allmäliges Emporstufen vom Menschen zum Thron der Vollkommenheit sei? Ob dies der Vernunft wahrscheinlich sein könne?"

Allerdings konnte ich über die Metaphysik der begeisterten Jungfrau erstaunen. Ich mußte ihr die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit ihrer Geisterordnungen einräumen; nur wollte ich nicht ganz schimpflich meine Niederlage vollenden lassen, und setzte hinzu: „Wenn diese Wesen vorhanden sein mögen, wissen wir doch nichts von ihnen. Unsere Schutzgeister sind überdies nie so gefällig, zur rechten Zeit thätig zu werden. Würden sie aber thätig, dann möchte ich von der Freiheit des

menschlichen Willens nicht viel Rühmens machen. Haben sie nicht unmittelbar auf den menschlichen Willen und dessen Richtung Einfluß, sondern nur zu unserm Besten auf die uns umgebenden Umstände, so sehe ich nicht ein, warum Gott beständig Wunder thun müsse, uns zu warnen, zu leiten, zu spornen?"

„Warum?" sagte Miß Mary. „Ich denke darum, weil für uns Menschen Alles Wunder ist, was Gott thut. Oder begreifen wir's? Warnet, leitet, spornet er nicht durch Naturerscheinungen, Aeltern, Lehrer, Bekannte und Unbekannte? Warum denn nicht durch höhere uns befreundete Wesen? Ist das Thun von diesen wunderbarer, als das Thun der Naturerscheinungen, Aeltern, Bekannten und Unbekannten? Ich glaube kaum."—

Das ungefähr sagte sie; doch begriff ich sie nicht recht. Darum war mir's schwer, Widerlegung oder Antwort zu finden. Ich begnügte mich mit einer Querfrage, die mir plötzlich einfiel, und womit ich, ohne anders, zu entrinnen dachte: „Haben Sie schon Offenbarungen Ihres Schutzgeistes gehabt?"

Mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt sagte sie: „Manchmal schon, wie ich glaube."

Ich sah sie bei diesen Worten vermuthlich etwas verblüfft an; denn sie setzte hastig hinzu:

„Mylord, verstehen Sie mich wohl; ich glaube es! War's nicht ein fremder Geist, der auf den meinigen einwirkte: so müßte mein eigener ein höherer sein, als ich weiß. Daran zweifle ich, weil ich doch nicht anders bin, als Andere, und Andere solche höhere Kräfte nicht haben."

Ich wußte noch immer nicht, was ich aus ihren Reden machen sollte. Daher, um sie zu nöthigen, mir klarer zu werden, sagte ich bloß: „Zum Beispiel, liebe Miß?"

Da erhob ihr Großvater wieder die Stimme, und sprach: „Zum Beispiel, Mary hat Sie gekannt, ehe wir Sie gesehen hatten, Mylord. Auf der Reise nach Calais, als wir in Amiens des Mittags verweilten, saß Mary allein im Wirthshaus am Fenster. Da ich wieder in's Zimmer trat, eilte sie mir ängstlich entgegen, und sagte: Wir gehen einer großen Gefahr entgegen. Aber Gott ist mit uns. Wir sollen uns nicht fürchten. Wir liegen am Strand des Meeres, Gott sendet seinen Engel. Er erweckt einen Helfer, und der ist ein junger Mann, und so weiter. So sagte Mary, und beschrieb, Mylord, Ihre Gestalt, Ihr Alter, sogar die Farbe Ihres Haares. Als ich Sie nachher erblickte, Mylord, in der Fischerhütte, waren Sie derselbe, den mir Mary zu Amiens geschildert hatte."

Als Dun-Ofallin so redete, wagte ich's nicht, zu widersprechen. Ich gestand, daß so etwas über den Horizont meiner Erfahrungen und Kenntnisse hinaustrete, und empfahl mich der Huld von Maria's freundlichem Schutzgeist. „Mir," setzte ich lächelnd hinzu, „ist solch ein Glück noch nicht zu Theil geworden. Aber ich glaube wohl, schöne Miß, Engel spielen gern mit Engeln, darum haben sie mit mir nichts gemein."

Diese Antwort erregte in ihr leises Mißfallen. Sie brach plötzlich ab, und lenkte das Gespräch mit der ihr eigenthümlichen Besonnenheit auf andere Sachen.

Recht mit Absicht habe ich dir, Harry, dies umständlich erzählt. Was denkst du eigentlich dazu? Nie, sage ich dir, habe ich ein so junges Mädchen von so gereiftem Verstand, von so vieler Umsicht, so großer Geistesgewandtheit, und so seltsamen Einbildungen gesehen. Aber du müßtest sie sehen, sie selbst hören, um mein Erstaunen zu theilen. Nie werde ich diesen Neujahrsbesuch vergessen; doch die geschehene Einladung will ich benutzen, und den greisen Propheten und die schöne Geisterseherin näher kennen lernen.

8.

Die Audienz beim Erzbischof.

London, im Februar 1633.

Heil dir, glücklicher Harry, du wohnest, wie der Seligen einer, in dem Paradiese, welches die Natur mit eigenen Händen baute, und kennst keine Welt, als die du dir selbst durch die Fülle deines Geistes schaffen willst. Ich aber bin, o daß ich das sagen muß! seit ich wieder in meinem Vaterlande wohne, wie Einer, der in Verbannung lebt. Ueberall fremde Menschen, denen ich zuwider bin, und die mir, wenn es länger dauert, unerträglich werden. Ich bin, wiewohl ich kein Verbrechen auf mir habe, bloß des Kirchenglaubens willen, den ich von meinen Vorfahren erbte, gleich einem Geächteten. Die Presbyterianer, wie die Episkopalen, behandeln mich wie Einen, der mit Himmel und Erde im Widerspruch, Gott und Vaterland zugleich verrathen muß. Meine Treue am Glauben der alten Kirche wird mir von den Fanatikern Fanatismus geheißen. Ich will gern zugeben, Harry, daß in unserer katholischen Kirche mancherlei Mißbrauch eingeschlichen sei von alten, wüsten Zeiten her. Am tadelnswürdigsten ist die zudringliche Einmischung des römischen Hofes in weltliche Angelegenheiten der Staaten und einzelner Familien. Die Zeiten des Priesterregiments

bei vernünftig und mündig gewordenen Nationen sind vorbei, und sollen vorbei sein. Was geht es meinen innern Glauben an, ob der römische Stuhl mehr oder weniger Geldeinnahmen und Indulgenzen und Weihen und Dispensationen habe? Diese heiligen Finanzspekulationen, diese frommen Geldschmiedereien gehören nicht zum Christenthum? Aber was finde ich bei den Episkopalen der Protestanten? Ist es nicht der nämliche Priesterstolz, die nämliche pfäffische Bosheit und Herrschsucht? Was finde ich bei den wilden Schwärmereien der Presbyterianer, an zahllosen andern Sekten, die aus dem verwesenden Leichnam des alten Kirchenthums hervorgehen? Ich würde heute die Kirche ändern, wenn ich einen höhern Glauben anträfe. Aber übertreten heuchlerisch, aus Modeton, Politik, Menschenfurcht, Ehrgeiz — — keine Gewalt der Erde soll mich zwingen, mich mir selbst verächtlich zu machen.

Ich, wie alle Katholiken meines Standes, sind ohne Hoffnung, unserm Vaterlande dienen und nützen zu können. Wir sind verdrängt, gehaßt, wie Bastarde. Niemand steht uns gut dafür, daß wir nicht im ersten Pöbelaufruhr ermordet werden. Das schwankende Betragen des Hofes, der nur in Erweiterung oder Befestigung seines Despotismus nicht schwankt, verschlimmert die Sache der vielverdächtigten und vielverfolgten Katholiken. Wir

mögen sein oder thun, wie wir wollen, Alles verschlimmert unsere Sache. Wer da schweigt und gelassen duldet, wer ohne Vermögen, ohne Namen, ohne ausgezeichnete Gaben in unbemerkter Stille zu leben hofft, wird mit Füßen getreten. Wer durch Talent, Reichthum und Geburt die Augen auf sich zieht, wird nur um so heftiger verabscheuet und mit Drohungen umringt.

Das Leben ekelt mich täglich mehr an. Die Menschen treiben sich, wie im tollen Wahnsinn, durcheinander, wo jeder dem Abgott seiner Leidenschaft nachrennt, unbekümmert um den andern. Man versteht sich nicht mehr. Die Bande der gesetzlichen Ordnung lösen sich. Der König wird dem Volk verächtlich; der Hof verachtet und fürchtet das Volk. Es ist ungeheuere politische Verwirrung. Sie wird sich in Aufrühren und Revolutionen schliessen.

Der König bleibt seiner Erklärung treu; er will künftig ohne Parlament, aus eigner Kraft, regieren. Das Volk, ohne welches er Null wäre, soll Null sein. England will Er sein! Das Volk wird arm. Der Hof fährt fort in üppigem Glanz, die Kraft der Nation zu verschwenden. Seine Pracht und die tausend Bedürfnisse seines Aufwandes zu bestreiten, macht er willkührliche Auflagen, erzwingt er Darleihen, bereichert er sich mit Strafgeldern, welche die heillose Sternkammer

diktirt. Daß vor fünf Jahren die Hand eines fanatischen Meuchelmörders den schändlichen Herzog von Bukingham niederstieß, blieb für den Hof, für seinen Adel, für den ganzen Troß der Tirannendiener fruchtlose Warnung. Die Elenden verlassen sich auf ihr Kriegsvolk, auf ihr Geld. „Wir wissen, was wir wollen," sagte mir eines Tages solch ein Hofling stolz in's Gesicht; „der Pöbel aber weiß es nicht, und zerfleischt sich unter einander selbst. Wir haben Schatzkammern und Zeughäuser, genug, um den Pöbel nicht zu fürchten. Am mindesten gefährlich sind die einzelnen Schreier. Die bringt man schnell zum Schweigen, wenn sie sich ferner zu laut machen mit ihrem Geschrei von Freiheit und Volksrechten. Wollen sie im Gefängniß nicht besonnen werden, macht man die Freiheitsritter um eine Spanne kürzer, und stellt heilsame Warnexempel auf."

Was soll ich zu solchen Grundsätzen sagen? Sind das die Grundsätze, mit welchen man ein Volk beglücken, ein Reich groß, einen Thron fester machen kann? Ist denn die ganze Weltgeschichte ohne Lehre geblieben? Ist denn der Mutterwitz ganz aus dem Lande verloren gegangen? Man bekümmert sich um die wahren Bedürfnisse der Nation nicht, weil man sie nicht kennt; und man kennt sie nicht, weil man sie nicht kennen will. Der schwache König weiß nicht, was vor-

geht! Er beurtheilt die Nation nach den Urtheilen der Höflinge, die ihn umringen. Er hört nur den Wiederhall dessen, was er in seiner Selbstverblendung spricht. Die Stimmen der Nation werden unterdrückt. Jede freie Schrift empfängt den Schmachtitel eines Aufruhrlibells. Die Sternkammer erröthet nicht, zu den verhaßtesten und und unter allen Nationen verabscheutesten Maasregeln Zuflucht zu nehmen. Man stellt Spione und Horcher an, nicht nur heimliche, sondern öffentliche, mit Besoldungen und ehrlichen Amtstiteln. Man erbricht Briefe, läßt Hausuntersuchungen veranstalten; entweiht die Geheimnisse der bürgerlichen Familien mit unverschämter Frechheit; man schleppt, bloß aus Verdacht, auf Angebereien hin, ehrbare Leute in die Staatsgefängnisse, hält sie da Wochen, Monden, Jahre zurück; wenn man durchaus keine Schuld auf sie finden kann, läßt man sie wieder frei, und hat dann die Stirn, noch die Milde, die Gerechtigkeitsliebe der Regierung zu preisen. Welch eine höllische Gerechtigkeitspflege das, erst Unschuldige lange im Verhaft umherzuschleppen, und dann sich zu rühmen, sie nicht bestraft zu haben, weil man sie nicht bestrafen konnte! —

Sieh, Harry, so weit ist's bei uns in England gekommen. Der Ausgang der Dinge läßt sich vorsehen. Es werden die dem Hofe verhaßten

Grundsätze, eben weil sie verfolgt sind, desto eifriger, heimlicher verbreitet, desto begieriger von allem Pöbel verschlungen, Wahres und Falsches durcheinander. Der Brand frißt im Stillen um sich, bis die Flamme bei einem Anlaß und in einer Zeit aufschlägt, wo man sie allerwenigsten erwarten wird.

Dies, lieber Harry, nimm, als Einleitung zum Folgenden, was ich dir schreiben werde, aber ich selbst noch nicht weiß. Mehrere Vaterlandsmänner, und, aus unbegreiflichen Ursachen, die am meisten Leidenden, nämlich Katholiken, haben sich vereinigt, auf irgend eine Weise Schritte zu thun, das Loos ihrer Glaubens- und Elendsgenossen zu verbessern oder zu erleichtern, wenn es möglich ist. Sie haben viele Berathungen darüber gepflogen. Durch Baronet Kilbenny wurde ich in die Versammlung eingeladen. Einige äusserten ausschweifende Meinungen. Die große Mehrheit wollte auf gesetzlich erlaubten Wegen vorschreiten; verlangte nur durch Vorstellungen und Bitten bei Hof zu wirken. Andere schienen an Allem zu verzweifeln. Denn sie sahen die bisher versuchten Vorstellungen fruchtlos, und von der andern Seite Maasregeln der Gewalt gegen die augenblickliche Uebermacht des Hofes als vergeblich an; auch dann als vergeblich, wenn der Hof, beim endlichen Aufstehen der Nation, die

Uebermacht verloren hätte, weil alle Katholiken nur der Schwärmerwuth der Episkopalen und Presbyterianer preisgegeben sein würden.

Am Ende bin ich beauftragt worden, durch persönliche Unterhaltung mit dem Erzbischof Laud den letzten Versuch zu machen, und diesem über die Angelegenheiten unserer Kirche und deren Bekenner Licht zu geben.

Nun ist's geschehen!

Der Erzbischof ließ mich vor. Er hatte mir auf gestern Nachmittag die Audienz bestimmt. Er ist ein Mann von Gelehrsamkeit, Geist und vieler Gewandtheit. Er hat ein gefälliges Wesen; sein Aeusseres verkündet einen denkenden, kaltprüfenden Geschäftsmann. Dieser zweiundsechszigjährige Staatsruderer brennt für seine Lieblingsideen noch mit Jünglingsfeuer; aber zugleich hängt er mit zäher Hartnäckigkeit eines Greises, und ohne alle weitere Rücksicht, fest an dem, was er will. Er ist einer von den Menschen, die, weil sie obenan stehen, glauben, sie verstehen Alles am besten; die den Widerspruch für Rebellion halten und am zufriedensten sein würden, wenn die gesammte Menschheit zum Marionettenkram ihrer Hand würde. Dann, bilden sie sich ein, könnten sie die Arbeit unsers Herrgotts vollenden und die beste der Welten schaffen.

Er begann, mir über meinen verstorbenen Vater, über meine Familie, über mich selbst, viel Verbindliches zu sagen. Ich mußte ihm über die italienischen Höfe Manches erzählen; dann, bei seiner Frage, wie ich nach meiner Rückkehr England gefunden habe, sagte ich so schonend als möglich, was ich in der kurzen Zeit meines Aufenthalts erfahren hätte. Ich sagte ihm, man überschreite auf allen Seiten und bei allen Parteien in leidenschaftlicher Erbitterung das gerechte Maas. Es könne so unmöglich auf gute Weise enden.

„Sie haben Recht," sagte der Erzbischof, „Sie haben vollkommen Recht. All unser Unglück ist Wirkung des Parteigeistes. Wir müssen uns um den Thron des Königs zusammenschliessen, alle Ehrenmänner und dem tollen Parteiwirrwarr ein rasches Ende machen. Ich denke, der Augenblick ist nicht mehr weit, und der Sieg der guten Sache befestigt."

„Das gebe der Himmel!" rief ich; „aber nie schien mir dieser Sieg schwieriger, denn jetzt."

„Seien Sie ohne Kummer, Mylord. Es ist Alles wohl eingeleitet. Sie wissen ohne Zweifel, der König geht zu seinem Krönungsfest in wenigen Monaten nach Schottland. Verschiedene Häupter der Presbyterianer sehen ihren Irrthum und die Schädlichkeit ihres Widerstandes ein. Die andern werden folgen, oder müssen, wenn sie nicht wol-

len. Die presbyterianische Kirche wird mit der bischöflichen vereint, und somit die Suprematie des Throns in geistlichen Angelegenheiten über beide Königreiche anerkannt. Dann ist Friede."

„Aber die Spaltung könnte wohl auch fürchterlicher werden."

„Ich weiß, Mylord, was Sie sagen wollen. Sie halten seit einiger Zeit mit Dun-Ofallin, dem alten, fanatischen Narren, vielen Umgang. Ich wollte, Sie mieden ihn. Er schadet Ihrem Namen und Kredit. Er ist ein Wahnwitziger. Ich schone seiner, weil er in Schottland Anhang hat. Ist der König einmal in Schottland, dann wird dem Meuter auf andere Weise gesprochen werden. Ich rathe Ihnen, meiden Sie den Schwärmer, der bald zum Kinderspott wird."

„Und wir Katholiken? Was soll aus uns werden?"

„Mylord, die Katholiken werden das werden, was sie sein wollen."

„Wir wollen ruhige, treue Unterthanen sein, und flehen nur um die Gnade, daß man uns bei unserer Treue ruhig lasse; uns in unsern hergebrachten Rechten nicht beeinträchtige; nicht Papisten und Vaterlandsfeinde zu gleichbedeutenden Namen mache."

„Die Katholiken, Mylord, — Sie wissen es, so gut als ich — können dem Hofe nicht gefallen,

und sind der Nation verhaßt. Was wollen Sie, daß man für sie thun soll, wenn Hof und Volk einstimmig wider sie sind? Der Theil muß endlich dem Ganzen weichen. Es ist bei uns weniger Streit um Glauben und Kultus, als um den Einfluß der römischen Kurie. Letztern können wir in Britannien nicht länger dulden. Es soll uns kein Fremdling, der am andern Ende Europens wohnt, Vorschriften geben, und im Namen Christi brandschatzen. Es darf im Staat, wenn er wohlgeordnet sein will, kein Theil des Volk einen eigenen Staat machen. Das aber ist das Streben des katholischen Klerus. Er will unabhängig vom Landesherrn, will Meister sein, will wider den König eine Gegenmacht bilden. Darum hängt er dem Papst an. Das darf nicht sein. Wir wollen und müssen ein Volk sein, unter einerlei Gesetz, mit einerlei Interesse, mit einem König."

„Ich aber sollte glauben, dies könne Alles auch bei verschiedenen religiösen Ueberzeugungen bestehen, und zwar bei uns, wie ehemals und zum Theil auch jetzt, in andern Ländern. Gesetzt nun, die Katholiken können und wollen ihre Ueberzeugungen nicht ändern?"

„Mylord, dann müssen sie sich gefallen lassen, was die öffentliche Meinung, das heißt der Staat, gegen sie verhängt. Sie wissen, wie es den Protestanten, als Minderheit, in Frankreich geht."

„Verhüte Gott, daß es bei uns zum Bürgerkriege komme, und der wäre doch unvermeidlich."

„Hoffentlich wird es dazu nicht kommen; und wäre es, nun dann liesse sich sein Ausgang berechnen. Doch, wie gesagt, Mylord, dahin kommt's bei uns nicht. — Mylord, — da wir von der Sache reden, — ich habe schon mehrmals an Sie gedacht, Sie sind ein helldenkender Mann; Sie gelten bei Ihren Glaubensgenossen viel; die Irrländer sehen auf Sie; — Sie könnten dem König und der Ruhe des Vaterlandes wesentliche Dienste leisten."

„Ew. Gnaden, wenn ich das könnte, wäre mir mein Leben feil. Befehlen Sie."

Der Erzbischof nahm einen freundlichvertraulichen Ton an, und führte mich zum Kaminfeuer. Wir setzten uns, und nun fing er lange Rede über den Unterschied der Episkopalen und der päpstlichen Kirche an; zeigte ihre Uebereinstimmung in den wesentlichsten Dingen; stellte die abweichenden Lehren der Katholiken als Mißbräuche und Irrthümer dar; sprach darauf von meiner Pflicht, für König und Ruhe des Staates Alles zu opfern, und, wenn ich's wollte, welche glänzende Aussichten mir geöffnet werden würden. Er endete damit, mir vorzuschlagen, zur englischen bischöflichen Kirche überzutreten, und meine Freunde zur Nachfolge zu bewegen. Ich erwartete diesen Ausgang seiner Rede.

Du kannst dir denken, Harry, was ich ihm ungefähr antwortete. Ich verachte den Heuchler. Wer wider seine Ueberzeugung in eine andere Kirche übertritt, und eine Art des Glaubens bekennt, welche nicht in seiner Brust wohnt, ist ein Niederträchtiger; so wie der nicht minder ein Heuchler ist, welcher in der Kirche seiner Vorfahren bleibt, deren Glaubenssätze seiner Ueberzeugung widersprechen, und nicht in diejenige Kirche frei hineintritt, mit deren Lehren er eines Sinnes ist. — Und könnte ich Heuchler genug sein, in eine der protestantischen Sekten überzugehen, so würde mein Uebertritt nur mir verdiente Schmach zuziehen, keine Nachfolge erwecken, und die Kirchenpartei entehren, zu der ich träte.

Der Erzbischof wandte seine ganze Ueberredungskunst an, mich zu erschüttern. Er erreichte seinen Zweck so schlecht, daß er zuletzt sichtbar empfindlich ward, und meine Festigkeit nur wie eigensinnigen Trotz ansah, mit dem ich ihn ärgern wollte.

Er brach das Gespräch jählings ab, stand auf, und machte Miene, Geschäfte zu haben. Nun aber war's an mir, ihn noch um Gehör zu bitten. Er gab sich etwas lau dazu her. Ich fing an, ihm die bedenkliche Lage des Reiches vorzustellen. Ich zeigte ihm, daß England durch bürgerliche und religiöse Parteien zerrissen sei; daß, wenn der

König nicht König aller Parteien wäre, sondern nur König einer Partei, die andern ihn bloß als Haupt ihrer Feinde ansehen würden. Gefährlich sei es immer, wenn ein Fürst mit seinem Volk zerfallen wäre; aber auch, wenn er in dem Prozeß die Oberhand behielte, bleibe der Prozeß selbst ein Flecken seiner Regierung und seines Lebens. Ich bewies ferner: daß, wenn der König glaube, durch die große Zahl der Bekenner aus der bischöflichen Kirche, die er begünstige, stark genug zu sein, er doch auf diese Stärke nicht viel zählen dürfe, weil die Bekenner der bischöflichen Kirche wieder politisch getrennt wären, und die Mehrheit derselben mit den übrigen Kirchenparteien den Kummer und Verdruß über Unterdrückung der Volksrechte, über Vernichtung des Parlaments, über das eingeführte Spionensystem über die durch die Sternkammer veranstalteten Verhaftungen, über die Erbrechung der Briefe, über die Hausdurchsuchungen, über die Vernichtung der Denk- und Preßfreiheit, ja der Redefreiheit, über die willkührlichen Auflagen, und dergleichen theilten. Ich stellte ihm vor, daß die Unzufriedenheit dadurch, daß man mit Befehlen und Verhaftungen Alles zum Schweigen brächte, nicht gestillt, sondern vermehrt, stummer aber inniger gemacht würde; daß es der Hof früh oder spät bereuen könnte, das Herz der Nation durch

harte, ja zweckwidrige Maasregeln unversöhnlich erbittert zu haben. Die Nation fordere in kirchlichen Dingen nur Duldung. Möge die Mehrheit des Volks in England bischöflich sein; aber man hindere die in Schottland nicht, Presbyterianer, die in Irland nicht, Katholiken zu bleiben. Die Nation fordere in politischer Hinsicht gesetzliche Ordnung, weil in dieser allein nur wahre Freiheit wohne; ausser derselben nur Anarchie des Volks, oder Despotismus des Hofes statt finde. Gesetzliche Ordnung aber bestehe nicht, so lange der Hof seine Befehle statt der Gesetze gäbe, und die Willkühr Eines, oder einiger Personen den Willen einer ganzen Nation bände, die dadurch zur Knechtschaft entehrt würde.

Ich wollte darauf von den Katholiken, ihren bescheidenen Wünschen reden, — aber Laud unterbrach mich schnell; ward heftiger, als ich von einem so klugen Staatsmann erwartete, und fragte zuletzt kurz: „Mylord, reden Sie in Ihrem Namen, oder aus Auftrag der Katholiken?" Ich antwortete: „Nur in meinem Namen; aber was ich sage, ist Gedanke und Wunsch aller meiner Glaubensgenossen."

„Das Letztere müssen Sie erst beweisen können!" sagte er, und eine zornige Röthe überflog sein Gesicht. „Ihre übrigen Bemerkungen, die Sie mir vortrugen, erlauben Sie, daß ich ebenfalls

offen rede, sind zum Theil einseitig, zum Theil falsch, weil Sie die Lage der Dinge mißkennen; zum Theil, nehmen Sie mir's nicht übel, besonders was Ihre prophetischen Drohungen gegen den König betrifft, aufs gelindeste gesagt, unbescheiden."

Bei diesen Worten ging er rasch von mir, und klingelte seinen Leuten im Vorzimmer. Ich verstand, daß er mich entfernen wollte, und verabschiedete mich.

Harry, ich sehe Unglück vor. Die Nachricht von meiner Unterredung mit Laud hat meine katholischen Freunde in die unbeschreiblichste Bestürzung und Verzweiflung gebracht. Ich beruhigte sie einsweilen damit, daß ich eine unmittelbare Audienz beim König selbst suchen wolle. Sie haben aber wenig Glauben an das Gelingen dieses Schrittes. Ich selbst nicht.

Es mag noch einige Jahre gehen; aber lange kann ein so widernatürlicher Zustand nicht dauern. Er ist widernatürlich, weil der König seinen Unterthanen einen Zustand aufdringen will, welcher durchaus mit den Bedürfnissen und Einsichten der Nation nicht vereinbar und übereinstimmend ist. Er zerstört die Natur der Dinge, und will eine andere geltend machen. Der König ist von seinen Umgebungen übel berichtet; aber diese selbst kön-

nen unmöglich von der Lage des Volkes Klarheit der Vorstellungen haben. Denn, weil sie Allen Schweigen gebieten, ausser den Maulfreunden ihrer Partei, hören sie nichts mehr. Nun halten sie das Schweigen für Beruhigung oder Zufriedenheit der Masse; halten, was nach ihren Begriffen das Beste ist, für Ueberzeugung und Willen des achtbarern Theils der Nation; nennen hingegen Alles, was ihren Maasregeln widerspricht, Rebellionssucht, Meuterei, Volksaufwieglerei, und gehen in Selbstverblendung so weit, daß sie sich für untrüglich achten, und gar nicht begreifen, wie eine und dieselbe Sache, von oben herab gesehen, ganz anders dasteht, als wie, wenn sie von unten hinauf betrachtet wird.

Oder glaubst du, Gährungen, wie diese, können ohne furchtbare Ausbrüche bestehen? Hier ist's um Meinungssachen, Geistesangelegenheiten, Ueberzeugungen zu thun. Den Hunger und Durst des Leibes kann man mit Nahrung stillen, oder seinen Trotz mit Ketten und Kerkern bändigen; nicht also den Hunger und Trotz der Geister. Nicht die Gewalt beherrscht den Gedanken, sondern der Gedanke beherrscht die Gewalt, und die verzweifelnde Seele bietet zuletzt den Leib an Todesgefahren feil, um ihre höhere Sache zu retten. Das Vorgefühl des mit unbesonnener Staatsklugheit, oder vielmehr Staatsthorheit, herbeigezogenen Un-

glücks meines Vaterlandes quält mich oft peinlich. Die heute zu früh triumphiren, werden einst zu spät darüber weinen. *) Wie die Sonne am Himmel, hat das Schicksal des Sterblichen, des Volks, des Menschengeschlechts seinen bestimmten Gang unter unabänderlichen Gesetzen der ewigen Weltordnung.

Harry, ich finde, daß das große Verderben der Staaten seine Urquelle in der heutigen Ver-

---

*) Es ist bekannt, welchen Ausgang diese Händel hatten. Die Unruhen stiegen. Karl I, vom Bischof Laud verleitet, versuchte erst durch Unterhandlungen, dann mit Gewalt die englische und schottische Kirche zu vereinigen. Darüber kam es in Schottland im Jahre 1637 zum Aufstand. Der Lärmen in der Domkirche zu Edinburg vergrößerte sich bald zur Gesetzlosigkeit und Empörung in Schottland und England. Die Hefen des Pöbels schwammen, wie immer, in der allgemeinen Umwälzung obenauf; die Guten gingen unter, oder wurden nicht gehört. Schuldige und Unschuldige fielen durchs Schwert, oder durch das Beil des Nachrichters. Auch Bischof Laud mußte auf dem Schaffot sterben; selbst König Karl ward zum Tode verurtheilt, und am 30 Jänner 1649 enthauptet. Er war von Natur ein gutmüthiger Mann, aber schwach, von falschen Rathgebern geleitet. Er zeigte sich erst in Seelengröße, als ihn nichts mehr vom Untergang retten konnte.

ziehung der Jugend hat, folglich in der Geistesblindheit und heillosen Befangenheit der Alten. Alle Gesetzgebungen sind eitel, wenn die, für welche sie aufgestellt sind, moralisch untauglich bleiben, sie zu begreifen und auszuüben. Die Solonen, Lykurge und Numa's der Vorwelt und unserer Tage begehen daher den ewigen Rechnungsfehler, daß sie Strafgesetze für Verbrechen erfinden, statt durch weise Stiftungen die Verbrechen selbst zu mindern. Sie arbeiten also mehr dem Henker und Kerkermeister in die Hand, als daß sie Zufriedenheit der Völker vermehren. Das ist das Unglück.

Denke dir ein Land, in welchem die Tugendhaftesten und Weisesten des Volkes ausgesucht würden, um die Vornehmsten des Volkes — nämlich Lehrer der Jugend, zu werden, und dafür königlich und mit Ehren belohnt würden; wo man Abscheu gegen bloß viehische Sinnenschwelgerei früh empfinden und üben liesse, und Lebensverachtung lehrte für die höchsten Güter des Lebens: Wahrheit, Recht und Freiheit durch Gesetz. Da würde zuerst jeder Ehrsüchtige, Gewaltthätige, Geldhungrige wie ein Wahnsinniger zu behandeln sein, und jeder Trunkenbold und jeder Wollüstling wie ein Vieh angesehen werden. — Nun aber gilt das Heilige am wenigsten; Sinnenschwelgerei, Ehre, Gewalt, Gold, wie bei allen Wilden und Barbaren, das Höchste. Alles ist verkehrt, und

daher selbst das Himmlische in den Koth niedergezogen. — Und wehe dem, der das wagt laut auszusprechen.

9.
Die Bekehrungsversuche.

London, am 3. März 1633.

Ich war in dieser Zeit oft bei Dun-Ofallin und seiner schönen Enkelin. Nirgends in London konnte ich das wüste Zeitalter und mich selbst so ganz vergessen, als dort. Das Mädchen — du spöttelst in deinem letzten Brief über mein Herz — nun ja, es hat Eindruck auf mich gemacht; aber Liebe und Verliebtheit ist da nichts zu nennen. Da ist keine Leidenschaft, welcher alles Andere unterliegen müßte. Ich würde die Gesellschaft dieser presbyterianischen Familie ungern vermissen; aber sie zu entbehren, wäre ohne Störung meines Glückes möglich.

Gern behorche ich mein Inneres über diesen Punkt. Es ist das erstemal im Leben, daß ein Mädchen durch Geist, Schönheit und Anmuth des reinsten Gemüthes mein Wohlgefallen in solcher Stärke an sich zieht. Bin ich aber in Mary's Gesellschaft, ist's auch nur dies stille Wohlgefallen, welches mich belebt; nichts anderes. Ich bin ruhig, gelassen, in meiner Alltagslaune. Ich gehe eben

so zufrieden, als ich zufrieden gekommen bin. Unsere Unterhaltungen haben nichts, das auf irgend eine Leidenschaft hindeuten könnte, wiewohl ich zugebe, daß dies Mädchen fähig wäre, Leidenschaften zu entflammen.

Inzwischen bemerkte ich an mir bald, daß ich in meinen Zimmern, wenn ich einsam war, oft größere Sehnsucht nach jener Gesellschaft hatte, als der Genuß groß war, diese Sehnsucht zu stillen. Ich bemerkte, daß ich, war ich nicht bei Marien, sie mir unendlich schöner dachte, als ich sie, sobald ich zu ihr kam, in der Wirklichkeit erblickte. Vielmals ertappte ich mich auf schwärmerischen Träumereien, und ward überzeugt, daß nur die Einbildungskraft, nicht die Wirklichkeit es ist, wodurch Leidenschaften entzündet werden. Um von diesen frei zu bleiben, ist's am kürzesten, die gefährlichen Gaukelspiele der Phantasie zu meiden. Das that ich; und ich ließ mich nie selbst einsam. Ich gewöhnte, ich zwang mich, Marien als gleichgültige Person zu betrachten; besuchte andere Gesellschaften häufiger; blieb nie geschäftlos, und ging zu sehr ungleichen Zeiten zu Ofallin. So blieb ich, bei allen Reizen Mary's, eigener Herr. — Folge meinen Fußstapfen, Harry, wenn dir eine Mary begegnet.

Ofallin sieht wenig Gesellschaft; noch seltener fand ich fremde Frauenzimmer in der Gesell-

schaft seiner Enkelin. Sie verlassen das Haus nur, um in London Merkwürdigkeiten oder die Kirche zu besuchen. Mary lernt die Harfe bei einem jungen Italiener, Namens Fracastelli. Er gehört gewissermaßen zum Hause. Er ist eine Eroberung des frommen Ofallin, der ihn von der katholischen Kirche abtrünnig und zu der presbyterianischen bekehrt hat. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Beinahe argwohne ich, die reizende Enkelin hat mehr Theil an der vermeinten Bekehrung gehabt, als der ehrwürdige Alte. Der junge Mensch kann sich nicht verhehlen. Er ist Gluth und Seele, wenn er unterrichtet, wenn er zu Mary spricht, wenn sie ihn anlächelt. Er hat das Wesen, wie Einer, der sich selbst nicht mehr angehört. Er ist ein Anderer, wenn man ihn allein spricht, und ausser Mariens Nähe eine todte, erloschene Kohle. Mary benimmt sich mit ihm, wenigstens in Gesellschaft, so gütig, wie mit mir und jedem Andern. Zuweilen zwar schien mir's, als schliche sich in ihr Betragen etwas Zärtlicheres gegen ihn ein; zuweilen aber, als wäre sie gegen ihn wieder etwas kühler, denn gewöhnlich. Ich weiß nicht, wie die jungen Leute mit einander stehen. Doch läßt sich sehr gut Alles aus ihrem längern und vertrautern Umgang erklären. Auch geht mich die Sache wenig an.

Der Alte läßt mit seinen Bekehrungsversuchen

noch nicht von mir ab. Sogar Mary mischte sich in das Geschäft, vermuthlich von ihrem Großvater dazu ermahnt. Mit ihr aber hatte ich leichteres Spiel. Die Religion des Herzens geht ihr über die Religion des Kopfes; und so konnte ich ihr in voller Wahrheit sagen: „Miß, wir sind eines Gottes und eines Glaubens. Oder meinen Sie im Ernst, ich würde als Presbyterianer frömmer und besser sein, denn als Katholik?"

Sie antwortete mir mit fester Stimme: „Nein, Mylord."

„Oder meinen Sie, Miß Ofallin, Ihre katholischen Voraltern seien dem höchsten Wesen minder lieb gewesen, als ihm heute die Presbyterianer sind?"

Sie antwortete noch einmal eben so fest ihr Nein.

„Nun denn, so will ich Ihnen mein offenes Bekenntniß ablegen," setzte ich hinzu. „Ich finde in der katholischen Kirche selbst viel Irriges, Untaugliches; das Beste darin ist das Göttliche, nicht das aus spätern Zeiten zugefügte Menschenwerk und Geträume. Eben dies Göttliche erkenne ich in den Kirchen und Leben der Presbyterianer, Puritaner, Episkopalen, und wie sie alle heißen; aber auch eben jenes hinzugewachsene häßliche Menschenwerk, welches mir mißfällt. Ich könnte also nicht die Religion, sondern nur die Kirche tauschen; das

heißt, eine mängelvolle Einrichtung und Nebenmeinung mit der andern. Ist das der Mühe werth? Könnten Sie mich höher achten, wenn ich, ohne Ueberzeugung vom Bessern, mich zu Ihrem Kirchenbrauch hinwenden würde?“

Sie stand eine Weile mit gesenkten Blicken sinnig da. Dann schlug sie die Augen auf, sah mich mit einem Blick an, der mich durchdrang, faltete die Hände mit Inbrunst, wie eine Bittende, und sagte: „Ach Gott, wenn es möglich wäre, wenn es sein dürfte!“ Sie sagte das mit einer Stimme und Geberde, helles Roth überströmte dabei ihre Wangen — sie hätte einen Türken zum Proselyten machen können. Dann drehte sie sich mit einer ihr ungewöhnlichen Heftigkeit von mir weg; sah durchs Fenster auf die Gasse, und ließ mich wegen der Antwort in Verlegenheit. — Ruhiger wandte sie sich dann wieder zu mir, und sagte: „Mylord, ist dies Ihr unwandelbarer Sinn?“ — Und als sie meine Bejahung hörte, sprach sie: „Wohl, Mylord, ich ehre Ihre Denkart. Ich will Sie nicht weiter plagen. Ueber diesen Gegenstand sprechen wir nie wieder.“

Desto öfter hebt der Alte davon an. Als ich ihm aber eines Tages vom Antrag des Erzbischofs Laud sagte, mich von der katholischen Kirche zu der bischöflichen zu wenden, gerieth er in heiligen Zorn. „Vom Fegefeuer zur Hölle!“ rief er.

„Mylord, lieber möchte ich Sie als Katholik sterben sehen, damit Sie nicht vom Irrthum in Heuchelei stürzen. Diese Episkopalen sind aus der Blindheit zur Verblendung gelangt, und von der Erstarrung zur Verstocktheit. Sie liegen in der Hölle, wie Schafe; der Tod benaget sie. Ihr Thun ist eitel Thorheit. Aber die Frommen werden gar bald über sie herrschen, und ihr Trotz muß vergehen; in der Hölle müssen sie bleiben."

Dieser Zorn des frommen Greises gegen die Episkopalen hat gute Folgen für mich. So oft er von Bekehrung spricht, lasse ich nun die Episkopalen dazwischen treten.

10.

Die Audienz beim König.

London, am 20. Mai 1633.

Du hast Ursache, unzufrieden mit mir zu sein. Ich verdiene deine Vorwürfe, mein Harry. Ich hätte dir wenigstens mit wenigen Zeilen ein Zeichen meines Lebens geben können. Ich unterließ es, weil ich's von Tag zu Tag verschob. Aber nun sollst du, statt des Briefes, ein ganzes Buch von meinen Abentheuern erhalten. Ein Strom von seltsamen Schicksalen fluthete mich aus dem Geleise meiner üblichen Lebensart hinweg. Ich will dir Eins um's Andere erzählen.

Am 6. März ward ich beim König zur Privataudienz gelassen. Ich hatte mit Ungeduld darum gebeten; noch ungeduldiger erwarteten meine Freunde den Ausgang derselben. Das Loos der Katholiken sollte dort gezogen werden.

Der Empfang beim König war kalt und verkündete Ungewitter. Der Monarch, sonst äusserst liebenswürdig, war diesmals wortarm, trocken, und hatte in seinem Thun und Lassen Gezwungenes. Ich bemerkte es; ließ mich aber nicht schrekken. Er befragte mich erst um meine Reisen. Doch in seiner Miene, in seinem Tone fand ich vollen Widerspruch mit seinen Worten. Er fragte um Dinge, die ihm äusserst gleichgültig waren. Auch unterbrach er mich bald, und fing von meinem Vater an. Er lobte die Tugenden desselben auf eine Weise, als wollte er damit nur ausdrücken, was er an mir vermisse. Ich betheuerte meine innigste Anhänglichkeit.

„Geben Sie sich keine Mühe," sagte der König mit etwas verdrießlichem Blick; „es ist mir nicht unbekannt, wie Sie von mir denken."

Als ich meine unwandelbare Ehrfurcht betheuern wollte, unterbrach er mich abermals, und verlangte mit wenigen Worten die Ursache zu wissen, die mich zu ihm führe. — Ich sprach darauf mit aller Ehrerbietung, und Umsicht, aber auch mit aller Kraft und Lebendigkeit, welche das Gefühl des

Rechts gewährt, von der verzweiflungsvollen Lage seiner katholischen Unterthanen.

Er ließ mich ausreden, hörte mich aufmerksam an, und sagte dann nach kurzem Stillschweigen des Nachdenkens folgende wichtige Worte: „Lord Baltimore, Sie denken als Unterthan; ich denke als König. Ich werde als König handeln; vergessen Sie nie, als Unterthan zu handeln. Ich will in meinen Reichen Frieden, Eintracht, Ruhe; ohnedem kein Glück. Um Religionskriege zu verhüten, muß ich strenge Maasregeln nehmen. Sie thun mir leid, Ihres Vaters wegen. Was Sie für die Katholiken begehren, kann ich Ihnen nicht gewähren. Ich bin Ihnen keine Rechenschaft darüber, sondern sie nur dem Himmel schuldig. So wenig kann ich für Sie thun, daß ich bei dem gegenwärtigen Parteihaß, beim Zorn der Volksmenge gegen die Katholiken, Ihnen kaum persönliche Sicherheit versprechen kann. Dahin, leider! ist es durch die Widerspenstigkeit der Katholiken und Presbyterianer gekommen. Sie haben sich, Mylord, durch Unvorsichtigkeit geschadet. Ich kenne das katholische Komplott, in welches man Sie hineingezogen hat. Lassen Sie sich zu keinen Unbesonnenheiten hinreissen. Sie sind bei der Sternkammer beklagt. Man hat ein Auge auf Sie. Aus Achtung für Ihren Vater, und Ihres eigenen Friedens willen, gebe ich Ihnen den Rath, ent-

fernen Sie sich auf einige Jahre aus England. Ihre Verhältnisse gestatten nicht, eine untergeordnete Rolle zu spielen, oder müßiger Zuschauer zu bleiben. Entfernen Sie sich auf einige Zeit. Neutral können Sie nicht sein, wenn Sie in England wohnen. Sie haben Todfeinde. Es sollte mich schmerzen, Sie durch Gewalt der Umstände oder durch demokratische Grundsätze, früh oder spät, unter den Gegnern meiner Verfügungen zu erblicken. Was ich thue, ist für Englands Glück. Aber es kann einige Stürme geben; ich fürchte die nicht. Die werden mein Werk vollenden helfen.“

Ich bat um Erlaubniß, einige Worte vor Seiner Majestät zu meiner und der Katholiken Rechtfertigung aussprechen zu dürfen. Er ertheilte sie. Ich entdeckte ihm mein Verhältniß zu den Katholiken; das Verhältniß meiner Freunde, deren Zusammentritt man als Komplot dennunzirt zu haben schien; sprach von der gährungsvollen Stimmung der Nation, und von Allem, was ich schon dem Erzbischof Laud gesagt hatte, um den König zum Nachdenken über die gefährliche Lage des Reiches und zu mildern Gesinnungen zu bringen. Dann, nachdem ich lange geredet, schwieg ich.

„Haben Sie Alles gesagt, was Sie sagen wollten?“ fragte er ruhig. Ich bejahte es. „Gut!“ entgegnete der König: „So bereiten Sie sich,

England zu verlassen. Es thut mir leid um Sie. Ich rathe Ihnen, wie ich meinem besten Freunde unter solchen Umständen rathen würde. Wenn Sie zu mir kommen, Abschied zu nehmen, werde ich Sie gern empfangen.“

Damit entließ mich der König.

In der That, Harry, die sonderbaren Aeusserungen des Königs [illegible] dringender Rath, England wieder zu verlassen, erfüllten mich mit Unwillen. Tausend Gedanken verwirrten sich in mir. Ich weiß noch jetzt nicht, wie ich aus dem Schloß, wie ich in den Wagen kam.

Abends erschienen, laut Verabredung, meine Freunde bei mir. Ich trug ihnen meine Reden und des Königs Antworten vor. Es war Todesstille. Niemand veränderte die Miene. Als sie die wiederholte, dringende Mahnung des Königs hörten, ich sollte England auf einige Jahre meiden, schien der Ernst Einiger in Erstaunen, der Andern in Hohn überzugehen. — Nachdem ich geendet hatte, sprang Oberst James-Dikinson auf — du kennst den Brausekopf? — und schrie: „Er ist verloren, der König!“ — Ganz seltsam wiederhallte es aus dem Munde der meisten Andern im vollen Mißverständniß dessen, was Dikinson gesagt hatte: „Wir Katholiken sind verloren. Uns hilft nichts mehr. Es kommt zum Bürgerkrieg. Wir unterliegen!“

Nachdem der erste Lärmen gestillt war, trat man in Berathung. Du kannst leicht denken, wie verschieden die Meinungen fielen. Alle diese Meinungen aber waren am Ende doch nur Wirkungen der ersten verzweiflungsvollen Bestürzung. Einige, ganz entmuthet, wollten in der Zurückgezogenheit von allen Geschäften ihr Schicksal abwarten; Andere Hab' und Gut verkaufen, und sich auf dem festen Lande niederlassen; die Meisten aber sich in ihre Heimathen begeben, des Königs Aeusserungen kund thun, Bewaffnungen in aller Stille veranstalten, und mit dem Schwert versuchen, Freiheiten und Rechte ihres Volkes gegen Willkühren des Hofes zu behaupten. Ich redete nicht. Als man meine Gesinnung vernehmen wollte, rieth ich, im ersten Aufbrausen keinen Entschluß zu fassen, der zu verderblichen Uebereilungen führen würde.

Wirklich hatte ich selbst keinen Entschluß. Die Sache war zu wichtig. Es handelte sich um Ehre, Freiheit und Religion, um unser Eigenthum und Leben. Die Mehrheit stimmte mir bei. Wir schieden von einander mit dem Beschluß, uns in vierzehn Tagen insgesammt wieder zu sehen.

11.

Der Traum.

Lange schwankte ich ungewiß über die Wahl meines Looses. Folgenden Tages empfing ich Besuche von den edelsten Männern, die in der Nähe des Königs leben. Auch Lord Juxon, der Schatzmeister, kam. Von Allen vernahm ich, daß der König, aus Huld zu mir, meine Entfernung verlange, weil er voraussehe, ich würde in verderbliche Unternehmungen verwickelt werden. „Sie können nicht in England, nicht in Irland bleiben," sagte der redliche Juxon, „ohne von den Katholiken früh oder spät zu einer Art Parteihaupt gehoben, mit dem Hof in Widerspruch gesetzt, und entweder das Schlachtopfer der Episkopalen oder der argwöhnischen Katholiken, oder des Hofes selbst zu werden. Also verbannen Sie sich freiwillig auf eine Reihe von Jahren aus Ihrem Vaterlande. Es ist für die öffentliche Ruhe, und für Sie selbst nützlich."

Ich erkannte aus dem Allen, man hielt mich für wichtiger, als ich war, oder sein wollte. Der Hof fürchtete in mir eine Hauptstütze der Katholiken gegen seine Anschläge. Sollte ich in einer solchen Zeit Glaubensgenossen und Vaterland in der gefährlichsten Lage verlassen, nur auf meine Sicherheit bedacht sein? Mein Stolz sträubte

sich. — Aber dem Hofe verdächtig, den Episkopalen verhaßt, von Allen beobachtet: was konnte ich hoffen, für die Katholiken zu leisten? Sollte ich endlich je meine Hand zum Blutvergiessen in Bürgerkriegen leihen? Nimmermehr. Der König dringt darauf, daß ich mich entferne. Sein Rath ist ein höflicher Befehl. Mein Ungehorsam wird seinen Argwohn verdoppeln; seinen Unwillen gegen mich lenken. Wie leicht wird es gewissenlosen Menschen, die ihm dienen, mich zum Verbrecher zu stempeln? — Des tugendhaften Juxons Warnungen kamen mir nicht umsonst.

Einige Tage verflossen in diesen Ueberlegungen. Ich sprach mit vielen meiner Freunde. Ich dachte viel an dich, und daß ich zu dir wollte, und mit dir, du mein Einziger, in Italien leben, wie in den vorigen Jahren. Aber dann vernichtete der Gedanke an mein Vaterland, und besonders an viele Katholische vom Adel, die ich schätze, deren Loos zu theilen ich entschlossen bin, denen ich Treue und Standhaftigkeit zugesagt habe, die auf meinen Rath hören, alle andere Plane.

Da trat eines Morgens Sir Ofallin zu mir ins Zimmer. Wir hatten uns schon seit einer Woche nicht gesehen. Er reichte mir die Hand, und sprach in seinem Prophetenton: „Fliehe, denn der Löwe brüllet, wer sollte sich nicht fürchten? Aber wehe dem, der die Stadt mit Blut

bauet, und zurichtet die Stadt mit Unrecht!" Schon aus diesem Eingang des frommen Mannes bemerkte ich, daß das Gerücht vom Willen des Königs wegen meiner Entfernung zu seinen Ohren gekommen sei. In der That wußte er ziemlich genau alle Umstände. Er hat Freunde am Hofe. Er scheint seinen Aufenthalt in London nicht umsonst genommen zu haben. Auch von des Königs Reise nach Schottland wußte er schon. „Aber," setzte er hinzu, „der König geht mit eiteln Absichten und mit Gedanken, welche zu Schanden werden müssen. Darum spricht der Herr also: Wie man Silber, Erz, Blei und Zinn zusammenthut im Ofen, daß man ein Feuer darunter aufblase, und zerschmelze es: so will ich auch seine Anschläge in meinem Zorn und Grimm zusammenthun, einlegen und schmelzen."

Als er sich endlich in der gewöhnlichen Sprache der Menschenkinder näher erklärte, vernahm ich mehr, als ich selbst wußte; daß König Karl besonders deswegen nach Schottland reisen wolle, um die Presbyterianer schlechterdings mit den Episkopalen zu vereinigen, und zwar ihr ganzes Kirchenwesen zu vernichten. „Das gibt Unglück!" rief der Alte. „Die schottische Kirche soll eher zerstört werden, als entweiht sein; und ihre Kinder werden eher auf dem Schutte sterben, denn daß sie sollten ihr Heiligthum irdischen Macht-

habern überantworten. Darum, Mylord, gehorchen Sie dem König, schütteln Sie den Staub von Ihren Schuhen, und wenden Sie dem nahen Gräuel den Rücken. Es kann ja wohl sein, daß ich alter Mann, wenn ich meines Vaterlandes Knechtschaft vollendet sehe, mich aufmache, und Ihnen nachfolge in die Einsamkeit der Gärten jenseits des Weltmeers, wo die Indianer zu Ihren Füßen sitzen. Da will ich dann den Heiden predigen, und ihnen den Herrn verkündigen; denn hier wird ein neues Ninive erbaut und ein neues Babel.“

„Wie meinen Sie das, Sir Ofallin?“ sprach ich. „Wer sagte Ihnen, daß ich zu den Indianern über das Weltmeer wolle? Ich habe wirklich noch keinen festen Entschluß genommen. Wahrscheinlich, wenn ich England meiden muß, begebe ich mich zu meinem Freund Otham wieder nach Italien, und warte den Ausgang der Unruhen, und die Zeit ab, da ich mit Sicherheit hier wohnen kann.“

„Das werden Sie nicht. Meine Mary hatte im Traum ein Gesicht. Und sie sah die Schiffe, auf welchen Sie mit hundert Rittern in das fremde Land kamen, wo Sie unter einem hohen Baum saßen, und die Wilden Speise zu Ihnen brachten, und auf Ihre Worte horchten. Die Andern aber fälleten Bäume, und schlugen Hütten

auf am Ufer des großen Flusses, der dort ins Meer sich ergeußt."

Ich konnte mich des Lächelns nicht erwehren; aber doch überraschte mich der Gedanke mit unbeschreiblicher Gewalt. Ich dachte nämlich an die Schenkung, welche der König meinem Vater in Amerika gemacht hatte, und gedachte dazu der Worte meines sterbenden Vaters. Wie, wenn ich dort allen Müden, Geplagten und Verfolgten, Allen, die früh oder spät ihres Glaubens willen aus dem Lande zu gehen Lust haben, sichere Zufluchtsstätte bereitete? Dieser Gedanke stand plötzlich in mir voller Klarheit. Es ward mir, als sei dies die edelste Aufgabe meines Lebens; als sei Marie der Engel, durch welchen sie mir der Himmel offenbaren wollte.

Ich erwiederte dem Alten, daß der Traum Mariens in der That keinen ganz ungemäßen Rath zu geben schiene; und erzählte von meinen Besitzungen im Norden des Potowmakflusses, wovon Dun-Ofallin nichts wußte. „Wohl, Mylord," sagte er, „dort werden Sie Hütten bauen. Gott sei mit Ihnen. Vertrauen Sie auf den Herrn. Er wird Sie führen an seiner rechten Hand."

12.

Die Annäherung.

Denselben Tag gegen Abend besuchte ich Ofallins Haus. Er hatte mir gesagt, seine Enkelin wäre unpäßlich. Ich fand sie in ihrem Zimmer allein. Sie sah blaß, und ihre Augen schienen verweint. Sie empfing mich mit gewohnter Güte. Es schwebte etwas Unnennbarschönes über ihr schwermüthiges Lächeln, mit dem sie mich grüßte.

Nie um das Wort verlegen, wußte sie sogleich hundert Kleinigkeiten zu erzählen. Aber was wird nicht durch den Zauber ihrer Ansichten, durch die eigenthümliche Art, in der sie Alles nimmt, was sie berührt, wichtig? Sie hatte mich längst schon in den Kreis ihrer Häuslichkeiten hineingezogen, daß ihr Vogel, ihre Blumen am Fenster, ihre Bilder, ihre Lesereien, die kleinen Angelegenheiten ihrer Bekannten hohe Bedeutung für mich gewonnen hatten. Du bist so glücklich, Harry, eine Schwester zu haben. Ich aber sah die Frauen bisher nur immer im äusserlichen Festkleide. Diese Miß Ofallin ist das erste Frauenzimmer, dem ich mich in ihrem heimathlichen nähern darf. Welch eine Verschiedenheit, Welt und Leben eines Mädchens, und eines Mannes Leben und Welt! — Man vergißt herzlich

gern die großen Gegenstände der Wissenschaften, der Nationen, der eigenen Verhältnisse neben den liebenswürdigen Kleinigkeiten eines Hauswesens, wo der Genius eines sinnvollen Weibes waltet.

„Sie aber scheinen nicht froh zu sein, Miß Ofallin?“ sagte ich, und unterbrach ihre Erzählungen. „Ihre Augen haben noch eine Trübheit, wie nach Thränen. Wenn ich unbescheiden bin mit meiner vertraulichen Frage, so halten Sie es der ängstlichen Aufmerksamkeit auf Alles, was Sie angeht, zu gut.“

Sie antwortete lächelnd: „Wenn wir Mädchen einmal weinen, will es eben so viel und so wenig sagen, als wenn Männer toben. Es liegt in der Natur, daß sich jeder Theil auf seine Art das Herz erleichtert, Schmerz will sein Recht haben. Und man kann nachher wieder über sich selbst lachen, wenn man seinen Verdruß auf eine oder die andere Art ausgeweint oder ausgezürnt hat.“

„Wer möchte so böse sein,“ sagte ich, „Ihnen Verdruß zu machen?“

Lächelnd und doch mit gutmüthigem Bedauern sah sie mir in die Augen, und sagte: „Vielleicht Sie selbst, oder vielmehr — — —“

„Wie? ich selbst, Miß!“ rief ich, indem ich ihre Hand ergriff, und zu meinen Lippen führte.

In dem Augenblick ging die Thür auf. Fra-

castelli trat, mit einer Zither unter dem Arm, herein. Sein Gesicht war aschfarben. Der junge Mensch schien bestürzt; wandte sich schnell; ging zurück, und schloß die Thür.

„Treten Sie nur herein, Fracastelli!“ rief ihm Miß Ofallin nach. Er aber war schon verschwunden.

„Und ich trüge die Schuld von Ihrem Verdruß, Miß Ofallin?“ fragte ich.

„Wenn Sie nicht, doch Ihr und ganz Englands Schicksal!“ sagte sie. „Wer kann denn gegen so viel gestörtes Lebensglück gleichgültig bleiben? Was will aus England, aus Schottland, aus meinem Großvater, aus Ihnen, aus Allem werden? Ein wenig Rechtlichkeit, ein wenig Duldung Aller gegen Alle, und man könnte, in dieser Welt, des Lebens froh sein! Sehen Sie, das machte mir den Kummer, den ich schon jetzt nicht mehr habe, nun er ausgeweint ist. Jetzt erlaube ich Ihnen, mich dafür ein wenig auszuspotten.“

„Nimmermehr!“ rief ich: „vielmehr Sie bewundern, und mich ausspotten muß ich. Denn ich habe eben diesen Kummer noch nicht überwunden.“

„So erlaube ich Ihnen, recht von Herzen ihn auszutoben. Haben Sie das gethan, so werden Sie wieder Alles von der bessern Seite sehen,

nicht weil die Welt eine bessere Seite bekommt, sondern weil Sie auf einen andern Standpunkt übertreten, auf den bessern, wohin Sie der Verdruß jetzt nicht kommen läßt. Auf mein Wort, toben Sie nur ein wenig, Mylord."

„Was gewönne ich dabei? was die gute Sache? Wenn schon die Seele über das, was Edles untergehen muß, trauert, ist's doch besser, die menschliche Ohnmacht in sich anzuerkennen, dem Schicksal sich nicht kämpfend entgegenzuwerfen, sondern mit Gelassenheit, was es bringt, zu nehmen, und dafür geben, was man soll, oder was man kann. Das ist mein Grundsatz."

„Ei, Mylord! so sind Sie schon da, wohin ich Sie wünschte. So habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen. Ich hätte es wohl wissen sollen. Denn mein guter Großvater selbst erzählte mir, mit wie vieler Ergebung in Ihr Verhängniß Sie vom Willen des Königs, wegen Ihrer Entfernung aus England, gesprochen haben. — Und Sie gehen über Meer? nach Amerika?"

Die Frage, jetzt von den Lippen Mariens gethan, jagte mir einen kleinen Schauer ab. Bisher konnte ich mit einem gewissen Leichtsinn an eine Reise über den Ozean denken, oder vielmehr, ich hatte nie recht ernsthaft daran gedacht. Nun aber sah ich in dieser Fahrt eine Trennung von dem Umgang mit der Liebenswürdigsten ihres

Geschlechts. Es ward mir zu Muthe, als sei ich da, Abschied zu nehmen, als sähe ich die Engelsgestalt zum letzten Male.

Antworten konnte ich nicht. Ich zuckte die Achseln. Es lag mir auf den Lippen, ihr zu sagen, es wäre mir leicht, in den entferntesten Winkel des entferntesten Welttheils zu gehen, wenn ich hoffen könnte, nur ihr dort zu begegnen. Ich erröthete, aber gewiß nur vor mir selbst. Das wollte ich, das sollte ich ihr nicht sagen. Es überraschte mich, solche Gefühle, solche Wünsche in mir laut werden zu lassen. Ich beseitigte sie, als wenn es unbesonnene Redensarten wären; und, ich gestehe es dir, Harry, sie waren es doch nicht.

Marie bemerkte meine Verlegenheit. Sie sah mich mit unbefangener Ruhe an, und schien in meinem Innern zu lesen; aber wie ihr Blick dem meinigen begegnete, schien meine Verlegenheit ihre eigene zu werden.

Während wir schweigend vor einander standen, trat ihr Großvater herein. Das Gespräch ward willkommen abgebrochen, und lief in behaglicher Wendung über die Tagesgeschichten hin.

13.

Der Meuchelmord.

Nie im Leben ward ich so vielseitig bewegt. Der Wille des Königs, der Gedanke an Amerika, das Loos meiner Freunde, das Schicksal der Katholiken, und dazu, was ich selbst nicht recht eingestehen wollte, meine allzugroße Freundschaft für Miß Ofallin, — das Alles machte mir beinahe schlummerlose Nächte. Ich konnte keinen festen Entschluß fassen. Bald nahm ich mir vor, in England zu bleiben, und das Aeusserste zu erwarten, durch unbescholtenen Wandel dem Argwohn des Hofes und den Fanatismus der Episkopalen zu entwaffnen; bald, nach Frankreich zu gehen, um in der Nähe des Vaterlands zu bleiben, — ich bekenne, daß auch der Gedanke an die Möglichkeit, die schöne Ofallin zu sehen, darauf Einfluß hatte; — bald, mit dir in Italien vereint zu leben; bald, nach den Ufern des Potawmak mit katholischen Freunden auszuwandern, und dort eine den Stürmen Europa's entlegene Niederlassung unter weisen Gesetzen zu gründen. Ich wußte nicht, was ich wollte.

Allerdings, Harry, das räume ich ein, hätte ich Miß Mary nicht gekannt, die Entscheidung wäre leichter gewesen. Ich liebe sie. — — — In ruhigern Tagen würde ich kein Bedenken getragen haben, ihr diese Empfindung zu bekennen.

Ich würde um ihre Hand geworben haben. Jetzt mußte mein Gedanke auf andere Dinge gerichtet sein. Es war Pflicht, mich selbst zu bestreiten. Es war an mir, Mann zu bleiben, unabhängig von jeder Leidenschaft, und einer höhern Sache anzugehören, mit der das Wohl von tausend Andern verknüpft ist.

Der Tag kam, daß sich die Edelleute bei mir versammeln sollten, und noch wußte ich nicht, welchen Vorschlag thun? — Ein wüster Vorfall entschied.

Den Tag vor der Versammlung brachte mir einer meiner Diener einen Brief, den, während ich in Geschäften ausgegangen war, ein Bote gebracht hatte. Ich erbrach ihn. Es war eine weibliche Handschrift. Ich hätte schwören wollen, Miß Ofallin habe die Zeilen geschrieben. Diese lauteten folgendermaßen:

„Mylord! verlassen Sie heute und in den nächsten Tagen Ihre Wohnung nicht. Es steht Ihnen ein Unglück bevor. Ihr Leben ist in Gefahr."

Ich rieth lange an dem Räthsel. Es ward mir immer wahrscheinlicher, Miß Ofallin sei die Verfasserin. Eben den Abend hatte ich beschlossen, sie zu besuchen, nach meiner Gewohnheit. Aber unbegreiflich war mir, wie sie von einer mir drohenden Gefahr unterrichtet sein konnte. Vielleicht durch ihren Großvater, der mich schon oft vor

dem Pöbel der Episkopalen gewarnt hatte. Warum sprach sie nicht deutlicher? Warum war Dun-Ofallin, bei seiner Freundschaft für mich, nicht selbst gekommen? — Es war schon spät am Tage. Ich beschloß, mich sogleich über die Sache aufzuklären, warf den Mantel um, und begab mich zu Ofallins Wohnung. Hier vernahm ich, er sei verreiset; auch seine Enkelin abwesend. Mißmuthig eilte ich zurück. In der Nähe meines Hauses fühlte ich mich jählings von hinten durchstochen. Ich wandte mich. Es gingen in der Dunkelheit mehrere Menschen auf der Straße. Ich schrie: Mörder! Man kam zu mir. Ich sagte, was geschehen sei. Plötzlich ward ich von einer großen Menschenmenge umgeben. Man führte mich in mein Haus. Vom Thäter wurde nichts erfahren. Der Wundarzt beruhigte mich. Ein Messerstich war mir unter der linken Achsel, an den Rippen streifend, durch's Fleisch gegangen.

Die Sache machte Aufsehen. Ganz London bezeugte mir Theilnahme; selbst der Hof. Mein Haus war den folgenden und alle folgende Taze von Nachfragenden bestürmt. Ich empfing mehr Besuche, als ich wünschte. In öffentlichen Blättern ward geradezu von einem Komplot gegen mich geredet. Einige schienen, indem sie die Gräuelthat ehrbar zu verabscheuen Miene machten, nicht ganz unzufrieden zu sein. In solchen

Flugblättern ward von Umtrieben und Vermessenheit der Katholiken in England gefaselt, und dann hinzugesetzt (als solle es ein Wink sein), daß das britische Volk sich zuletzt in seinen Rechten gegen die ewigen Unterdrücker, auf welche Art es sein möge, Schutz schaffen müsse. — Dahin also ist es bei uns gekommen, daß man nicht nur in der Schwärmerwuth Meuchelmördereien thut, sondern sogar mit kaltem Blut billigen kann! O mein unglückliches, geschändetes Vaterland!

Doch ich breche ab. Die Wunde hat mich nie so geschmerzt, als die ruchlose, herz- und geistverderbende Gesinnung der gegenwärtigen Menschheit. Ich mag nicht mehr in England leben. Mein Entschluß steht fest, auszuwandern nach Amerika, und mir und hundert Unglücklichen ein neues Vaterland zu bauen, wohin die rasende Philosophie oder die blutdürstige Religions- und Freiheitsliebe unserer Zeit ihren tückischheroischen Frevelsinn noch nicht getragen hat.

Du wirst mir's wohl glauben, Harry, daß ich mich am Tage nach meiner Verwundung mitten im Schmerz selig fühlte, als ich, nach kurzem Schlummer erwachend, folgendes Briefchen fand:

„Warum, Mylord, verschmähten Sie meine Warnung? Oder empfingen Sie den Zettel nicht,

welchen ich gestern schrieb? Der Dolchstich, der Sie traf, hat auch mich bluten gemacht. Gott, dem Erbarmer, sei Dank, daß die Wunde, zwar nahe Ihrem Herzen, ohne Gefahr ist. Auf den Knien flehe ich zu ihm für Ihre Genesung. Mein Großvater kommt heute nach London zurück. Mylord, schonen Sie sich. Ich schreibe unter tausend Thränen. London stinkt mich an, wie eine Mördergrube. Dem Wahnsinn ist nichts Heiliges mehr in der Welt. Ich wäre ruhiger, wüßte ich Sie nur erst fern von England. Aber sie sind ja überall in Gottes Hand. Vertrauen Sie der Vorsehung. Ich will vertrauen. Ich bete ohne Unterlaß für Sie."

Die Handschrift war mit der des vorigen Tages gleich, und nun klar, daß es Zeilen von der Hand der schönen Mary waren.

Ihre Theilnahme erquickte mich tief. Ich legte beide Briefe unter mein Hauptkissen; hielt meine Hand auf das Papier. So war mir wohl. Ein wirkliches Kind ward ich in meinem Wundfieber. Harry, eben dies Fieber, die Einsamkeit, das Unbeschäftigtsein, das ungestörte Träumen von der Unvergleichlichen brachte meinem Herzen mehr Gefahr, als das Messer des Mörders.

Der greise Ofallin war am zweiten Tage nach London gekommen. Ich schlief, als er kam, hatte aber befohlen, ihn hereinzulassen. Da ich

erwachte, sah ich ihn kniend auf einem Fußschemel vor meinem Bette. Er hatte seine Hände sanft auf meiner Brust liegend. Sein Auge war gen Himmel gerichtet. Eine Thräne hing auf seinen Wangen. Seine Lippen beteten leise. Ich kann dir unmöglich beschreiben, welchen Eindruck diese heilige, ehrwürdige Erscheinung auf mich machte. Es war ein betender Moses.

Als er mein Erwachen bemerkte, sammelte er sich, stand auf und sagte mit leiser, weicher Stimme: „Er hat uns zerrissen, es wird uns auch heilen. Der uns hat geschlagen, er wird uns auch heilen!“

Von ihm nun erfuhr ich, daß Mary in der Nacht vor dem versuchten Meuchelmord mich blutend im Traum gesehen habe, wie ich, von vielen Menschen umringt, weggeschleppt worden sei. Darum habe sie mich gewarnt. — Was denkst du dazu, Harry? Das mahnt an Calpurnia's Traum vom Cäsar. Es ist etwas Wunderbares in diesem Mädchen.

Dun-Ofallin mahnte mich dringend, England auf einige Zeit zu verlassen, sobald ich hergestellt sein würde. Er zweifelte selbst nicht, daß Glaubenshaß eines Episkopalen nach meinem Leben getrachtet habe.

14.

Die Versammlung der katholischen Edelleute.

Sobald ich das Bett verlassen konnte, war ich nur mit Anordnung meiner häuslichen Angelegenheiten beschäftigt. Nicht, als ob der Entschluß, Europa zu verlassen, schon unerschütterlich gestanden wäre, sondern um durch hellern Ueberblick meines Gesammtvermögens, und dessen, was ich beim Wagstück eines ausserordentlichen Unternehmens allenfalls gewinne, oder einzubüßen hätte, zur Erkenntniß zu gelangen, ob ein Zug nach Amerika zu meinen Planen gehören dürfe. Als ich aber überzeugt ward, daß zur Ausrüstung der Schiffe, zur Ueberfahrt, zur Herbeischaffung der Lebensmittel in den zwei ersten Jahren für einige hundert Personen, selbst wenn alle auf meine Kosten leben müssen, noch nicht volle drei Viertheile meines Vermögens erforderlich wären; daß, wenn auch der Entwurf einer großen Niederlassung in einer der fruchtbarsten und bequem gelegensten Gegenden der neuen Welt aus unvorhersehbaren Ursachen mißlingen sollte, ich dennoch mehr, als nöthig, um standesmäßig in Altengland zu leben, von meinen Besitzthümern behielte: war der Gedanke selbst nicht ganz zu verwerfen.

Mein Vater, wahrscheinlich mehr aus Neu-

gier, als zu andern Zwecken, hatte über jenes ihm erblich durch des Königs Huld verliehene, unbekannte Land Erkundigungen einziehen lassen. Er hatte nicht nur Berichte mehrerer Schiffahrer und Handelsleute über die Natur des Bodens und Himmelsstrichs gesammelt, sondern auf eigene Kosten durch einsichtsvolle Männer ein Jahr lang das Land untersuchen lassen. Ich fand dies in seinen Papieren, mit Bemerkungen seiner Hand. Er hatte mit so ungemeiner Sorgfalt jede Einzelnheit zum Gegenstand besonderer Forschungen gemacht, daß mir zuweilen schien, als hätt' er selber ernstere Plane gehabt.

Die Versammlung der katholischen Edelleute, durch den Mordanschlag gegen meine Person lange verzögert, ward endlich in meiner Wohnung gehalten. Schon früher hatt' ich einzelnen von ihnen, die mich besuchten, erklärt, daß ich in keinem Fall, auch wenn alle andern in England bleiben wollten, hier bleiben könne und möge; daß ich entweder meinen Aufenthalt in Italien nehmen, oder mehrjährige Reisen durch Europa machen, oder auf eine Niederlassung am Potowmak denken werde, wo mir das Land erblich gehöre. — Daher waren die allfälligen Entwürfe oder Vorschläge, die ich machen konnte, keinem in der Versammlung mehr unbekannt.

Demungeachtet verlangte man von mir, ich

Staatl. Bibliothek Passau

solle zuerst reden. Ich sagte ihnen: Nur zwei Fälle könnten statt finden. Entweder würde man in England bleiben und hier für sich und das Vaterland das Letzte wagen. In diesem Fall könne ich nicht mitsprechen, weil ich zur Auswanderung entschlossen sei. Oder man sei zur Auswanderung entschlossen, wie ich. Dann komme es darauf an, ob jeder einzeln eigenen Planen folgen, oder auch in der Fremde ein Beisammenbleiben Aller wolle. Beiden stimme ich zu, und im letzten Fall böt' ich meine Besitzungen in Amerika allen verfolgten Katholiken des Vaterlandes zur Zufluchtsstätte. Ich las die königliche Schenkungsurkunde ab, und legte die Papiere meines Vaters in Betreff des Potowmaklandes vor.

Die Sache war schon ziemlich reif geworden, ehe man noch zur Versammlung gekommen war. Einstimmig äusserte sich Alles für eine Niederlassung in Amerika, nur forderte man mich auf, zu erklären, unter welchen Bedingungen ich die Freistätte aufschliesse? Obgleich auf diese Frage nicht vorbereitet, glaubt' ich doch die allgemeinen Grundsätze aussprechen zu dürfen, unter welchen ich meine amerikanischen Besitzungen zur Gründung einer neuen Kolonie anböte. Das Land, sagte ich, bleibt mein und meiner Erben Eigenthum. Ich gestatte jedem, sich nach Gefallen Güter auszuwählen, und ich verkaufe sie jedem nach gemach-

ter Schatzung ihres jetzigen geringen Werths, oder gebe sie gegen Grundzins vom jedesmaligen Ertrag in Lehen. Ich behalte mir das Recht vor, erster Gouverneur der Kolonie zu sein. Jeder, weß Landes, weß Glaubens er sein mag, soll das Recht der Niederlassung daselbst erhalten. Auflagen sollen nur mit Bewilligung Aller gemacht werden können. Ist die Kolonie zahlreich genug, mag sie sich selbst eine zweckmäßige Staatsverfassung geben, doch soll diese ewig auf den von mir ausgesprochenen Grundsätzen beruhen: daß alle Bürger gleiche Rechte haben; daß keine Stelle erblich gemacht werden könne, selbst die des Gouverneurs nicht in meiner Familie; daß jeder christliche Glaube ungestörte Freiheit geniesse; daß niemand gesetzlich verfolgt werden könne, der nicht erwiesen ein Gesetz verletzt habe. — Zu diesem allem fügte ich noch, daß ich, aus Liebe zu meinen Schicksalsgefährten, ohne Eigennutz die ersten Vorschüsse denen machen werde, welche nicht im Stande seien, die Kosten der Ueberfahrt und der nöthigsten Anschaffungen zu bestreiten.

Als ich ausgeredet hatte, standen Alle von ihren Sitzen auf, mir zu danken. Zufriedenheit offenbarte sich in sämmtlichen Gesichtern. Jeder gestand seine Erwartungen übertroffen. Sämmtliche Anwesende erklärten sich entschlossen, die Niederlassung mit mir zu gründen. Es waren ihrer

dreiunddreißig Katholische vom Adel; mehrere von beträchtlichem Vermögen und Ansehen darunter. Sie verlangten meine Grundsätze und Bedingungen schriftlich, als förmliche Urkunde, in mehrern gleichlautenden Abschriften; sie wären insgesammt bereit, zu unterschreiben.

Auch der geistvolle Harford war in dieser Versammlung. Du kennst den Herrlichen, Harry, der uns in Mailand durch Einsichten und edle Gesinnungen so innig an sich zog. Er ist schon seit einem Jahre wieder in England, und einer der Thätigsten für die Rechte der Katholiken und die Freiheit des Landes gewesen. Seine Reden in unserer Versammlung verbreiteten Begeisterung in allen Gemüthern. Ich selbst, nun ich die Entschiedenheit, die Freude Aller sah, ward davon ergriffen. Ich denke mit Lust an das Vaterland jenseits des Ozeans; Harry, ich denke mit Lust daran, denn ich hoffe heimlich auf dich. Was kann dich bei deiner freien Denkart an Europa fesseln?

„Die Weltgeschichte“, sagte Harford unter andern, „ist die Lebensgeschichte der Menschheit, und hat von Zeit zu Zeit, wie der Lauf des Lebens von einzelnen Sterblichen, Lichtpartien, in denen sich die göttliche Vorsehung heller offenbart. Darum mußte die neue Welt erst vor zweihundert Jahren entdeckt werden, nicht früher, nicht später, bis das menschliche Geschlecht in Europa den

Grad der Zivilisation erreicht hatte, der es mit sich selbst in Zwietracht und Gährung brachte. Als Indien, Aegypten und Persien überalt geworden, war Griechenland schon da, Freistätte der Musen zu werden; als die Osmanen Griechenland zur asiatischen Barbarei weihten, wurden die letzten Funken vom Altar menschlicher Wissenschaft in das Haus der florentinischen Mediceer getragen. Daran entzündete sich der ganze Occident herrlich. Nun, da der europäische Orient in Sklaventhum und Nacht liegt, und der Occident bald eine Sonne untergehen sieht, wird die hier untergehende die neuaufgehende in Amerika. Das seh' ich vor, wie heut Krieg unsern ganzen Welttheil erschüttert, wird ihn das Kriegsfieber noch Jahrhunderte nicht verlassen. Die Spreu muß sich vom Korn scheiden.

„Amerika oder Europa! — welcher Mann von Kraft und Lebenslust mag in der Wahl zwischen beiden schwanken? — Hier Zeuge sein des schweren Todeskampfs alter Formen, alter Ideen, alter Reiche; dort Stifter sein neuer Ordnungen, neuer Staaten. Hier die Zerrüttungen, die Religionskriege, die Bürgerkriege, die Revolutionen an Höfen und in Völkern; dort der Friede, der Pflug, die Wissenschaft, die Anlagen neuer Städte und Gesetze. Hier unterm weltlichen und geistlichen Despotismus, Knechtschaft des Glaubens, Knechtschaft des Gedankens, Knechtschaft des Her-

zens, Ueberhandnehmen orientalischer Tirannei, orientalischen Kasten- und Ständewesens, orientalischer Geistessklaverei, orientalischer Kriegs- und Verwüstungslust, orientalischer Ueppigkeit der Höfe, orientalischer Armuth des großen Haufens; dort der Mensch in sein ewiges Recht eingesetzt, frei in Glauben und Meinung, ohne Herrn und ohne Knecht, so reich, als ihn sein Fleiß, so groß, als ihn sein Werth macht; Eroberer mit dem Spaten, Verbreiter göttlicher Gedanken unter Wilden, während in Europa die vornehmen Wilden die göttlichen Gedanken mit Kerkern und Verbannungen strafen. Hier das mühselige, blutige, eitle Streben, die Mißordnungen, die Vorurtheile, die Ketten, die Foltern und andere Erbstücke einer rohen Vorzeit abzuthun und den gesunden Menschenverstand gegen Unnatur in sein Recht einzusetzen: dort die schlichte Vernunft und Natur oben an, in ungehemmter Freiheit, von keinen Höfen, Ministern, Sternkammern, Priestern, Censuren, Inquisitionen bedrängt, das Bessere bauend. — Wer mag da schwanken in der Wahl? Fort nach Amerika! Ich habe drei Söhne; ich will ihnen ein Vaterland geben, hier haben sie nur ein weites Gefängniß. Ich will sie zu Bürgern mit königlichen Rechtsamen machen auf ihren Gütern; hier sind sie nur Knechte mit Titeln, und haben keinen

Vortheil höherer Art, als das Vorrecht, ihre Fessel mit einem breiten Ordensband zu verdecken."

Es war allgemeiner Jubel. Alle Noth schien besiegt. Jeder wünschte nur, der Tag der Abreise wäre schon morgen. Auf mein gegebenes Wort bauend, erklärte jeder, er wolle sein Hauswesen bestellen, Kolonisten werben, die Nothwendigkeiten zur Niederlassung besorgen. Mancherlei Abreden wurden getroffen.

Acht Tage nachher legte ich den Freunden, die sich wieder bei mir versammelten, schriftlich die Bedingungen vor, die ich mündlich eröffnet hatte. Ich hatte mehrere Abschriften ausfertigen lassen; meiner Unterschrift folgten die Unterschriften aller dreiunddreißig. Die Sache war inzwischen ruchbar geworden. Mehrere mir unbekannte Edelleute hatten mich besucht, oder mir geschrieben, um Zutritt in die neue Niederlassung zu erhalten. Die Anwesenden alle hatten ähnliche Anzeigen, jeder aus seiner Bekanntschaft, zu machen. Wir rechneten zusammen; es waren in diesen acht Tagen nicht weniger als hundert und dreiundzwanzig Katholische von Adel, welche sich mit uns nach Amerika einschiffen zu wollen erklärt hatten. Du kannst daraus ermessen, Harry, wie traurig es in England aussieht.

Nun wurde mit Ernst zur Ausführung des großen Vorhabens geschritten. Man vertheilte

Geschäfte; schuf Aemter; besetzte sie durch geheime Wahl. Der vielerfahrne Kapitän Marble empfing die Leitung des Seewesens, Auftrag zum Ankauf eines Schiffes für die Kolonie mit allem Zubehör, und Miethung eines oder zweier andern zur Ueberfahrt, Besorgung des Schiffspersonals und Oberbefehl. — Bladen ward unser Schatzmeister; ihm ordnete man zur Rechnungsführung zwei andere Männer von Sachkenntniß bei. — Oberst Dikinson empfing das Kriegswesen und damit Auftrag, alle zur Vertheidigung der neuen Kolonie erforderlichen Anschaffungen zu ordnen. — Harford erhielt Aufsicht und Controlleführung über das Personal gesammter Auswanderer, die sich melden würden, oder deren man nöthig haben dürfte, besonders den Auftrag auf Anwerbung tüchtiger Zimmerleute, Maurer, Schreiner, Schneider, Schuster, Schmiede und anderer Handwerker Bedacht zu nehmen. — Belfast ward Proviantmeister; und Elkton übernahm es, für Vollständigkeit aller übrigen Bedürfnisse einer neuen Kolonie Sorge zu tragen, damit sie auf keine Weise in Verlegenheit gerathe. So wie dem Schatzmeister Bladen wurden allen diesen mehrere von den Anwesenden als Räthe und Gehilfen beigeordnet, daß keiner ohne Geschäfte für die gemeine Sache blieb. So war der Kolonialrath schon aus uns gebildet; die Leitung des Ganzen in allgemeiner Uebersicht

gehörte mir an, doch wurden mir die sechs genannten Geschäftsvorsteher zugeordnet, und wir machten mit einander den Kolonialrath aus. Zum Vize-Gouverneur ernannte man einstimmig den edeln Harford, im Fall ich durch Krankheit oder Abwesenheit von den Arbeiten zurückgehalten würde. — Die nothwendigen Fonds zur Bestreitung des Unternehmens setzte man in eben dieser Versammlung fest. Sie wurden dem Gouvernementsrath angewiesen. Einstimmig beschloß man zugleich, die Abreise nach Amerika aus allen Kräften zu betreiben, um die neue Welt noch in der bessern Jahrszeit zu betreten, mit Bequemlichkeit die ersten Einrichtungen zum Winteraufenthalt veranstalten und die ersten Aufbrüche des Bodens für Winter- und Frühlingssaaten machen zu können.

15.

Die Ringe.

Dun-Ofallin und die liebenswürdige Mary sind abgereis't! Sie sind nach Schottland, auf ihr Gut in der Nähe des Städtchens Berwik. — Ach, Harry!

Mit ihrer Abreise ist mir Alles unaussprechlich ausgestorben, daß ich in den Wäldern am Potowmak nicht einsamer sein kann.

Mary liebt mich. Und ich, Harry? — —

Kannst du zweifeln? Wie viel sie mir ist, wie ich nichts ohne sie bin, empfind' ich nun erst nach der Trennung. Ich bin nicht unglücklicher, als vorher; aber ich fühle es, von ihr geschieden, werde ich nie vollglücklich sein.

In vierzehn Tagen eile ich ihr nach. Ich habe es ihr, ich habe es ihrem Großvater versprochen. Der König geht auch dahin. Ich kann den Augenblick, diese schöne Heilige wiederzusehen, kaum erwarten. Zum Glück bin ich in einem Meer von Geschäften verloren. Die mächtige Zerstreuung erhebt mich. Fast schäme ich mich meiner Schwäche.

Ich werde nach Schottland fliegen. Ich werde um ihre Hand anhalten. Dun-Ofallin liebt mich. Er und sie haben mir ja tausendmal die Versicherung wiederholt, dem Retter ihres Lebens wollten sie das Schwerste schuldig sein, und jedes Opfer für sein Glück leicht finden. Wahrlich, Harry, mein Glück steht auf dem Spiel. Sie werden mich nicht unglücklich machen. Aber nun meine Auswanderung, und daneben des Greises hohes Alter! Kann ich ihm ansinnen, mich und die Enkelin nach Amerika zu begleiten? Kann ich wollen, hoffen, daß sie von einander scheiden? — Mein Herz ist zwischen Furcht und Hoffnung; fühlt bald Ahnungen der Seligkeit, bald der Verzweiflung.

Beim Abscheide weinte sie unverhohlen und bitterlich. Sie ward ihres Schmerzes nicht Mei-

sterin, so sehr sie es auch zu werden bemüht war. Mir zitterten die Thränen im Auge. Dun-Ofallin stand düster seitwärts und sprach: „Alle Herrlichkeit des Menschen und des Lebens ist gleich des Grases Blumen; das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen.“

Zehnmal sagte ich das Lebewohl, und zehnmal blieb ich, und setzte mich wieder zu den trefflichen Menschen nieder, um von Zukunft, vom Wiedersehen in Schottland, vom Briefwechsel zwischen ihnen in Schottland und mir in Amerika zu reden.

Als ich endlich mit Ernst aufbrach, den Greis umarmt hatte, sagte ich auch Marien das letzte Wort. Ich brachte es kaum hervor. Ich nahm ihre Hand und drückte sie an meine Lippen. Da fiel einer der Ringe zufällig von ihren Fingern. Er streifte sich in meine geschlossene Hand ab. Ich wußte nicht, ob sie es bemerkt hatte. Ich steckte ihn an meinen Finger, und dagegen an den ihrigen den kleinsten der meinigen, welchen schon meine Mutter getragen. Sie selbst befestigte ihn sich jetzt, ohne Zweifel im Glauben, es sei der ihrige.

Ich nehme diesen Wechsel der Ringe für ein günstiges Vorzeichen. Darf ich nicht, Harry? Mary's Schmerz, Mary's Bitten, bald nach Schottland zu kommen, ihr krampfhafter Händedruck beim Scheiden, ihr Blick, ihr ganzes Wesen bekannte mir, wie werth ich ihr sei. — Verwünscht sei

meine Schüchternheit! Wenn ich ihr werth genug wäre, daß sie Muth hätte, ihr Loos an das meinige zu knüpfen, warum schwieg ich so lange? Warum erklärte ich mich nicht? Warum sagte ich nicht ihr, nicht ihrem Großvater, daß sie das Glück meines Lebens, als Gemahlin, vollenden könne?

16.

Rüstungen zur Abreise.

Deine Briefe sind angekommen; die ältern zugleich mit den neuesten auf zwei verschiedenen Schiffen. Wohlbehalten auch die Kisten mit den Naturseltenheiten. Heil dir, du harmloser Engel!

Wie, Harry, du willst nach Griechenland? Welch ein Gedanke! Was suchst du dort? Die Lust der Selbsttäuschungen? Da hörst du nicht mehr die Rhapsodien Homers, die Donnerworte des Demosthenes, und siehst du den großen Phocion nicht mehr wandeln. Schutt und Stein, mehr findest du nicht. — Harry, folge mir in die neue Welt. Baue mit mir ein neues Athen, Korinth, oder Sparta. Der Potowmak wälzt seine jugendlichen Wellen im Glanz der aufsteigenden Sonne; schon seit Jahrtausenden schleicht der Eurotas in unrühmlicher Dunkelheit. Die herrliche Vorwelt lebt nicht mehr in irdischen Gestalten; nur verklärt noch glänzt sie im Gedächtniß der Menschheit.

Indien, Persien, Aegypten, Griechenland, Rom nehmen wir mit uns in die Gefilde, die Columbus fand. Lassen wir fortan Europa seinen Priestern, Königen, Edelleuten und Knechten. Das Edelste, was der menschliche Geist über die Bildung des gesellschaftlichen Lebens je gedacht, die Resultate der Staatsweisheit, aus tausendjährigen Welterfahrungen, wollen wir dort, ungehindert von altfränkischen, ererbten Ueberbleibseln, ins Leben hineinstellen.

Unser Gouvernementsrath ist täglich versammelt; Arbeit vollauf. Alles geht mit unerwarteter Schnelligkeit vor sich, vom Glück begünstigt, und von der strengsten Ordnung gezügelt. Denke dir, die Zahl der eingeschriebenen Auswanderer von verschiedenen Religionen steigt gegen tausend. Wir müssen Einhalt thun, und die Bedingungen erschweren. Unter jenen sind beinahe zweihundert Edelleute von Stand und Vermögen. Ein gutes Schiff ist angekauft, mit allen Nothwendigkeiten versehen. Zwei andere Schiffe sind zur Ueberfahrt gemiethet; jede Stunde segelfertig. Wirklich gehen die beiden letztern schon künftige Woche mit Arbeitsleuten und Vorräthen aller Gattung ab. Sir Harford und Oberst Dikinson führen den Zug an, werden die ersten Arbeiten am Potowmak leiten, die Lage des Landes ausforschen, und bei meiner Ankunft den Platz zu den ersten Niederlas-

sungen vorschlagen. Es werden noch Viele auf eigene Kosten folgen, die sich nicht so plötzlich frei machen können. Wir haben die Beschreibung der Gegend und die Vortheile, Rechte und Pflichten Aller, die sich in der neuen Niederlassung mit uns anbauen möchten, im Druck herausgegeben.

Weißt du. wie ich mein weitläufiges Land am Potowmak nenne? — Lächle nur. Ich habe ihm den Namen der edeln und schönen Mary gegeben. Nun schwebt dieser Name auf vielen tausend Zungen. Künftige Weltalter werden ihn nennen. Es durchschauert mich, so oft ich von Maryland reden höre.

Sie weiß es, daß ich ihr zu Ehren das neue Land genannt. Ich schrieb es ihr selbst; ich sandte ihr die Druckschrift; ich gestand ihr meine Liebe, meine höchsten Wünsche; ich erklärte ihr den Ringwechsel. In vier oder fünf Tagen reise ich nach Schottland; mein besseres oder schlimmeres Loos muß sich entscheiden. Aber die Menge der Geschäfte hielt mich länger ab, als ich wollte und versprochen hatte, Dun-Ofallins Einsamkeit zu besuchen. Kaum kann ich an die Anordnungen meines eigenen Hauswesens denken. Ich darf mich aber vollkommen der Thätigkeit meines redlichen Sheton vertrauen, der schon auf unsern Reisen vielmals der Schutzgott war, wenn wir zwei Springinsfelde über alles Himmlische des Irdischen vergessen

hatten. Ich habe dem guten Sheton die Verwaltung meiner sämmtlichen Angelegenheiten übergeben, wenn ich Europa verlasse. Ihm übersende deine Briefe für mich. Von ihm empfängst du auch Nachrichten von mir und meinen Mitabentheurern.

Ich schliesse diesen langen Brief, mein Harry, um ihn nicht länger zu versäumen. Ehe ich Alt-Englands Küsten verlasse, sende ich dir noch einige Zeilen, um dir mein Schicksal in Dun-Ofallins Hause, und den Tag meiner Abfahrt zu melden. Schwerlich kann ich früher als im Sommer, vielleicht im Herbst erst, nach Maryland gehen. Ich habe es meinen Gefährten schon erklärt. Sie reisen mit unserm Schiffe voraus. Ich werde ihnen der Letzte folgen. Doch Alles hängt von dem Willen der holden Schottin ab.

Lebe wohl, du Geliebter. Ich beschwöre dich, laß Griechenland fahren; folge mir nach; theile mein Schicksal mit mir.

17.

Der Brief.

Schon war dieser Brief geschlossen und versiegelt. Ich reisse ihn wieder auf. Harry, du mußt noch wissen, daß dein Cäcil glücklich ist. Ich habe

von Miß Mary eine schriftliche Antwort. Ich schreibe sie dir auf diesem Blättchen ab. — Urtheile selbst, ob ich mich selig zu preisen habe.

Hier ihr ganzer Brief:

„Mylord!

„Gott weiß allein, welchen Kampf der Seele mir's gekostet hat, Ihnen zu antworten. Aber ich will antworten; Alles verpflichtet mich dazu; Alles, redlich gegen Sie zu sein, was auch daraus erfolgen möge. Sie sollen durch das Innerste meines Herzens sehen, wie Gott sieht. Ich betrachte Sie wie einen sterbenden Freund, dem man sich ohne Gefahr entdecken darf. Er nimmt die Geheimnisse mit sich in das ewige Schweigen, die wir ihm vielleicht sonst nie offenbart hätten. Und sind Sie denn nicht ein sterbender Freund? Der unermeßliche Ozean tritt zwischen uns und Sie, wie ein breites Grab; und in einer unbekannten Welt werden Sie wandeln, wenn auch noch unter den Sternen, doch für uns nicht anders, als über den Sternen.

„Sie haben Ihr Land nach mir nennen wollen. Vielleicht glaubten Sie mir Freude zu machen. Ich danke Ihrer Freundschaft. Aber der Name hat meinen Schmerz vergrößert. Ach, Mylord, wie stolz ich auf Ihre Huld sein könnte, wie glück-

lich diese unverdiente Huld mich machen könnte oder sollte, — ich bins nicht. Ich wäre ruhiger, wenn ich Ihnen gleichgültiger wäre. Ich bin stärker, meinen eigenen Kummer zu tragen, als den eines Andern. Darum werde ich erliegen. Doch Gott wird mir tragen helfen.

„Den Ring Ihrer Mutter erkannte ich erst am folgenden Morgen. Ich erkannte ihn sogleich als solchen; wissen Sie nicht, daß Sie mir ihn einst zeigten, da Sie mir mit so vieler Bewegung von Ihren Kinderzeiten und von der Verstorbenen erzählten? Aber wie er an meine Hand gekommen, wußte ich nicht. Ich behalte ihn, Mylord, als Ihr Geschenk. Er wird mein edelstes Kleinod sein, ein heiliges Andenken; er soll mir ins Grab gegeben werden. Ich werde den Ring keines andern Mannes tragen.

„Wir haben die Ringe getauscht. Kann Ihnen das arme Wort nur eine kleine Freude machen, so sei es ausgesprochen. Halten Sie mich immerhin für Ihre Verlobte. Ich weiß, dies zu sein in der That, bin ich nicht würdig. Sie verdienen eine Edlere. Aber es ist dies Wort nichts Verpflichtendes für Sie. Wählen Sie sich die Würdigere. Ich dagegen darf mich im Gedanken dem Würdigsten anverloben; aber auch nur im Gedanken! Sie haben sich von Empfindungen hin-

reissen lassen, die sehr natürlich sind, wenn ein plötzliches Unterbrechen gewohnten Umgangs eintritt. Man glaubt dann wirklich oft, daß uns die Personen, von denen wir getrennt wurden, weit theurer sind, als sie es wirklich waren. Lassen Sie Wochen oder Monate darüber hinfliegen, und Sie werden sich eines Andern besinnen müssen. Sie werden mir Dank wissen und meine Redlichkeit achten. Ich weiß am besten, daß ich einem Manne, wie Ihnen, keine Liebe, wie Sie es nennen, einzuflößen fähig bin.

„Ich sehne mich, Sie bei uns zu sehen. Mein Großvater spricht täglich von Ihnen. Er betet täglich für Sie. Ich möchte Sie bitten, uns bald die Ehre Ihres Besuchs zu gewähren. O Mylord, und doch zittre ich vor diesem Besuch. Mich drückt eine unaussprechliche Angst. — Aber kommen Sie. Ich will Sie noch einmal sehen, und wenn ich in Ihnen meinen Tod sehen sollte. — Nur den Tod? Das wäre ja das Schlimmste nicht.

„Ihren Brief habe ich meinem theuern Großvater vorgelegt. Er fragte mich um Manches. Ich habe mich ihm nicht verhehlt. Er hat mir aufgetragen, Ihnen seine Ungeduld zu sagen, mit der er Sie erwartet. Er muß und will Sie sprechen. Sollten Sie sich nicht über sich selbst irren, Mylord, so haben Sie meine Hand von ihm zu

fordern. Ihm leiste ich unbedingten Gehorsam. Ich habe keinen eigenen Willen.

Leben Sie wohl.

Ihre ergebenste u. s. w.
Mary."

18.

Der Besuch in Schottland.

Newhouse bei North-Berwik,
den 17. Mai 1633.

Ich wohne nun mit ihr unter einem Dache. Ich benutze die einsame Morgenstunde, Harry, mich mit dir zu unterhalten. Mein Glück verdoppelt sich, indem ich es dir, Vertrauter meiner Seele, offenbaren darf.

Seit gestern bin ich hier. Ich verließ Wagen und Bediente in North-Berwik, um zu Fuß nach Dun-Ofallins Landhaus zu gehen, und mir und ihnen das Fest der Ueberraschung zu geben. Von Berwik ist Dun-Ofallins Besitzung nicht weiter, als vier (englische) Meilen, nahe am Meer, in einem Park auf der Höhe. Der Abend war einladend genug, den Lustgang zu machen; und, ich gestehe dir's, Harry, wie eilig ich von London hinweg hieher flog, — Alles ging meiner Sehnsucht zu träge: eben so sehr fürchtete ich nun, allzufrüh nach Newhouse zu kommen, ehe ich mich

vollkommen gefaßt hatte. Denn meine Fassung hatte ich etwas verloren, da ich mich der Herrlichen nahe wußte. Ich wollte mich auf dem Gange etwas sammeln. Du glaubst nicht, wie peinigend mir ist, so oft ich nach einer längern oder kürzern Trennung Personen wiedersehen soll, mit denen ich dem Geiste nach vollkommen vertraut bin, mit denen ich mich im Gedanken viel beschäftige, und mit denen ich doch auf dem Fuß der großen Welt, in einer von der allgemeinen Sitte vorgezeichneten Art leben muß. Ich fürchte immer, durch meine Natürlichkeit, durch Ungestüm meiner Empfindungen die Gesetze der feinen Lebensart zu beleidigen und unangenehm zu werden.

Unterwegs bereute ich schon, daß ich mich nicht lieber hatte anmelden lassen. Ich ging langsamer. Ich setzte mich unter die alten Eichen am Meerufer, meine Leute zu erwarten, denen ich befohlen hatte, in einer Stunde nachzukommen. Dann quälte mich wieder die Sehnsucht. Jeder Augenblick, ihr so nahe, sie doch nicht zu sehen, schien mir Verschwendung. Ich ging wieder. Kindische Furcht oder Blödigkeit, oder wie ich's nennen soll, hielt mich wieder, und so kam ich nach und nach durch die grünen üppigen Auen gegen die umbüschten Höhen. Lothian gehört zu den reizendsten und fruchtbarsten Landschaften, wie ich sie nie in Schottland vermuthet hatte.

Ich schlug einen Fußweg ein, der durch den Park führte, und sich in vielerlei Krümmungen durch das Wäldchen zog. Die silberhellen Blüthen der Gesträuche schimmerten in kühler Dämmerung der hundertjährigen Eichen, Ahornen und Linden, wie Gestirne. Vor mir sah ich's lichter werden. Es war mitten im Park, dick umbüscht, ein freier, kreisförmiger Platz. Von einem bemooseten Felsen mir gegenüber rieselte ein kleiner Bach, vom Grün des Mooses und der schwebenden Rankengewächse umspielt. Der Weg ging an ihm vorbei, um sich wieder in den Park zu verlieren. Harry, denke dir Entzücken und Erschrecken: da trat Miß Mary götterhaft aus dem Wald, auf demselben Wege, den ich eben einschlagen wollte.

Wir erschracken beide gleich sehr. Ich sank zu ihren Füßen, ihre Hand küssend.

„Mylord," stammelte sie, „vergrößern Sie meine Bestürzung nicht durch eine Stellung, die Ihnen nicht gebührt." Sie hob mich auf. Nie sah ich sie so verlegen, so ausser Fassung. Sie zitterte. Sie mußte sich auf ein Bänkchen, nahe am Felsen, niederlassen. Ich setzte mich ihr zur Seite, und sagte: „So spielt das Schicksal mit den Menschenkindern. Ich wollte die Ueberraschung meiden, meinen Wagen vorangehen lassen; dann selbst folgen; nun bin ich nicht minder als Sie

selbst überrascht. Aber ich danke der Gunst des Schicksals, Miß. Ich nehme den angenehmen Zufall für bedeutsames Vorzeichen."

Sie schlug die Augen nieder, ohne zu antworten.

Ich sah den Ring meiner Mutter an ihrem Finger glänzen. Dieser Anblick that mir tief im Herzen wohl. Sie schien mir in diesem Augenblick eine Blutsverwandte. Ich sagte es ihr. Sie lächelte anmuthig und erwiederte: „Gold pflegt sonst wohl Verwandte zu machen in der Welt. Aber es bleiben doch nur Goldverwandte."

„Sie haben Recht, Miß; ich bin Ihnen indessen, das fühle ich, verwandt, wenn schon nicht durch Gold und Blut. Wollte Gott, ich dürfte das auch von Ihren Lippen hören."

„Mylord, warum nicht? Sie haben es schon oft gehört. Ich bin Ihnen durch ewige Dankbarkeit und Freundschaft verwandt."

„Nichts von Dankbarkeit, Miß! Warum quälen Sie mich doch so gern mit Erinnerungen an etwas, das mir in Ihren Augen nur geringen Werth geben kann? Der roheste Matrose würde das Verdienst um Sie gehabt haben können. Der Mensch will ja nicht durch das gelten, was er leistet, sondern durch das, was er ist."

„Aber, Mylord, man erkennt, was er ist, durch das, was er vermag."

„So setzen Sie mich in den Fall, Ihnen zu beweisen, was ich vermag. Setzen Sie mich in den Fall, Ihnen Alles zu opfern, was ich Theures habe, mich selbst.“

„Wozu das? Es würde meine Achtung für Sie nicht erhöhen, Mylord. Ich halte Sie jeder großen Handlung fähig. Ich würde den Glauben an die Menschheit verlieren, wenn Sie unter Ihrer Würde handeln könnten. Und diese Ueberzeugung gehört selbst zu meinem Glück, auch — wenn ich's sagen soll — zu meinem Unglück, zu meinem Schmerz und zu meinem Trost.“

„Ich verstehe Sie nicht, Miß Mary.“

„Vielleicht lehrt Sie es die Zukunft verstehen.“

„Miß Mary, Sie wissen, warum ich nach Schottland komme,“ sagte ich nach einem langen Stillschweigen, indem ich erwartet hatte, sie würde sich deutlicher erklären. Ich schloß ihre Hand in die meinige.

„Sie wollen Abschied von uns nehmen, Mylord.“

„Nein, Miß, ich komme mit dem Wunsch, nie von Ihnen Abschied nehmen zu dürfen. Die Erfüllung dieses Wunsches ist mein höchstes Glück. Sie können es gewähren. Mein Leben ist nur durch Sie in sich vollendet. Getrennt von Ihnen wird es ein halbes, zerrissenes Leben.“

Sie ward roth, antwortete nicht, und sah vor

sich nieder. In der Schönheit ihrer zarten Züge bewegte sich ein Wiederschein von, ich weiß nicht welchen Gefühlen ihres Innersten.

„Mylord," sagte sie endlich unruhig, „könnten wir diese Unterredung abbrechen!"

Ich erschrack und ahnete Böses. „Abbrechen?" sagte ich, und es ward mir schwer, das Wort hervorzustammeln: „Und doch eben diese Unterredung entscheidet über Leben und Sterben meiner gesammten Hoffnungen. Dieser Unterredung willen kam ich nach Schottland. Aber — es ist geschehen. Ich gehorche. Sie ist schon abgebrochen."

„Ich glaube, es sei besser!" setzte sie hinzu.

Ich konnte nicht antworten, ließ ihre Hand fallen, stand auf, ging unentschlossen durch den Kreis, überlegte und beschloß auf der Stelle nach London zurückzukehren. Denn in der Nähe dieses Wesens mochte ich nicht in Augenblicken länger athmen, die nur meine Leidenschaft vergrößern konnten, und mich andern Pflichten unfähig gemacht haben würden. Ich kehrte zu ihr zurück. Sie saß noch in unveränderter Stellung auf dem Bänkchen, einer Träumenden ähnlich.

„Miß," sagte ich zu ihr mit aller Selbstbeherrschung, die mir möglich war; „ich kenne mein Urtheil. Es ist mir wohlthätiger, mich, sobald ich kann, von hier zu entfernen. Ich

bitte um die Güte, mich zu Ihrem Großvater zu führen. Ich will dem ehrwürdigen Greise mein Lebewohl sagen.“

„Was denn?“ rief sie erschrocken und sprang auf: „Sie wollen nicht bei uns bleiben?“

„Wenn Sie fühlten, was ich leide, würden Sie sich grausam nennen, mich zum Bleiben aufzufordern. Ich ehre Ihren Willen, aber tragen Sie mit meiner Schwäche einige Nachsicht. Höflichkeit wäre in solcher Lage Versündigung an den menschlichsten Gefühlen. Daß ich gleichgültiger bin, als ich's zu sein wünschte und sogar fürchtete — “

„Wie, Mylord?“ unterbrach sie mich, und ihre Augen standen unter Thränen: „Was denken Sie? Habe ich Ihnen je heucheln dürfen? Sie gleichgültig? Warum wollen Sie ungerecht sein? Gott weiß, wie viel ich leide, wenn Sie sich von uns trennen. Aber verlassen Sie mich nicht, indem Sie mich verkennen.“

Die Heftigkeit, mit der sie die Worte sprach, erschütterte mich. „Miß Mary,“ sagte ich, „Sie setzen mich in neue Verwirrung. Ich glaubte vorhin zu verstehen, Sie weisen mein Herz zurück, indem ich um das Ihrige vergebens bitte. Ich habe mich nur der Macht meines Schicksals zu unterwerfen. Mein Wunsch ist, Ihnen ewig verbunden zu sein; mein Loos, mich ewig von

Ihnen zu trennen. Ihre Worte, Ihre eigenen Worte, Miß: „Halten Sie mich immerhin für Ihre Verlobte“ — oder, wie? hätten Sie den Brief nicht geschrieben? (Ich zog ihn hervor.) Ihre Worte gaben mir den Muth.“

„Ich schrieb den Brief,“ sagte sie still weinend, „und bereue ihn nicht. Vor meinem Gott, meinem Großvater und Ihnen habe ich kein Geheimniß. Und wär' ich Ihrer Freundschaft nicht würdig: Sie, wie kein Anderer, sind der meinigen würdig.“

„Miß!“ rief ich entzückt: „ich darf hoffen? ich darf dies schöne Herz, diese Hand die meinigen nennen?“

„Mylord, über das Herz hat mein Schicksal entschieden. Aber meine Hand fordern Sie vom Großvater, der allein zu verfügen das Recht hat.“

So sprach sie, und stand, ich möchte sagen, in demuthsvoller Hoheit vor mir, den Blick zur Erde gesenkt, und die gefaltenen Hände niederhangend. Ich betrachtete sie lange schweigend. Sie redete nicht weiter, und glich einer, die vom entscheidenden Wort, das sie gesprochen, ihr Loos erwarte. Ich schlug, mir selbst unbewußt, meine Arme um das heilige Mädchen, und zog es an mein hochschlagendes Herz. Ich weiß nicht, was ich sagte und stammelte. Meine Lippen berührten ihre erröthenden Wangen.

„Wer kann uns nun trennen?“ rief ich, wie einer der Seligen groß.

Sie lächelte zärtlich zu mir empor, und sagte: „Die Seelen Niemand.“

Miß Mary mahnte mich, mit ihr ins Schloß zurückzugehen. Sie war wieder die blühende Heiterkeit, wie ich sie sonst zu sehen gewohnt gewesen; aber sie, aber Alles, was mich umgab, schwamm in wunderbarer Verherrlichung vor meinen Sinnen. Ich trat in das einfache, doch geschmackvolle Landhaus Dun-Ofallins. Der Greis kam mir entgegen mit freundlicher Umarmung. Was soll ich dir, Harry, vom reizendsten Abend sagen, den ich je erlebt habe? — Von Ofallins freundlich-frommen und weisen Unterhaltungen, die nur im heiligen Zorn zum Sturm werden, wenn er an des Hofes Mißgriffe, des Königs gewaltsames Verfahren und der Religionsparteien Hader erinnert wird? — Was von Miß Mary's seelenvollen Gesprächen? — Als Ofallin sich schon zur nächtlichen Ruhe begeben hatte, saßen Mary und ich noch am lauen Abend vor dem Hause, im Mondschein, im Anblick des Meeres, beim Klange der Harfe. Jede Saite sprach Worte! — aber ihre Stimme dann!

Wundere dich nicht, wenn ich Dichter werde. — Schon denk' ich mir die sternenvollen Nächte

des Meeres, wie wir unter Mary's Harfentönen gen Maryland schweben.

19.

Die Entscheidung.

London, den 30. Mai 1633.

Ich beende meinen Brief hier, meinen letzten an dich aus Europa. In wenigen Tagen, theurer Harry, reise ich ab. Vielleicht nie erblicke ich die Küsten des alten Vaterlandes wieder. Aber das Vaterland ist auch nur noch ein Grab der Freuden. Ich verlasse es ruhig. Ich habe ein neues Leben nöthig.

Jetzt erst verstehe ich Mary's Reden, die mir so oft räthselhaft gewesen sind. Ofallin gab mir den Schlüssel.

Am zweiten Tage meines Aufenthalts in Newhouse, da ich mit Dun-Ofallin einsam durch die Schatten des Parks ging, eröffnete ich ihm mein Herz. Ich sagte ihm, wie ich Mary liebe, wie ich von ihr geliebt werde. Ich bat ihn um Mary's Hand.

Ofallin schloß mich mit Bewegung seines ganzen Gemüths an seine Brust. Er hatte die Augen voller Thränen. Er konnte lange nicht reden. „Ich muß mich erst fassen," sagte er, „ruhen wir einen Augenblick." Wir setzten uns

auf eine Bank am Wege unter einem breiten Ahorn.

Nach einer Weile sagte der Greis, indem er mit Wärme meine Hand ergriff: „Mylord, ich weiß Alles. Sie lieben meine Enkelin; aber Sie werden von ihr noch zärtlicher wiedergeliebt. Und Sie verdienen es. Ich kann meinem Kinde in allen drei Königreichen keinen Mann wählen, der desselben würdiger wäre, als Sie es sind, Mylord. Der Herr segne Sie. Ich bin Ihnen Großes schuldig. Könnte ich Sie vom Blutgerüst loskaufen, ich trüge mein Leben fröhlich für Sie auf's Blutgerüst. Wären zu Ihrem Wohl meine Besitzungen alle erforderlich, ich würde den Stab ergreifen, von hinnen wandern, Ihnen Hab und Gut ohne Anders überlassen. Alles; nur eine Seele kann ich nicht veräussern, die mir Gott vertraut hat, und welche der Richter der Todten von mir fordern wird an jenem Tage. Mary ist in den reinen Grundsätzen der evangelischen Lehre auferzogen, Mylord; und Sie sind Feind dieser Lehre, Anhänger des römischen Papstes, Katholik! — Mylord, Mary ist Ihr Eigenthum, sobald Sie aufhören, dem Papste zu gehören. Sie kann es sonst nie werden; ich möchte in hohem Alter mich nicht der Sünde gegen den heiligen Geist, nicht des Aergernisses schuldig machen, welches ich allen Rechtgläubigen geben würde.“

Diese Worte stürzten mich plötzlich aus dem Himmel. Lange konnte ich nichts erwiedern. Endlich versuchte ich mit aller Beredsamkeit, deren verzweifelte Liebe fähig ist, den hartnäckigen Sinn des Greises zu beugen. Ich stellte ihm vor, daß er, daß Maria mich verachten müßten, wenn ich nicht aus innigster Ueberzeugung, sondern um eines irdischen Gutes, selbst des höchsten aller irdischen Güter willen, meinen Glauben tauschen könnte; daß, wenn ich Heuchelei triebe, ich mich verachten müßte; daß ich, bei meiner Ehrfurcht für jedes christliche Glaubensbekenntniß, Marien nie in ihren Ueberzeugungen stören, selbst die Erziehung der Kinder im Glauben der Presbyterianer gestatten würde; daß ich nicht denken könne, dieser Glaube verbiete die Ehe mit Christen anderer Kirchen, und wolle, statt Glück in der bürgerlichen Gesellschaft zu befördern, Zwietracht und Elend gründen, und eben hier Mariens und mein lebenslängliches Leiden stiften.

Ich sprach lange, ich sprach warm und überzeugend. Der Alte fühlte sich erschüttert. Ich benutzte den Augenblick seiner Rührung, da er schwieg und nichts zu entgegnen wußte, und bat ihn, wenigstens seiner Enkelin die Freiheit zu geben, daß sie selbst entscheiden könne. Wolle sie nicht in die Ehe willigen, ohne daß ich mich vom Glauben meiner Väter losgeschworen haben

würde, so versprach ich von allen Wünschen abzustehen.

Dun-Ofallin besann sich einen Augenblick und erwiederte dann: „Ich gebe Marien die Freiheit, über ihre Hand zu verfügen. Williget sie in Ihre Wünsche, Mylord, so mag es geschehen. Dann werde ich Schottland verlassen, und sie Ihnen selbst nach Amerika zuführen. Ja, erlauben es die Geschäfte meines Hauses, welche zuvor bestellt sein müssen, und können Sie Ihre Abfahrt um einige Zeit verschieben: so begleite ich Sie mit Marien über den Ozean. Gleichviel, wo meine Asche ruhe. Ich bin überall in der Hand Gottes. Ihnen bin ich Alles schuldig; Ihnen das schwerste Opfer. Nun habe ich's gebracht. Ich bringe es, und bricht mir auch das Herz. Mary soll frei über ihre Hand, über Sie und mich entscheiden. Nun dann, wie der Herr will."

Er stand auf. Wir gingen in's Haus zurück. Mary ward berufen. Dun-Ofallin, seine Enkelin und ich standen allein. Der Greis theilte der Hocherröthenden treu den Inhalt unsers Gesprächs, dann meinen Antrag, dann seine Entschliessung mit. „Du bist frei, Mary, über deine Hand zu entscheiden. Ich schweige. Was du willst, soll mein Wille sein; zu Allem bin ich ergeben. Ich verlange nicht plötzliche Erklärung von dir. Gehe,

in dein Kämmerlein. Trage im frommen Gebet deine Sache dem Herrn vor. Erwarte, was dir Gottes Geist eingibt. Danach handle; nicht nach irdischem Wissen. Deine Erleuchtung komme von oben. Die Sonne des Tages nicht soll dir scheinen, und der Glanz des Mondes soll dir nicht leuchten: sondern der Herr muß dein ewiges Licht sein, und Gott soll dein Preis sein. Dann wird deine Sonne nicht mehr untergehen, und dein Mond nicht den Schein verlieren. Denn der Herr muß dein ewiges Licht sein, und die Tage deines Leidens sollen ein Ende haben."

Miß Mary stand mit gesenkten Augen und gefalteten Händen. Als der Greis schwieg, sagte sie nach kurzer Stille: „Ich bedarf keiner Bedenkzeit. In gemeinen Lebensdingen, wo menschlicher Witz Vortheile und Nachtheile abwägen soll, mag gut sein, Frist zu haben. Wo es Pflichten angeht, ist nur der Schwächling im Zweifel. Das Gewissen entscheidet schneller und bestimmter, als alle Klugheit. Ich hatte längst um Erleuchtung gebeten von oben."

Dann schwieg sie, warf einen Blick voll unaussprechlicher Holdseligkeit auf mich, trat zu mir, ergriff meine Hand, und sagte: „Diesem Manne hier, theurer Großvater, sind du und ich Alles schuldig. Dadurch gehöre ich ihm. Und wären wir ihm nichts schuldig, auch dann würde ich ihm

gehören, nicht weil ich wollte, sondern weil ich nicht anders könnte. Ich bin seine Anverlobte. Du weißt es. Auch Mylord weiß es. Ich würde, ich könnte nie eines Andern sein. Weil er mich gefordert, betrachte ich mich als seine Braut. Hätte er mich nie gefordert, er wäre dennoch der Auserwählte meiner Seele, diese Wahl aber ewig das Geheimniß meiner Brust geblieben."

Sie schwieg. Sie verbarg ihr glühendes Antlitz in ihr Tuch und trocknete ihre schönen Augen. Ich stand mit pochendem Herzen da. Dun-Ofallin schlug mit ernstem Blick die Hände gefaltet zusammen und sprach leise vor sich: „Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden." Es ging über seine Seele, über sein Antlitz eine Wolke.

Mary fuhr fort: „Mylord gehört nicht zu unserer Kirche. In einer andern geboren, sind deren Grundsätze seine Gewohnheit oder Ueberzeugung. Aber er faltet die Hände zu demselben Gott der Barmherzigkeit, wie ich; er beuget seine Knie vor demselben Jesus, wie ich; er erwartet mit mir einerlei Auferstehung, einerlei Gericht, einerlei Erlösung, einerlei Ewigkeit. Die Verschiedenheit unserer Glaubensarten, Meinungen und Erkenntnisse kann nicht unsere Liebe zerstören. Wie könnte die Mutter denn ihr Kind länger lieben, da der innere Glaube, die Erkenntniß und

Meinung von heiligen Dingen, nothwendig andere sind in der Mutter, als in dem Kinde? Also darf ich, soll ich meine Hand dem Lord Baltimore nicht verweigern, wenn diese Hand auch nur den kleinsten Stein zum Gebäude seines Glücks tragen kann."

Bei diesen Worten schluchzte Miß Mary laut. Sie war ihres Schmerzes, ihrer Thränen nicht länger mächtig. Sie sank auf einen Sessel, und verhüllte ihr Gesicht. Der Greis stand finster an einen der Marmorpfeiler des Saals gelehnt. Von meinem eigenen Zustande kann ich keine Rechenschaft geben, so drängten sich in mir Bewunderung, Trauer, Freude, Mitleid, Hoffnung und Furcht.

Plötzlich stand Miß Mary auf, ernst, mit großer Fassung. Sie reichte mir die Hand, und sagte: „Leben Sie wohl, Mylord. Sie haben die Stimme meines Innersten vernommen. Nun wissen Sie, daß ich, was mich betrifft, keines Andern sein will, als Ihnen. Dies sei Ihnen und mir genug. Ich aber gehöre mir nicht. Ich gehöre diesem mir über Alles theuern Greise. Ihm bin ich ältere Verpflichtungen schuldig. Auch diese sind heilig. Er kann mich großmüthig loszählen von diesen Verpflichtungen; aber ich mich nicht. Unsere Vermählung widerspricht nicht seinen Wünschen für unser Glück, nein, seinem Gewissen. Darum will er mir Freiheit geben, über mich zu verfügen, damit sein Gewissen unbeschwert bleibe.

Aber er kann mir nicht die Freiheit geben, sein Herz zu brechen. Es würde ihm gebrochen werden, wenn er sich in mir einen Augenblick getäuscht fände. Mylord, beweisen Sie ihm und mir, daß Ihnen Ihr Glaube Muth und Größe gibt, mit Ruhe auch das Schwerste zu tragen; so wie mein Glaube mir Kraft verliehen hat, den größten Kampf zu bestehen, welchen ich gekämpft. Daran sollen wir erkennen, daß er göttlicher Natur sei. Mein Entschluß ist unwiderruflich."

Dun-Ofallin erhob sich. Zwar den großen Sinn seiner Enkelin preisend, suchte er ihr einzureden, daß sie nicht auf den Greis achten solle; daß das Wohl zweier Menschen die Zufriedenheit eines einzigen aufwiegen müsse. Sie widersprach mit abgebrochenen Worten. Ich endete den edelmüthigen Streit des Greises und der Enkelin, indem ich Mary's Hand küßte und ihr sagte: „Miß, ich liebe Sie, ich bete Sie an. Werden Sie Zeuge, daß ich Ihrer würdig bin." Damit verließ ich das Zimmer und eilte ins Freie, befahl einzupacken, anzuspannen, und kehrte zurück, um Abschied zu nehmen.

Ofallin und Mary weinten. Ofallin segnete mich. Er führte die Enkelin in meine Arme. Sie mußte mir den Kuß der Verlobung geben. „Mylord," sagte der Alte, „welche Wahl ich treffen mag, sie ist mein Schmerz. Mylord, ich

konnte Mary zu keinem andern Gedanken bewegen. Aber betrachten Sie sie als Ihre ewige Braut!"

Genug, Harry, wir schieden. Ich kam nach London zurück. Schon habe ich mich am Hofe beurlaubt. Der König entließ mich gnädig. Alles zur Abreise ist bereit. Vor einigen Wochen schon sind die Schiffe mit Arbeitern und Vorräthen abgesegelt. Es ist jetzt die Einschiffung der übrigen Edelleute mit mir beschlossen.

Ade, Harry! Ade, Vaterland!

Ich wünschte oft, einmal unglücklich zu werden, um mich kennen zu lernen. Bin ich noch nicht unglücklich? Geliebt bin ich, und verworfen. Alle Erwartungen sind zerrissen. Meine erste und letzte Liebe! Ich, kein Verbrecher, muß das Vaterland meiden, in die Einöden über das Weltmeer ziehen. — Harry, bin ich noch nicht unglücklich? Ich muß dich verlassen, du mein Einziger! Beklagst du mich? — Nein, Harry, ich bin ruhig. Es ist etwas in mir, das heiter ist, und über dem Schutt aller Hoffnungen grün blüht. Ich bin glücklich. Harry, folge mir über das Meer!

20.

Die neue Welt.

Baltimore in Maryland, den 3. Okt. 1633.

Empfange, o theurer Harry, die ersten Grüße aus der neuen Welt, in der ich schon einheimisch

geworden bin. Europa ist vergessen, nur du nicht, o meine mir verbrüderte Seele, und — noch eine!

Die Fahrt über das Weltmeer konnte nicht glücklicher sein, als sie war. In solcher Gesellschaft floh die Langeweile, die gewöhnlich Seereisen beschwerlich macht. Wir lebten der Zukunft, und ergötzten uns an Entwürfen großer Art und riesenhaften Idealen von unsern Schöpfungen.

Wir fuhren in die Chesapeakbai ein, und suchten den Hafen, welchen die Papiere meines Vaters als einen der vortrefflichsten in der Welt gerühmt hatten. In der That gelangten wir in einen solchen, aber er zeigte uns bald eine neue Oeffnung, die kaum einen Büchsenschuß groß ist, und durch welche wir in einen zweiten, innern, vor allen Stürmen geborgenen gelangten, dessen von Gebüschen und Wiesen malerisch umgebenes flaches Ufer rings ein weites Wasserbecken umspannt. Hier hätten über tausend Schiffe bequemen Raum.

Bei der Fahrt durch die Oeffnung donnerten uns Kanonengrüße freundlich an. Wir sahen Hütten am Ufer, Menschen, Rauch und Freudenfeuer. Es war ein prachtvoller Sommermorgen. Das Geschütz unsers Schiffes erwiederte den Gruß. O welch ein Augenblick, als ich nun unter dem fortwährenden Schall der Kanonen ausstieg, als ich unsere Auswanderer allesammt erblickte, fried-

lich mit nackten Urbewohnern des Landes vermischt; als man mich frohlockend mit dem Geschrei: Freiheit! Freiheit! empfing, und mit Vivat, während vom Schiffe: Vivat und Freiheit! zurückgejauchzt ward.

Harford und Elkton kamen mir entgegen. Wir umarmten uns mit Thränen der Lust. Ich wartete die Ausschiffung unserer Mannschaft ab. Es war ein Schauspiel einzig in seiner Art, dies Gewühl der Ankömmlinge, ergriffen von den verschiedensten Empfindungen in der neuen, fremden Heimath, wo sie den Rest ihres Lebens verathmen, einst ihre Asche ruhen lassen wollten. Dann führte man mich in ein hölzernes Haus, welches sie als das erste für mich aufgerichtet hatten. Ich habe acht Zimmer; alle bequem und mit meinem Hausgeräth wohl besetzt. Daran stößt für die Versammlungen des Kolonialrathes ein geräumiger Saal. Ich übersehe aus dem Fenster den großen Wasserspiegel des Hafens, die langen Reihen von Zelten, Erdhütten, Magazinen und kleinen, aus Holz gezimmerten Häusern; das regsame Leben der Kolonisten, vergrößert durch die ab- und zugehenden gutmüthigen Indianer mit ihren Weibern und Kindern. Diese sind sehr zutraulich. Harford hatte ihre Freundschaft sogleich in den ersten Tagen seiner Ankunft gewonnen; in förmlichen Verträgen mit den Häuptern der Stämme das Recht zur Nie-

derlassung und zum Anbau in der ganzen Gegend am Potowmak und hier am Strom Patapsco erkauft; ihnen reiche Geschenke gemacht, und Bündnisse mit ihnen, wie mit andern entferntern Stämmen, geschlossen.

Diese freundlichen Naturmenschen, welche wir Europäer Wilde nennen, weil sie frei und nicht Sklaven sind; die wir dumm heißen, weil sie ehrlich, wahrhaft und treu sind; die wir als rohe Halbmenschen betrachten, weil sie unsere Laster nicht kennen; die wir Heiden heißen, weil sie einander nicht der Religion willen kerkern, foltern, auf Scheiterhaufen verbrennen, oder von Haus und Hof treiben, sondern mit Demuth und Ehrfurcht vor dem unsichtbaren großen Geist beten, — diese sind unsere hilfreichen Nachbarn. Sie führen uns in ihre Wälder, nun die unserigen; lehren uns die Eigenschaften der Holzarten, der Gesträuche, Kräuter und Thiere; sie haben unsere Weiber in der Kunst unterwiesen, Brod aus Mais zu backen; sie sind unsere Jäger, und versorgen uns mit schmackhaftem Wilde aller Art. Genug, wir wären ohne den gefälligen Beistand dieser Indianer mit unsern Arbeiten zur Niederlassung noch nicht den vierten Theil so weit, als wir wirklich sind.

Für die Aernten des künftigen Jahres sind die Felder gewählt, ausgemessen, vertheilt, aufgebro-

chen, bestellt. Wirklich ist der künftige Hauptort der maryländischen Kolonien von Elkton und Harford ausgesteckt; und die Baumaterialien werden fort und fort herbeigeführt und vorbereitet. Alles ist Thätigkeit. Man hört das Hämmern der Schmiede; das Schlagen der Zimmerleute; links und rechts in mäßigen Fernen steigt Rauch der Kalköfen empor; von Zeit zu Zeit dröhnt der Donner gesprengter Felsen.

Baltimore, so will man mir zur Ehre den ersten Sitz unserer Niederlassung nennen, wird nach Elktons Entwurf sehr regelmäßig aufgeführt werden, mit schnurgraden Straßen, die sich einander in rechten Winkeln durchschneiden. Es ist im Plan auf die Zukunft und das Wachsthum der Kolonie Bedacht genommen. Dem Hafen zunächst sollen die Schiffswerften, die Waarenmagazine stehen, und so sich um den Hafen im Halbkreis die Gebäude der neuen Stadt legen, mit geräumigen, heitern Gassen und großen öffentlichen Plätzen. Die Hauptstraße, welche die künftige Form der ganzen Stadt bestimmt, soll eine Breite von neunzig bis hundert Schuh erhalten. Die Stadt lehnt sich an das südliche Ufer des Patapsco, der hier seine Wellen ins Meer gießt.

Der Sommer ist sehr heiß, heißer als der portugiesische, doch die Seewinde kühlen die Luft, und das Land ist quellenreich. Reizend hingegen ist

die herbstliche Jahreszeit; wie schön müssen hier die Frühlinge blühen! Schon habe ich, begleitet von Freunden und Häuptern der indianischen Stämme, wochenlang die benachbarten Landschaften durchstrichen. Ich habe in den Hütten der Indianer frohe Tage genossen, und ihren Edelsinn, ihre Einfalt, ihre Kunst bewundert.

21.

Die ersten Fortschritte der Kolonie.

Ja, Harry, ich empfinde in diesen weiten, schönen Einsamkeiten Marylands ein nie gekanntes Glück, eine Harmlosigkeit, eine Seelenruhe, von der ich in Europa nur schwache Ahnungen hatte, wenn ich mit dir Tage lang in wenig besuchten Thälern, oder auf Gebirgen umherirrte, und wir an einem Gießbach unser Mittagsmahl, oder unter einem Baum unser Nachtlager nahmen.

Ich fühle mich gestärkt, erfrischt, rein, wie aus erquickendem Bade gestiegen. Ich bin der Natur wiedergegeben. Ich begreife, warum der Indianer unsre europäische Kultur verschmäht und Freiheit vorzieht.

Wir rüsten uns nun auf den Winter. Er soll nach Aussage der Indianer streng sein. Wir bauen Keller und Erdhütten. Auch ein geräumiges hölzernes Haus ist zur Kirche geweiht. Die meisten Ansiedler sind katholischer Religion, doch

einige Familien gehören zur presbyterianischen und bischöflichen Kirche. Die Ankunft einiger Kaufleute aus Virginien, wo unsere Niederlassung bekannt ist, — sie sind unsre nächsten Nachbarn an der Chesapeakbay, — war uns erwünscht, durch Handel mancherlei Bedürfnisse zu befriedigen. Denn, wie sorgsam auch Elkton in England gewesen, uns mit allen Nothwendigkeiten zu versorgen, bemerken wir doch an Ort und Stelle erst, was wir nöthig haben. Eben diese Kaufleute führten bittere Klagen über die Einschränkungen, welche England ihrem Handel machen wolle; über die ausschließlichen Privilegien einzelner Häuser; über Mangel der Ordnung in der Kolonie, die, obgleich schon älter, als die unsrige, nur noch im Werden sei. Als sie die Freiheiten unserer Kolonie, und die Grundsätze vernahmen, auf welchen Marylands Wohlstand und Glück beruhen sollte, priesen sie uns selig, weissagten uns schnelles Aufblühen und baten um Erlaubniß, sich mit andern Unzufriedenen aus Virginien bei uns ansiedeln zu können. Aber die meisten derselben sind protestantischer Religion, so wie bei uns die meisten katholischen Glaubens sind.

Dies veranlaßte mich, an einem Sonntage die Bürger unserer Niederlassung versammeln zu lassen. Zwar kannten alle schon die von mir vorgezeichneten Bedingungen, unter welchen ich die Auf-

nahme von Kolonisten in Maryland gestattet habe; aber ich wollte, das Volk selbst sollte den Werth der Bedingungen anerkennen; seinen Willen aussprechen; folglich vollkommene Religionsfreiheit den Christen aller Glaubensbekenntnisse gestatten, so daß keine Kirche irgend Vorrecht zu geniessen habe, und jeder Bürger von Maryland dem andern in bürgerlichen Rechten gleich stehe. Ich wollte, es solle von Allen, als freie eigene Ueberzeugung, ausgesprochen werden, daß hier der Priester jeder Glaubenspartei nur Staatsbeamter, oder Beamter der Gemeinde sei, kein Glied eines unsichtbaren, vom Vaterlande getrennten, unter dem Namen Kirche besonders bestehenden Staates. Ich wollte, es sollte ausgesprochen werden, daß hier das europäische Gesetz vom Unterschied edeln und unedeln Geblüts, der Unsinn des Vorzuges durch Zufall der Geburt, auf ewig vernichtet werde, und der Mensch nur das gelte, was er durch Herz und Geist werth ist, nicht wozu ihn Adelsbrief, ein Stammbaum, ein Ordensband stempelt. Ich wollte, es sollte ausgesprochen werden, als Grundsatz einer künftigen Staatsverfassung von Maryland: daß das ganze Volk auf die Gesetzgebung Einfluß habe durch selbstgewählte Stellvertretung in einem Oberhause und Unterhause, damit die Sache bestehe, auch wenn ich früher mit Tode abgehen würde, ehe die Kolonie in Blüthe steht.

Der Gouvernements- und Kolonialrath waren mit mir einverstanden. Die Versammlung ward gehalten. Es war die erste große Feierlichkeit bürgerlicher Art. Ich redete die Gemeinde an. Wegen gleicher Rechte aller christlichen Glaubensparteien rief ich zuerst unsere katholischen Geistlichen auf, ihre Erklärung zu geben. Diese Erklärung übertraf meine Erwartungen. Der Aelteste unter den Geistlichen, ein Greis von beinahe siebenzig Jahren, sprach mit wenigen, aber gewichtvollen Worten seine Meinung aus. „Daß wir uns diesseits des großen Ozeans getrennt von den alten Heimathen unserer Väter befinden," sagte er, „ist Wirkung des Fanatismus der europäischen Christen. Sollen wir nun, wir traurigen Opfer der religiösen Unduldsamkeit, auf dieser freien Erde beginnen, unduldsam gegen Andere zu werden? Das sei ferne! Sollen wir beginnen, die Saat zu künftigen Religionskriegen in der neuen Welt zu säen, während Europa's Völker sich unter einander wegen Glaubensverschiedenheit würgen? Nimmermehr. Mögen die erbitterten Kirchen der alten Welt Mord und Brand predigen: die christliche Religion predigt Liebe, auch gegen Feinde, keine Liebe mit Dolch und Fackel. Die Religion Jesu steht höher, als die Kirche. Zwar die katholische Kirche bildet eine einzige große Gemeinschaft der Gläubigen, zusammengehalten durch

den Stuhl Petri zu Rom. Aber der wahre Katholik unterscheidet das Oberhaupt der Kirche und dessen Befugniß zur Erhaltung der Einheit des Glaubens von der weltlichen Herrschaft des römischen Hofes. Der heilige Vater verdient als Bischof der Kirche Ehrfurcht und Gehorsam, aber in weltlichen Dingen hat er nicht weiter, als bis an die Grenzen seines italienischen Landes, zu befehlen. Daher kann der katholische Priester allerdings guter Bürger des Vaterlandes, unabhängig von fremden Machtsprüchen sein."

Die ganze Gemeinde stimmte bei. Die virginischen Kaufleute waren entzückt. Sie sagten mir mit Zuversicht eine große Einwanderung der Ihrigen zu. *) — —

22.

Die Nemesis.

Baltimore, Mai 1634.

Ich habe mit einem Schiffe, welches uns Waaren aus England brachte, die noch zurückgeblieben waren, Nachrichten von daher; auch Briefe von dir, mein Harry. Wie entzückten mich die Hoffnungen, welche du mir gibst, vielleicht dieses Jahr

*) Von hier an ist Lord Baltimore's Briefwechsel sehr unvollständig. Es finden sich nur wenige seiner Schreiben vor.

noch Bürger von Maryland zu werden. Aber wenn du den Plan ausführen willst, Konstantinopel und Griechenland zu sehen, verzweifle ich an deinem baldigen Ankommen bei uns.

Sheton, mein Verwalter, meldet mir auch, wie ganz unvermuthet der Bösewicht entdeckt worden ist, welcher mir einst mörderisch nach dem Leben trachtete. Es war nicht politischer oder religiöser Wahnsinn, der den Dolch gegen mich schliff, sondern, du wirst erstaunen, verliebte Eifersucht. Ein gewisser Fracastelli, im Hause Dun-Ofallins, der die schöne Miß Mary mit Leidenschaft liebte, ihretwillen und sich bei Dun-Ofallin einzuschmeicheln und wichtig zu machen, von der katholischen Kirche zu den Presbyterianern übergegangen war, lebte seitdem in der Nähe Mariens, als ihr Lehrer auf der Harfe und als Dun-Ofallins Geheimschreiber. Er verbarg der Tugendhaften seine Leidenschaft, so lange er keine Aussicht hatte, ihr solche für sich einzuflößen. Ihm war Mariens Neigung zu mir nicht entgangen, darum beschloß er, mich aus der Welt zu schaffen. Aber statt meiner ward bald ein Anderer der Gegenstand seines Hasses. Sir Lindley, ein junger reicher Edelmann, naher Verwandter des Lord Douglas, eifriges Haupt der Presbyterianer, Grenznachbar von Dun-Ofallins Besitzungen, ersetzte nach meiner Abreise meine Stelle in Dun-Ofallins Hause.

Es scheint, er ward gern gesehen. Es scheint, Dun-Ofallins Wunsch selbst sei gewesen, ihn mit seiner Enkelin zu vermählen. Es scheint, die fromme Mary habe im Gehorsam und in unbedingter Liebe gegen den Großvater zuletzt selbst das in meiner Gegenwart gegebene Wort vergessen wollen, meine ewige Braut zu bleiben. Genug, Fracastelli fand Ursache zu neuer Eifersucht. Er überfiel auf einer Reise im Walde den jungen Lindley meuchelmörderisch. Dieser vertheidigte sich. Beide wurden tödtlich verwundet vom Platz getragen. Fracastelli gestand vor den Gerichten die Ursache seines Verbrechens, und sterbend auch das an mir verübte.

Von Miß Mary habe ich, seitdem ich England verließ, keine weitere Nachrichten. Ich aber habe mich überwunden. Meine Liebe ist unsterblich, wie meine Seele. Doch vergessen habe ich eitle Träumereien und Wünsche. Wollte Gott, auch die edle Mary dächte so. Möge die Tugendhafte glücklich sein. Wäre sie glücklich, ich würde ohne Schmerz hören, daß sie die Gemahlin eines Andern geworden.

Kommst du im Herbst zu uns, wirst du eine Stadt erblicken, wo noch vor einem Jahre Einöde war. Ununterbrochen ward den ganzen Winter hindurch gearbeitet. Schon sieht man ganze Stra-

ßen aufgeführt, doch meistens bloße Gerippe von Gebäuden, der Zimmerleute Werk. Mit unglaublicher Ungeduld, selbst nicht durch die rauhe Jahreszeit gelähmt, schreitet Alles, vom Größten zum Kleinsten ans Werk. Künftigen Winter schon bewohnen wir die neuen Gebäude.

Der Frühling hat hier eine Pracht, wie der neapolitanische kaum kennt. Ueber Alles hoffnungsvoll stehen unsere Felder. — Aber was mehr, denn dies Alles, mich erquickt, ist Eintracht, Freundschaft aller unserer Kolonisten unter einander, und fortdauernde Dienstgefälligkeit der guten Indianer. Wir und diese sind nur zwei verschiedene, aber engbefreundete Familien.

Meine Tage sind mehr Genuß, als Arbeit. Der erste Winter in Amerika verstrich schnell. Es fehlte uns, neben der Menge der Geschäfte, nicht an Vergnügungen. Bei mir war fast jeden Abend Gesellschaft. Meine Freunde, ihre Gemahlinnen und Töchter, unter denen einige sehr liebenswürdige sind, betrachtete ich als Hausgenossen. Musik, Gesang, Vorlesungen, Tänze, gesellige Spiele aller Art verschönerten die Abende und Festtage. Wir leben mit unsern Handwerkern und Ackerleuten auf dem vertraulichsten Fuß. Unser Umgang veredelt ihre Sitten, oder verhütet das Verwildern derselben. Wir machten abwechselnd Besuche bei ihnen; setzten uns unter dem Dach ihrer Erd-

hütten, die sie sehr artig und sauber eingerichtet haben, in den Kreis ihrer Familie; erforschten ihre Bedürfnisse, und trachteten, den dringendsten abzuhelfen. Frauen und Töchter unserer Edelleute haben sich vereint, die allgemeinen Krankenpflegerinnen der Kolonie zu sein. Man sieht sie beschäftigt, das Hauswesen der Kolonisten zu verbessern. Wir haben einige gute Aerzte; aber was noch besser ist, wenige Kranke. Das Klima ist sehr gesund.

Der erste Zug virginischer Einwanderer ist wirklich angelangt, mehrere hundert Menschen. Meistens sind es Deutsche. Aus England werden uns neue Schaaren angekündigt; eben so aus Holland. Unsere Arbeiten vermehren sich. Wir haben von den Indianern neue weitläufige Landschaften durch Kaufverträge gewonnen. Es wird an Gründung von zwei neuen Ortschaften gedacht. Der Kolonialrath hieß die dazu von Elkton entworfenen Plane gut.

Welch ein Zauber liegt in dem süßen Gefühl der Freiheit! Es gehört für mich zu den Unbegreiflichkeiten, daß die Könige Europens sich scheuen, ihren Unterthanen dies Hochgefühl zu gewähren, durch welches ihre Thronen die stärksten, ihre Staaten die blühendsten werden müßten. Denn der Mensch, welcher, statt Befehlen,

selbstgegebenen Gesetzen gehorcht, gehorcht freudiger. Wer sein Feld baut, ohne Sorge, daß, vom Luxus der Höfe, von der Finanzkunst der Plusmacher, ihm ein großer Theil von den Früchten entrissen wird, gibt freudiger, sobald er überzeugt ist, er gibt für das Vaterland. Wer da weiß, er gelte durch nichts, als durch seine Tugend, wird tugendhafter. — Harry, ich beneide keinem Monarchen der alten Welt die Krone. Ich bin König eines freien Volks; bin nur der reichste Eigenthümer, ausserdem der erste Diener Aller, und der ärmste Taglöhner hat vor dem Gesetz gleiches Recht, wie ich. Und wollten meine Mitbürger heute meine Unterthanen werden, ich möchte nicht ihr Herr sein.

Aber bei euch in der alten Welt ists anders. Wie das Licht der Wissenschaften von Osten nach Westen zog, und die Barbarei über das weiland erleuchtete Asien ihre Nacht verbreitete, und schon Griechenland, den Pontus bedeckt und Aegypten: so wandert auch die Freiheit westwärts, und orientalischer Despotismus rückt aus Asien über Konstantinopel gegen Europa. Wer kann es sagen, wie asiatisch dies Europa in einigen Jahrhunderten werden wird, inzwischen Amerika im Licht der Freiheit, Wissenschaft und Kunst strahlender geworden sein wird?

22.

Die Familie des Kapitäns.

Baltimore, September 1635.

Das also war's, mein glücklicher Harry, was dich Jahre lang an Italien festband? Aber nun, Heil dir, du bist von Hymen für deine ausdauernde Liebe gekrönt! Die schöne Franziska ist die Deinige. Mit Freudenthränen las ich die Zeilen, welche deine Gemahlin für mich den deinigen beigeschlossen hat. Aber ich übe Vergeltung, so schön und gut ich kann. Auch meinen Brief begleitet ein Briefchen von weiblicher Hand an dich und deine Franziska.

Ja, Harry, ich bin vermählt. Ich darf dir nicht erst sagen, daß ich glücklich bin.

Im April dieses Jahres kam die Fregatte Nepenthe im Hafen von Baltimore an. Kapitän Morland brachte uns einige Familien aus Irland, und Waaren und Briefe aus England. In der Gesellschaft des Kapitäns waren, wie ich vernahm, einige vornehme Frauenzimmer, und ich erfuhr von ihm, es seien seine Gemahlin, seine beiden Töchter und sein Sohn, ein Jüngling von zwanzig Jahren, welche ihn auf der Fahrt nach Westindien begleitet hatten. Da Sir Marble, der Aufseher unsers Seewesens, Morlands alter Freund ist, zog Morland mit seiner Familie zu

Marble, der in der Stadt eins der schönsten Häuser besitzt.

Ich machte den Frauenzimmern sogleich folgenden Tages nach ihrer Ankunft Besuch. Die Damen hatten die Seereise mit seltenem Glück überstanden; nur der junge Morland war unpäßlich und mußte das Bett hüten. Miß Cölestine, die jüngste von Morlands Töchtern, blendete mich fast durch ihre seltene Schönheit; noch mehr durch ihren Geist. Wir wurden auch bald mit einander vertrauter. Marble gab uns ein prächtiges Gastmahl. Ich lud ihn und die liebenswürdigen Fremden auf den folgenden Tag zu mir ein. Abends beim Abschiede sagte Miß Cölestine: „Mylord, vorausgesetzt, daß unsere Koffer vom Schiff bis dahin hergebracht sind, werde ich Ihnen morgen eine Freude machen. Man hat mir in London Briefe für Sie zugestellt.“

Am andern Tage kam die Gesellschaft zu mir in das Gouvernementshaus. Miß Cölestine wünschte die Einrichtungen des Gebäudes zu sehen. Ich führte sie mit Vergnügen durch alle Zimmer. Ich stand eben mit ihr allein am Fenster meines Bibliothekzimmers, und zeigte ihr die reizende Aussicht über das Meer und die Umgegenden, als sie sagte: „Mylord, damit ich's nicht vergesse!“ Bei diesen Worten erröthete sie, zog einen Brief hervor, und überreichte ihn mir mit zitternder Hand. Ich

konnte mir durchaus die Gemüthsbewegung nicht erklären, von der ich sie ergriffen sah. „Lesen Sie, Mylord!“ sagte sie mit leiser Stimme.

Ich erbrach den Brief. Harry, denke dir mein Erstaunen! es war der erste Brief von Miß Mary, den ich seit meiner Entfernung von England empfing. Mit jeder Gelegenheit nach Europa hatte ich ihr und ihrem Großvater geschrieben; nie Antwort empfangen. Als ich Mariens Handschrift und Unterschrift erkannte, schwanden mir fast die Sinne. Ich warf mich auf einen Stuhl. Ich las und las den Brief zehnmal. Sie meldete mir den Tod ihres Großvaters; die Veränderungen in ihrem Hause, und wie sie London zum bleibenden Aufenthalt gewählt habe. Ihre ganze große, fromme, reine Seele athmete mich mit dem Ausdruck der zartesten Liebe aus diesen Zeilen an. Ich drückte das Blatt an meine Lippen; ich brach in Thränen aus; ich sprang auf; ich durchlief einigemal den Saal; ich hatte Miß Cölestinens Gegenwart durchaus vergessen.

Wie ich Cölestinen wieder erblickte, sah ich ihr stilles Weinen. Ich erschrack. Ich bat sie um die Ursache ihrer Thränen; ich entschuldigte den seltsamen Ungestüm meines Betragens; ich sagte ihr, von wem der Brief sei, und sagte ihr Alles. „Und ich weiß ja Alles!“ erwiederte sie: „Miß Mary selbst hat mir Alles offenbart. Ich habe

die Ehre, eine der besten Freundinnen dieser Vortrefflichen zu sein."

Nun, Harry, diese Worte! Ich stand in Flammen. Nachrichten von Marien! Ihre eigene Freundin konnte mir von ihr erzählen! Alles, Alles, hunderttausend Kleinigkeiten mußte sie mir berichten und wiederholen. Ich aber ward des Fragens und Hörens nicht satt. Auch vom Tausch der Ringe sogar wußte Cölestine, und ich zeigte ihr an meinem Finger Mary's Ring. „O, wenn mich Miß Mary liebt," seufzte ich, „warum begleitete sie nicht ihre schöne Freundin über das Meer?"

„Warum fordert Mylord Baltimore von einer Geliebten mehr, als er der Geliebten selbst leistet?" erwiederte Miß Cölestine.

„Aber glauben Sie, daß Miß Mary, jetzt durch den Tod ihres Großvaters vollkommen frei, mir, wenn ich sie in London überrasche, über das Meer in diese Kolonie folgen wird? Können Sie mir auch nur die leiseste Hoffnung eines glücklichen Erfolgs machen?" rief ich.

„Ich glaube fast," sagte Miß Morland, „ich sollte es können."

„So begleite ich Sie nach Europa zurück!"

Der Entschluß stand nun unerschütterlich fest, und ich erklärte ihn schon über Tafel dem Kapitän Morland, wie meinen anwesenden Freunden

laut, ohne jedoch die wahre Ursache zu enthüllen. Es gab darüber mancherlei Gespräch. Marble, Harford, Dikinson und die Andern schienen bestürzt und unzufrieden. Doch hofften sie, es sei dies nur Laune eines flüchtigen Heimwehs. Sie irrten sich. Und hätte ich zur Stunde mit Morland absegeln können, ich hätte mich eingeschifft.

Miß Cölestine entfernte sich nach dem Essen, um ihren kranken Bruder zu besuchen. Auf mein dringendes Bitten erlaubte sie mir, sie zu begleiten. Jeder Augenblick, den ich nicht mit ihr sein, mit ihr von Dun-Ofallins Enkelin verplaudern konnte, war mir Raub an meiner Seligkeit. Als wir in Marble's Haus angekommen waren, vernahmen wir mit Erstaunen, daß der kranke Jüngling, begleitet von einem Bedienten, ausgegangen sei. Cölestine war ungehalten über ihren Bruder. Doch wir hatten noch keine Viertelstunde gewartet, so sahen wir ihn über die Straße zurückkommen. Cölestine verließ mich, und eilte ihm entgegen. Es währte lange, ehe sie wieder erschien. Endlich trat sie herein, und an ihrer Hand der junge Mensch, welcher ihr, wie es schien, nur halbgezwungen folgte. Indem er sich mir langsam mit einer Verbeugung nahte, bemerkte ich, wie seine blasse Farbe plötzlich in ein brennendes Roth überging. Ich erinnerte mich, diesen jungen Menschen schon irgendwo gesehen zu haben.

Ich heftete meine Augen schärfer auf ihn. Es gingen wunderliche Ahnungen in meiner Seele auf. Ich wußte nicht, wie mir geschah.

„Mein Gott!“ rief ich, und sah betroffen Cölestinen an.

„Ja,“ rief Cölestine, „sie ist es!“

Mary lag weinend an meiner Brust.

Ja, Mary war es. Gekommen war sie nach Maryland, schüchtern, fast mißtrauisch, zweifelnd. Daher ihre Verborgenheit. Miß Cölestine und deren Schwester waren ihre Gesellschafterinnen, die sie zur Begleitung mitgenommen hatte, und die Gemahlin des Kapitän Morland selbst hatte, dieser Frauenzimmer willen, als alte Freundin vom Hause Ofallin, die Reise mitgemacht.

Nichts, Harry, nichts hier von dem Rausch meiner Seligkeit! — Von diesem Tage an zähle ich die Tage meines schönern Lebens. Mary, die Göttliche, ist mir anvermählt und von der ganzen Kolonie angebetet. — Aber auch die schöne Cölestine ist vermählt, und zwar mit unserm Harford. Die Beiden fühlten sich schon in den ersten Tagen der Bekanntschaft magnetisch an einander gezogen.

Nun fehlst du nur noch, und deine Franziska, um unsern Himmel zu vollenden. Eile zu uns in die Heimath der Freiheit!

Jonathan Frock.

In der ganzen Hauptstadt des Königreichs, und vielleicht im ganzen Königreiche, war eine geraume Zeit lang kein geprieſenerer Mann, als der auch durch einige Schriften dem Auslande ſchätzbar gewordene Ober-Kriminalrath von Schwarz. Das Glück ſchien ſich an ihm mit Gunſtbezeugungen erſchöpfen zu wollen. Er war der Sohn eines armen Leinwebers; hatte mit Hilfe einiger Stipendien, die ihm als einem Jüngling von trefflichen Anlagen gegeben worden waren, die hohe Schule beſuchen können, und die Rechtswiſſenſchaft gelernt. Faſt ohne einen Heller Geld war er in die Hauptſtadt gekommen, um als Sachwalter ſein Brod zu verdienen; übernahm da ſogleich einen ſchwierigen Rechtshandel, den man ſchon verloren gegeben; ſiegte über ſeine Partei vor den Gerichtshöfen; erwarb ſich Ruf, und ward binnen Jahr und Tag einer der beliebteſten und beſchäftigtſten Anwälde. Durch Uebung und fortgeſetzten Fleiß gewann er in der That einen ſeltenen Grad der Vollkommenheit ſeines Berufs. Er ward überall vorgezogen; mit Belohnungen, Geſchenken, Ehrenbezeugungen und Schmeiche-

leien überhäuft; in die Kreise der angesehensten Männer eingeführt; in den besten Häusern vertrauter Freund. Er heirathete eins der schönsten und reichsten Mädchen in der Hauptstadt; ward von den Ministern angestellt, von Amt zu Amt befördert, vom König geadelt; empfing einen königlichen Orden; bald auch, wegen geleisteter Dienste, den Orden eines ausländischen Hofes mit reichem Jahrgehalt, und verschiedene Male ging die Rede, er werde Minister werden. Kurz, es ging nur Eine Stimme, der Ober-Kriminalrath von Schwarz sei der glücklichste Mann. Er hatte die glänzendsten Aussichten, ein großes Vermögen, bewundernswürdige Geisteseigenschaften, die liebenswürdigste Frau, schöne Kinder; mehr noch, als dies Alles, man kam auch darin überein, daß Niemand so viel Glückes werth sei, als er. Herr von Schwarz war als zärtlicher Gatte und Vater, als unermüdeter Arbeiter, als treuer Freund, als der angenehmste Gesellschafter, als der feinste und gefälligste Mann im Umgang bekannt.

Man soll sich aber nie vom Schein blenden lassen. Herr von Schwarz war in der That ein sehr unglücklicher Mann, und was noch mehr ist, keines Glückes würdig. Nicht seine Geschicklichkeit, nicht sein Fleiß, nicht seine Gabe, sich liebenswürdig zu machen, stand zu bezweifeln;

wohl der Werth seines Herzens. Er gehörte zu den Leuten, die durchaus nichts sind, als klug und fein, und damit ihre geheimsten Wünsche erreichen zu können glauben. Geld, Ehre und Vergnügen, das war die Dreieinigkeit, für die er Alles that und opferte. Gewissen und innere Religiosität zu haben, war er viel zu aufgeklärt; sich vertrauensvoll in Gefühlen der Freundschaft einem Herzen anzuschliessen, war er viel zu guter Menschenkenner. Er traute Keinem, weil er sich selber kannte, und die für Schwachköpfe hielt, welche nicht waren, wie er. Er liebte sich blos aus natürlichem Triebe; jeden Andern aber, der wie er gewesen wäre, würde er gefürchtet haben. Er führte in seinem Hause unglückliches Leben. Von Ehrgeiz, Neid oder Rachsucht gequält, die er öffentlich mit lächelnder Miene zu verbergen wußte, überließ er sich zu Hause den Launen und Eingebungen seines Verdrusses. Er ward da Despot. Seiner Frau begegnete er oft verächtlicher, als seiner geringsten Magd. Seine Söhne, zwei hoffnungsvolle Knaben, zitterten vor ihm, wie Sklaven. Doch zuweilen zeigte er sich wieder unmäßig gütig gegen sie. Um ihre Erziehung mochte er sich nicht bekümmern. Er hatte wichtigere Geschäfte. Vom Elend seines Hauswesens wußte aber kein Mensch, als wer Genosse desselben war. Und wenn durch Geschwätz des Ge-

sindes davon ruchbar ward, glaubte Niemand daran; aber man fand es sehr verzeihlich, daß ein Mann von seinen Geschäften Launen haben könne; oder man schob alle Schuld auf die Frau. Es fehlte ihr die nöthige Bildung, sie war keine Haushälterin, sie war ein Gänschen, und was man sonst zu sagen beliebte. Genug, Herr von Schwarz hatte immer Recht, und Jedermann Unrecht neben ihm. Doch ward sein häusliches Trübsal eigentlich von Wenigen bemerkt. Denn kam Jemand zu ihm, war im Hause Alles ein Herz und eine Seele; er der aufmerksamste, gefälligste Gatte, der gütigste Vater, und wieder gegen ihn Alles von Liebe und Traulichkeit voll. Niemand dachte daran, daß das nur eingeführter guter Ton sei. Man mußte seine Glückseligkeit bewundern.

Unter den Hausgenossen des Herrn von Schwarz befand sich seit zwei Jahren auch ein junger Mann, Namens Jonathan Frock. Er spielte die Rolle eines Lehrers oder Erziehers bei den Kindern, war aber so gut Sklave, wie alle Uebrigen im Hause des Oberkriminalraths. Herr von Schwarz, der eine eigene Gabe hatte, Jeden auf eigenthümliche Art zu quälen — denn nicht Jeden plagte er auf dieselbe Art — behandelte ihn zuweilen vor den Augen seiner Zöglinge wie einen

Schulbuben, zwar nicht mit Plumpheit, aber mit allerhand Zurechtweisungen, die das Gröbste sein mochten, was sich mit Worten sagen ließ. Wenn Herr von Schwarz seine Frau fühlen ließ, sie verstehe nicht Frau zu sein; gelte weniger, als eine Küchenmagd; besitze keinen Gran Witz und Verstand: so sagte er dagegen dem Hauslehrer, er sei ein linkischer, unwißender Mensch, der nicht wisse, wie sich geberden; der von der Welt schiefe Begriffe habe; der nie sein Glück machen werde; der von Erziehung der Kinder keine Ahnung habe. Genug, Herr von Schwarz nahm immer den Ton eines Erziehers vom Erzieher seiner Kinder an, und kränkte den armen Frock bitterlich.

Frack aber, zu schüchtern oder zu gut, schwieg. Auch ließ er sich's gefallen, wenn ihm der Herr Ober-Kriminalrath wöchentlich ein paarmal wiederholte, er betrachte ihn nur als Aufseher der Kinder, nicht als ihren Lehrer und Bildner. Und wagte es Frock je einmal, den Mund zu seiner Vertheidigung zu öffnen, konnte er sich darauf verlassen, daß Herr von Schwarz voll vornehmer Mitleidigkeit die Achseln zuckte, oder ihm den Rücken mit den Worten zuwandte: „An Ihnen ist Hopfen und Malz verloren."

Bei dem allem war doch nicht zu läugnen:

seit Frock im Hause lebte, hatten sich Schwarzens Kinder, welche vorher die wildesten und boshaftesten Buben waren, und ihre eigene Mutter in den gröbsten Ausdrücken beschimpften, sehr gebessert. Sie hatten auch gegen die Mutter Gehorsam und Ehrfurcht gelernt, zuletzt sogar sich ihr mit Hochachtung und Liebe zugewandt, und aufgehört, wenn der Vater ihre Unarten gegen die klagende Mutter in Schutz nahm, Mißbrauch davon zu machen. Sie zeigten sich überall gesitteter, lernbegieriger, minder tückisch gegen Gespielen; hingen besonders mit unbeschreiblicher Zuneigung an Herrn Frock, der sie im Lesen, Schreiben, Rechnen, deutscher Sprache, Geschichte, Erdbeschreibung und andern Dingen unterrichtete, von denen Herr von Schwarz wenig ahnete.

Als dieser einmal seine Söhne auf einer Reise mit sich genommen, und sie Nachts mit ihm im gleichen Zimmer des Wirthshauses schlafen mußten, sah er mit Erstaunen, daß die Kinder, nachdem sie sich entkleidet hatten, auf den Fußboden niederknieten. — „Was spielt ihr da für Komödie?“ rief er. Sie antworteten nicht; falteten die Hände, hoben die Augen gen Himmel und beteten. Erst der älteste von den Knaben, halblaut; dann schwieg er, und der jüngere fing an. Was sie sagten, war nichts Auswendiggelerntes;

denn es bezog sich auf Dinge des vergangenen Tages. In das Gebet waren Vater und Mutter, Frock und einige Spielgefährten eingeschlossen.

Herr von Schwarz verlor kein Wort darüber. Die Sache kam ihm aber doch lächerlich vor. „Ich glaube," sagte er bei Hause nachher zum Herrn Frock, „ich glaube bei meiner Ehre, Sie sind am Ende Herrnhuter, und richten die Jungen zur Kopfhängerei ab. Wozu soll das Knien der Kinder Abends im Hemd? wozu das Beten? Die Jungen verstehen noch nichts von Religion. Ich wünschte, sie würden auch durchaus davon nichts hören, bis sie zu reiferm Verstande kommen. Dann werden sie unbefangener und richtiger über dergleichen Dinge urtheilen können. Ich halte nichts von einer gelernten Religion. Die Religion muß sich im Menschen selbst aus seinem Innersten entfalten. Was man auch Kindern von dergleichen Gegenständen sagt, sie begreifen's nicht; es wird Vorurtheil, schädliche Gewohnheit an Vorstellungen, von denen nachmals auch bei reiferer Einsicht schweres Losreissen ist. Sind Sie denn etwa Herrnhuter?"

„Nein, das bin ich nicht!" erwiederte Frock.

„Was haben Sie für eine Religion? Sind Sie katholisch oder lutherisch oder reformirt?"

Frock ward feuerroth und schwieg mit schüchterner Verlegenheit.

„Reden Sie doch. Denn ich muß und will das wissen. Es darf mir nicht gleichgültig sein, mit welcher Art Vorurtheilen meine Kinder zuerst bekannt werden. Jede Kirche hat ihre Vorurtheile. Ich wollte, Sie könnten tanzen, Sie hätten mehr Anstand, mehr Aeusserliches. Das würde meinen Söhnen bessern Nutzen bringen, als in diesem zarten Alter religiöses Geschwätz. Dafür haben Kinder weder Verstand noch Bedürfniß."

„Erlauben Sie gütigst, Herr Ober-Kriminalrath," sagte Frock, „ich halte dafür, das Bedürfniß werde von Kindern tiefer empfunden, als Sie vielleicht glauben. Unter allem, was ein unverdorbenes, wißbegieriges Kind zu wissen begehrt, fragt es gewiß am theilnehmendsten nach dem Ueberirdischen, nach dem Entstehen der Dinge, nach dem Schicksal des Geistes jenseits des Grabes, nach Gott und wo und wie er sei? Solche Fragen bezeugen das Bedürfniß des Kindes, und des in ihm wohnenden Gottesfunkens. Die erste Annäherung des kindlichen Herzens an die unsichtbare Welt gibt ihm das Gefühl seiner Menschenwürde und Kraft und Liebe zur Tugend, ohne welche der Mensch doch immer eine vielleicht liebenswürdige, aber gefährliche Bestie bleibt."

„Ganz richtig, Herr Frock; nur daß Sie, nach Ihrer Gewohnheit, aus völlig unrichtigen

Sätzen absegeln. Wer, in aller Welt, hat Ihnen denn weisgemacht, daß Kinder voller Sehnsucht nach dem Unsichtbaren und Ueberirdischen sind, weil sie gern um Dinge fragen, die sie nicht begreifen können? Wissen Sie denn nicht, daß Kinder am liebsten von Gespenstern, Räubern, Feen, Taschenspielerstückchen und allem hören, was ihnen wunderbar und unerklärlich ist? Darum fragen sie auch wohl eben so gern nach Himmel und Hölle, nach Gott und Engeln. Und was Sie ihnen davon sagen, es sei wahr oder nicht, glauben sie treuherzig und um so lieber, je ausserordentlicher das ist, was sie hören. Merken Sie sich das, lieber Freund, wenn Sie anders bei der in Ihnen schon zur Verknörpelung gediehenen Masse von Einbildungen sich noch eine einfache Wahrheit merken können: je unwissender ein Mensch, je geneigter ist er zum Glauben an das Wunderbare und Ueberirdische!"

„Darf ich, Herr Oberkriminalrath, darüber meine Meinung äussern?"

„Wie Sie wollen; ich bin schon darauf gefaßt, etwas sehr Gescheutes zu hören."

„Ich will nicht widersprechen: je unwissender der Mensch, je geneigter ist er zum Glauben an das Wundervolle und Höhere. Woher aber dieser Hang, der ihn vom Kleinsten und Gewöhnlichsten zum Höchsten leitet? Dieser Trieb liegt tief in

der Menschennatur, ist unstreitbar Wirkung und Sache seines Schöpfers. Wie jede Lichtflamme nie erdwärts, sondern immer zum Himmel lodert, von wannen doch das größte Licht strömt: so trägt jeder Geist in seinem Selbstgefühl, daß er mehr, als alles Irdische sei, zum höchsten Geist aufstrebend. Er kann in Weg und Mitteln irren; aber sein Hang zum Höhern und Unvergänglichen ist Natur. Gewinnt er mit der Zeit mehr Bildung: so wird er künstlicher, und das Künstliche erstickt oft sein natürliches Wesen. Er sieht bei mannigfaltigern Erfahrungen, daß er vormals in Weg und Mitteln irrte, und wird mißtrauisch gegen den Naturtrieb selbst, der ihn zum Glauben an das Ewige und Höchste zog. Er hält es für weiser, sich ganz dem Irdischen anzuschliessen; will sich Alles natürlich erklären und natürlich machen, das heißt, Alles in den Kreis der Gemeinheit und Vergänglichkeit einbannen; glaubt nun Alles zu verstehen und recht natürlich zu sein, indem er am wenigsten versteht, am unnatürlichsten ist, und selbst die Gesetze der Natur in seinem Innern bestreitet. Daß er aber natürlich sei, empfindet er, weil er in sich selber unglücklicher wird. Alle Unzufriedenheit des Menschen ist Frucht seiner Unnatürlichkeit, seines Widerspruchs mit sich selbst, weil er will, was er nicht soll. Erfahrung macht ihn endlich weiser. Und je mehr er lernt, je mehr

sieht er, daß er auch den wunderbaren Bau des Grashalms nicht begreifen kann, daß auch das Sonnenstäubchen auf Gott hindeutet. Je mehr er in Erkenntniß wächst, je überzeugter wird er, daß er wenig weiß. Der Halbwisser weiß das meiste, der Weiseste fast nichts. Dieser nähert sich, aber freilich auf anderm Wege, noch einmal der Natürlichkeit des kindlichen Gemüths; und seine Wahrnehmung von Beschränktheit des Wissens gibt ihn wieder an den Glauben des Unsichtbaren, des Ewigen zurück."

„Guter Freund," sagte Herr von Schwarz, „ich kenne Ihre Leier schon, und erwiedere darauf nichts, als daß Sie viel Wahres und Halbwahres, mit einem starken Ansatz zur Mystik, den Sie haben, toll genug durch einander mengen. Sie haben vermuthlich etwas in einem Buche gelesen, und nicht recht verstanden, und kramen das etwas verkehrt aus. Sie halten Ihre Einbildungskraft für Tiefe des Urtheils, und machen damit beständig einen Mißgriff."

„Ich bitte, Herr Oberkriminalrath, mir wenigstens zu zeigen, wo mich in dem Gesagten die Einbildungskraft täuschte, oder wo ich etwas Gelesenes falsch verstand."

„Junger Mann, Sie sprechen vom Leben, als wenn Sie Alles, was das Leben in seinem Umfang besitzt, schon geschöpft hätten. Junger Mann,

wenn Sie vom Kinde und von Unwissenheit reden, mögen Sie aus Erfahrung sprechen; aber wer von der Weisheit der Sterblichen reden will, gehört entweder selbst zu ihrem Rang, oder er hat so etwas aus Büchern genommen. Sprechen Sie nun aus Büchern, oder als Weisester aus Erfahrung vom Kreisgang des menschlichen Geistes? Doch wozu verderb' ich mit Ihnen die Zeit! Hauptsache bleibt: verschonen Sie meine Söhne mit Ihrem Krimskrams; Sie leisten mir einen Gefallen. Und dann, ich muß noch einmal fragen: zu welcher Religion gehören Sie eigentlich?“

Frock erröthete wieder und sagte nichts.

„Ich bin gewohnt, eine Antwort zu hören, wenn ich frage!“ rief Herr von Schwarz mit dem ihm eigenen Gebieterton.

„Herr Oberkriminalrath,“ sagte Frock endlich, „ich kann es nicht länger verschweigen. Sie verstehen, wie Keiner, die Kunst als Meister, den Menschen in sich selber zu vernichten, indem Sie ihm allen Glauben an eigenen Werth tödten. Ich würde Ihr Haus längst verlassen haben, trüge ich nicht alles Schmerzliche gern aus Liebe zu Ihren Söhnen, die mir ans Herz gewachsen sind. Ich will glauben, daß ich in Ihren Augen zu wenig Verdienst habe, um etwas zu gelten; aber sein Sie so großmüthig, mir mindestens mein Vertrauen auf mich selbst zu lassen.“

„Sehen Sie, Frock, das sind nun wieder Ihre gewöhnlichen Sprünge. Möchte ich mich bemühen, Sie zu Verstand zu bringen, zu richtigerer Ansicht der Dinge: so ist's gefehlt. Meinethalben, wenn Sie aus dem Hause gehen wollen, ich sperre Sie nicht ein. Meine Knaben sind ohnedem Ihrem Unterricht entwachsen. Die Jungen sollen Sprachen, Lateinisch, Griechisch lernen; Sie verstehen nichts davon. Ihnen gehen alle gründliche Kenntnisse ab. Thun Sie also, was Sie wollen. Aber denken Sie an mich: wohin Sie in der Welt kommen, Sie werden allenthalben zu kurz kommen. Einbildung von sich, völlige Unbeholfenheit in den einfachsten Lebensverhältnissen wird Sie ins Elend führen. Wo haben Sie auch nur einen einzigen Menschen, der Sie auszeichnet oder schätzt? Müssen Sie nicht mitten in der Hauptstadt wie ein Einsiedler leben? — Meinethalben, thun Sie, was Sie wollen!“

Damit wandte sich Herr von Schwarz ab, und Frock ging traurig zu seinen Zöglingen.

Dergleichen Unterhaltungen waren keine Seltenheit zwischen beiden Leuten. Frock verließ das Haus darum doch nicht. Wirklich hing er mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an den Knaben, die er erzog. Gewöhnlich zog er sie, nach den Gesprächen mit ihrem Vater, heftiger, auch wohl mit

nassen Augen an sein Herz, und sagte: Ihr seid ja die Einzigen, die mich verstehen und werth halten! Verlier' ich euch, verlier' ich Alles.

Frock war aber auch, hätte er das Haus verlassen, ohne alle Aussicht. Vermuthlich wußte das der Kriminalrath sehr gut, so wie er auch nicht vergaß, daß Frock in dürftigen Umständen zu ihm gekommen war. Weil Schwarz eben einen Hauslehrer bei seinen Kindern, oder vielmehr einen Aufseher bei ihnen brauchen konnte, hatte er ihn fast nur um Obdach und Beköstigung aufgenommen. Ueber Gehalt und Lohn war nichts bedungen. Was Schwarz gab, ward immer wie Geschenk und Gnade angesehen, und reichte kaum zu anständiger Bekleidung der Person hin. Aber gerade dies war dem Ober-Kriminalrath recht. Es sollte in seinem Hause Alles und Jedes in Abhängigkeit von seiner jeweiligen Laune stehen.

Jonathan Frock lebte daher sehr eingezogen und still. Gesellschaft sah er selten. Er war nirgends heiterer, offener, herzlicher, als bei seinen zwei kleinen Freunden, die er bildete; sonst zurückhaltend und schüchtern. Wenn man ihn nur ein wenig zutraulich machte, verklärte sich sein ganzes Wesen. Er war lebhafter, offener, beredsamer; seine Augen blitzten von einem innern Feuer. Eine gewisse Gutmüthigkeit nahm für ihn ein. Das Alles verschwand und erlosch aber eben

so schnell, als man ihn spüren ließ, er sei fremd und am unrechten Orte. Im Schwarzischen Hause war ihm ein verschlossenes Wesen beinahe zur andern Natur geworden. Frau von Schwarz zog ihn so wenig, als ihr Mann hervor. Sie war in gleichem Verhältniß stolz und abstoßend gegen ihr Hausgesinde — und dazu rechnete sie auch den Aufseher ihrer Kinder —, als ihr Mann sich alle mögliche Mühe gab, sie vor dem Gesinde zu demüthigen. Durch hohen Ton glaubte sie den Leuten diejenige Ehrfurcht wieder einzuflößen, welche ihr des Eheherrn unartiges Betragen geraubt hatte. So blieb zwischen ihr und dem Hauslehrer eine noch größere Kluft, als zwischen demselben und dem Herrn von Schwarz.

Es war Frock übrigens ein nicht übler Mann, seinem Aeussern nach; zwar nicht schön, aber wohlgewachsen. Er hatte ein offenes, angenehmes, aber blasses Gesicht, das durch ein pechschwarzes krauses Haupthaar noch blässer ward; zarte, weiße Hände, um die ihn manches Mädchen beneiden konnte; eine weiche, seelenvolle Stimme und viel Bedeutsamkeit in seinen Geberden, wenn er lebhafter redete. Er mochte ungefähr achtundzwanzig Jahre alt sein. Dabei war er in seinem Aeussern, so einfach er auch gekleidet sein mochte, ungemein sauber. Aus allen seinen Reden leuchtete religiöser Sinn. Doch ging er selten zur Kirche, oder nie.

Oft, wenn er recht heiter zu sein schien, und sein Auge lachte, und er sich der Freude ganz hingeben zu wollen Neigung wies, konnte er plötzlich verstummen. Man sah, daß etwas Trauriges in ihm vorging. Zu manchen Zeiten konnte er bei gleichgültigen Gesprächen in Verlegenheit gerathen, und ohne Veranlassung erröthen. Immer ein Beweis, daß er reizbar, oder, wofür auch die Bläße seines Gesichts sprach, von unsicherer Gesundheit war. Herr von Schwarz aber, mit seinem Kriminalrichterblick, ahnete aus dergleichen Verwandlungen Böseres. Er hatte es verschiedenemale darauf angelegt, ihn auszuforschen. Doch kam er damit nicht weiter, als daß er erfuhr, Frock sei aus dem Elsaß gebürtig; von armen Aeltern; eine Zeit lang unter den französischen Fahnen als gemeiner Soldat gestanden; in der Schweiz, in Italien, in Aegypten gewesen; am Schenkel durch eine Kugel verwundet, des Kriegslebens satt geworden; endlich, und vermuthlich ohne Urlaub, davon gelaufen.

Weil sich Frock übrigens im Hause untadelhaft und friedlich aufführte, ließ es der Ober-Kriminalrath dabei bewenden. Er hielt ihn ohnedem für einen ganz unbedeutenden Menschen, und glaubte nichts weniger, als daß derselbe je einen bedeutenden Einfluß auf sein Schicksal haben würde.

Wenige Wochen nach jener Unterredung ereignete sich ein Vorfall, der den Bruder Wunderlich, wie Herr von Schwarz seinen Knaben-Aufseher nannte, plötzlich aus dem Hause entfernte.

Dieser unterrichtete eines Tages die Kinder in der Geschichte, und redete eben mit der ihm eigenen Wärme von der muhamedanischen Religion, von dem Vortrefflichen, was der Koran der Türken enthalte, von den Tugenden, welche bei Bekennern des Propheten von Mekka oft häufiger, als unter Christen, gefunden würden. Herr von Schwarz kam dazu, hörte dies eine Weile lächelnd, aber bitterlächelnd an, denn er war übelgestimmt. Er hatte zufällig erfahren, daß man sich am Hofe über eine von ihm eingegebene Schrift über Reform des Justizwesens ein wenig lustig gemacht habe. So brach er die Gelegenheit vom Zaun, und ließ seinen Unmuth in ärgerlichem Spott gegen den blassen, duldsamen Verkünder des arabischen Propheten aus. Dieser schwieg und stierte trübsinnig vor sich hin. Die beiden Knaben hörten nicht auf den Vater, sondern sahen traurig ihrem Lehrer nach den Augen, als wollten sie ihn trösten; und legten ihre Hände auf seine Achseln, als wollten sie sagen: Beruhige dich, wir gehören dir doch an.

Den Auftritt unterbrach das Erscheinen des

Majors von Tulpen, eines verabschiedeten königlichen Offiziers, der von Zeit zu Zeit in das Haum zu kommen pflegte. Dieser war mit der Frau von Schwarz verwandt, und glaubte mit dem Oberkriminalrath guter Freund zu sein. Er hatte demselben in frühern Tagen wesentliche Dienste geleistet, als der Major noch nicht verabschiedet, und Herr von Schwarz noch ein wenig bekannter Mann war. Damals hatte Schwarz mehr denn anderthalb Jahre unentgeldlich beim Major gelebt, der ihm auch durch Empfehlungen den Weg zu seiner nachmaligen glänzenden Laufbahn geöffnet hatte. Herr von Tulpen war ein ganz wackerer, aber etwas hastiger Mann, der viel von seinen mitgemachten Feldzügen zu erzählen wußte, auch gern erzählte, nur daß es ihm an Zahlen- und Namensgedächtniß fehlte.

Diesmal brachte ihn wirklich der Abgang seines Zahlensinns zum Herrn von Schwarz.

„Ich bin in einer verdammten Verlegenheit, Herr Gevatter Oberkriminalrath!" rief er: „Sie müssen mir einen Liebesdienst thun."

„Von Herzen gern, mein Bester!" sagte Herr von Schwarz: „Ich höre hier mit Vergnügen dem Unterricht meiner Kinder zu, und das Lob der türkischen Religion von den Lippen der Unmündigen. Wir wollen uns von den Muselmännern nicht in den Tugenden der Freundschaft, Groß-

muth und Dankbarkeit oder Barmherzigkeit übertreffen lassen.“

„Desto besser! So treff' ich's gut!“ rief Herr von Tulpen: „Denn ich muß Geld haben, und sollte ich's stehlen. Kommen Sie; nur ein paar Wörtchen im Vertrauen.“

Das Wort Geld stimmte den Herrn von Schwarz doch etwas um. Er war gar nicht gewohnt, daß ihn der Major um Gefälligkeiten bat, noch weniger um Geld. Er hoffte daher eine allfällige Bitte um Geld desto leichter beim Major zu unterdrücken, wenn er es nicht zu einer Unterredung unter vier Augen kommen ließ.

„Sprechen Sie nur ganz frei,“ sagte er, „ich habe vor meinen Kindern und ihrem Lehrer nie ein Geheimniß. Nur heraus mit Ihrem Geschäft.“

„Zum Kukuk, das ist ganz gut!“ sagte der Major verlegen: „Aber ich möchte doch meine verdammte Lage nicht Jedem offenbaren.“

Eben das wollte Schwarz, und darum blieb er, trotz allem Bitten und Fluchen des Majors, dessen Aengstlichkeit in allen Mienen zitterte. Und was dieser sagen mochte, Schwarz drehte es immer mit vieler Laune in Spaß um. Der Major lief einigemal auf und ab (Schwarz hoffte, er werde aus der Stube laufen), blieb dann stehen, schwenkte den etwas abgegriffenen Kriegerhut dreimal im Ring herum und sagte: „Sehen Sie, muß mich

der Kobold reiten — mach' ich den dummen Streich — wie ich nun so bin — lasse mich von dem Kaufmann — Kaufmann Dings da — ei, Sie wissen ja, mein Nachbar ist's, der Bankerot machte und davongegangen ist — kurz und gut, lasse mich vor Jahr und Tag von ihm breit schlagen, Bürge zu werden um tausend Gulden, ich, der ich keine tausend Gulden im Vermögen habe — soll nun zahlen — tausend Gulden zahlen — bedenken Sie, ich, der keine tausend Groschen hat."

„Das ist allerdings schlimm!" erwiederte Herr von Schwarz ungemein ernsthaft und höflich. „Sind Sie einziger Bürge?"

„Einziger! denken Sie, und wie in dem verdammten Wisch steht, mit gesammtem Habe und Vermögen, jetzigem und künftigem. Hab's nun wohl vor Gericht deutlich erklärt, ganz deutlich, hätte keine tausend Groschen; sagt' es auch dem Finanzrath Dings da, dem ich die tausend Gulden zahlen soll. Man zuckte die Achseln, und ich zuckte sie auch. Und so gingen wir aus einander. Nun meinte ich, es sei vor der Hand, leider zum Schaden des Finanzraths, abgethan. Sieh da, wart' ich auf das Kapital von meiner Pension, warte drei, vier Wochen. Will nichts kommen. Kein Groschen im Hause; die letzte Kartoffel verkocht; drei Wochen keinen Bäcker bezahlt; der Fleischer schickt ein Conto. Ich muß geleht haben. Meine

beiden Mädchen haben auch Fleisch und Blut. Ich laufe in die Kriegskanzlei; denke, sie haben's vergessen. Zuckt der Kriegsrath Dings da die Achseln, und sagt: Thut mir leid, Finanzrath Dings da hat auf Ihre Pension durch die Gerichte Beschlag legen und sie beziehen lassen. Das wissen Sie ja. Hol' ihn der Geier, sag' ich, ich weiß nichts davon. Laufe zum Finanzrath Dings da. Der zuckt die Achseln und sagt: Das Gericht hat Sie für den Kaufmann Dings da, als seinen Bürgen, zum Zahlen verurtheilt. Sie wissen's ja. Hol' der Geier das Gericht, ich weiß nichts davon. Wovon soll ich leben mit meinen beiden Tochtern? Komme mit dem Majortitel und halber Hauptmannsgage kaum ohne Hungerleiderei durch. Biete aber doch dem Finanzrath Dings da vierteljährlich fünf Thaler an; will so, will's Gott, ehrlich abzahlen nach und nach, wenn auch langsam. Er zuckt die Achseln. Hol' der Geier die Achselzucker. Nun komm' ich zu Ihnen."

Der Oberkriminalrath nahm sich wohl in Acht, die Achsel zu zucken, sagte aber doch: „Allerdings, das steht schlimm. Sie haben gefehlt, daß Sie die Bürgschaft so leichtsinnig übernahmen. Hier läßt sich nichts mehr ändern, auch nicht gegen den Spruch des Gerichts rekurriren."

„Will auch das Gericht nicht kuriren; aber,

Gevatter Oberkriminalrath, kuriren Sie mich von meiner Herzensnoth. Habe sonst und kenne sonst Keinen, als Sie. Darum komm' ich zu Ihnen. Schiessen Sie mir die tausend Gulden vor. Wissen Sie was? Jährlich zahl' ich Ihnen fünfzig Gulden zurück. Ich will von Ihnen nichts geschenkt. In so und so viel Jahren haben Sie Alles wieder."

„So und so viel heißt hier aber zwanzig!" sagte Herr von Schwarz, und senkte den Kopf bedächtlich vor sich auf die Seite nieder.

„Nun ja, zwanzig!"

„Gut! Aber, mein Bester," fuhr der Kriminalrath fort, und that drei leise Schritte rückwärts, „wenn man nur immer bei Kasse wäre. Zum Beispiel, ich bin jetzt ohne Baarschaft."

„Ihnen leiht Jeder."

„Ich habe meine Schulden. Sie wissen das nicht. Ich wäre diesmal ausser Stande, Ihnen zu helfen."

„Ausser Stande?" lallte halb ohnmächtig der Herr von Tulpen, und konnte lange kein Wort mehr vorbringen: „Oder sagen Sie deutsch heraus: Sie wollen nur nicht."

„Am Willen, bester Major, fehlt's nicht: aber das Können!"

„So möchte ich mir noch für einen Groschen Pulver kaufen, und mir die Kugel durch den

Kopf schiessen. Dann müssen Sie meine kleine Leonore erhalten; Sie sind ja ihr Taufvathe!"

Der Kriminalrath zuckte statt aller Antwort die Achseln. Der Major gerieth in wahre Todesangst, und flehte aufs Rührendste. Fest, höflich, doch herzlich, lehnte Herr von Schwarz Alles ab. Zum Glück meldete ihm ein Bedienter einen fremden Herrn an. Er verneigte sich und ging.

„Sie wollen also nicht?" schrie ihm der alte Major nach.

„Kann nicht!" sagte der Kriminalrath kalt unter der Thür, und verschwand.

Dem Major brachen die Knie. Er setzte sich oder sank vielmehr auf einen nahen Sessel; blieb lange unbeweglich, zerdrückte endlich seinen alten Hut mit Ingrimm, und rief wie ein Verzweifelnder, das Auge gen Himmel wälzend, mit schauerlicher Stimme: „Soll ich denn mit meinen Kindern verhungern?"

Frock hätte sich mit seinen Zöglingen längst schon gern entfernt gehabt. Er war aufgestanden. Immer hatte er den Major mitleidsvoll betrachtet. Jetzt trat er schüchtern zu ihm, und sagte ehrerbietig und leise: „Warten Sie nur noch einen Augenblick!"

„Hol' Euch der Geier!" fuhr ihn der Major donnernd und mit glühendem Gesicht an.

„Warten Sie doch nur einen Augenblick!" wiederholte Frock mit einer bittenden Geberde, und ging eilig davon. Nach wenigen Minuten kam er wieder, trat auf den Zehen zum Major, und hielt ihm mit der Hand eine Schnupftabaksdose hin. Der Herr von Tulpen achtete auf ihn nicht, und saß in sich vertieft da.

„Nehmen Sie!" sagte Frock.

„Fort!" schrie der Major, und zuckte mit dem Stock in der Hand: „Bin ich Sein Narr? Ich schnupfe nicht."

„Die Dose ist mehr als tausend Gulden werth. Ich gebe sie Ihnen. Nehmen Sie sie nur, Herr Major."

Der Major sah die Dose seitwärts verdrießlich an, riß aber doch die Augen auf, als er sie wunderbar strahlen sah, und die beiden neugierig hinzudrängenden Knaben einmal über das andere ihr: Oh! oh! riefen. Es war eine kostbar gearbeitete goldene Dose mit Schmelzwerk, in einem Viereck von großen Diamanten leuchtend.

Herr von Tulpen sah bald die Dose, bald den Geber an. „Was soll denn das?" fragte er.

„Nehmen Sie, Herr Major. Damit können Sie Ihre Schuld bezahlen. Ich gehe mit Ihnen zum Juwelier; er soll sie schätzen. Kommen Sie."

„Herr," rief der Major mit sanfterer Stimme und stand auf, „wer sind Sie?"

„Ich heiße Jonathan Frock."

„Jonathan Frock? — Und das Ding da, glauben Sie, sei tausend Gulden werth?"

„Unter Brüdern mehr!" erwiederte Frock: „Kommen Sie."

„Und Sie wollen meine Schuld damit tilgen?"

„Gewiß und gern."

„Aber wer sind Sie?".

„Ich bin Jonathan Frock, Lehrer bei diesen Kindern."

Da ward der Alte stumm. Er sah den jungen Mann lange an, bis er nichts mehr sehen konnte; das Wasser trat ihm in die Augen. Dann schlug er die Arme um den Jüngling, und sagte leise mit schmerzlich gebrochener Stimme: „Nun denn, Jonathan, so laß mich dein David sein!" — Frock beruhigte ihn, nahm ihn und führte ihn zum Juwelier. Dieser schätzte die Dose auf zwölfhundert Gulden; und da man sie ihm zum Verkauf bot, nahm er sie endlich auch um den Preis an, wiewohl er tausendmal betheuerte, sich in der Schätzung übereilt zu haben.

Beide gingen zum Gläubiger des Majors. Die Schuld ward abgethan, dem Major der Vierteljahrgehalt zurückgestellt, bei der Kriegsrechenkammer Alles berichtigt.

Unterdessen hatte der Ober-Kriminalrath von seinen Kindern die ganze Begebenheit erfahren.

„Eine goldene Dose mit Brillanten!“ rief er zehn- und zwanzigmal: „Wie kommt der Schlukker zu einer goldenen Dose?“ — Die Antwort hatte er eben so schnell gefunden, als die Frage. „Gestohlen!“ dachte er, ließ einen Schlosser rufen und Frocks kleinen Reisekoffer eröffnen. Er untersuchte selbst, ob noch Kostbarkeiten darin verborgen wären, und fand ausser einigen beschmutzten Schriften, einiger Wäsche und Kleidern, nichts.

Er hatte die Arbeit eben vollendet, als Frock mit gewöhnlicher bescheidener Art in die Stube trat, und sich ehrerbietig verneigte. Wie aber seine Augen auf den erbrochenen Koffer fielen, verwandelte sich plötzlich seine Miene; vom Erstaunen ging er zum Ernst, vom Ernst zum Zorn über. Er packte mit gewaltiger Faust den Oberkriminalrath an der Brust, schüttelte ihn dreimal her und hin, und warf ihn dann gegen die Wand.

„Wessen haben Sie sich angemaßt? Halten Sie mich für einen Dieb?“ rief Frock mit erschütternder, löwenhafter Stimme: „Wer gab Ihnen Macht und Fug, fremdes Eigenthum zu durchstören und heimlich Schlösser zu brechen? Bin ich verdächtig, gibt's keine Gerichte? Kennen Sie die Gesetze?“

Der Kriminalrath fiel bei dieser äusserst unerwarteten Haupt- und Staatsaktion ein wenig

aus der gewöhnlichen Fassung. Er gestand nachmals selbst, er habe hier zum erstenmal in seinem Leben die Geistesgegenwart verloren. Zu verargen war ihm das eben nicht. Denn ungerechnet, daß er über einer verbotenen That ertappt worden war, lag in Frocks Verwandlung etwas wahrhaft Erschreckliches und Unbegreifliches. Dieser sonst unterthänige und schüchterne Mensch hatte den Muth, einen Oberkriminalrath zu schütteln; er, sonst wie ein Lamm, war schrecklich mit seinem Flammenblick und Ernst; seine donnernde Sprache schien ihm eben so wenig zu gehören, als die Riesenkraft des Arms.

Frock wies dem Herrn von Schwarz mit gebietendem Zeigefinger die Thür, und dieser, bleich und odemlos eine Entschuldigung stammelnd, verließ behend das Stübchen; hatte aber kaum mit dem Fuß das feindliche Gebiet verlassen, als er sich mit kriminalrichterlicher Maiestät wieder umwandte und zurückrief: „Herr Frock, Sie verlassen auf der Stelle mein Haus!"

Ohne Zweifel war Frock gleicher Meinung; denn er hatte schon aus dem Fenster einen Kerl von der Gasse heraufgewinkt, der ihm den Koffer tragen sollte, welchen er, nach Durchmusterung der darin befindlichen Papiere und Füllung mit einigen Kleidern und Büchern, sogleich verschloß. Er suchte seine beiden Zöglinge auf, drückte sie

mit stummer Liebe weinend an seine Brust, und verließ das Schwarzische Haus auf ewig.

Sehr zeitig kam folgenden Morgens der Herr Major von Tulpen. Er fand die Frau von Schwarz allein; ihr Mann war in Geschäften ausgefahren. „Desto besser, gnädige Frau!“ sagte der Major; „denn ich suche ihn auch nicht, und werd' ihn in dieser Welt schwerlich wieder suchen. Hat mich in meiner Todesangst verlassen, darum wird mich auch die Todesangst nicht wieder zu ihm treiben mögen. Aber wo ist mein Jonathan?“

„Ihr Jonathan, Herr Major? Ich kenne ihn nicht.“

„Was, meinen Jonathan nicht? — Er heißt eigentlich — nun doch — Jonathan Pfropf oder Kropf — Sie kennen ja den Dings da! Er ist Ihr Hauslehrer.“

„Ach, den Frock. Er ist nicht mehr bei uns. Mein Mann jagte ihn gestern aus dem Hause.“

„Aus dem Hause? Was? weil er großmüthiger als Ihr Mann war? Was, aus dem Hause? — Ich bin ein armer pensionirter Kriegsknecht, habe nicht mehr als so und so viel Quartalgeld, aber den Jonathan Dings da will ich zu mir nehmen lebenslang und ihn todtfüttern.“

„Nehmen Sie sich in Acht. Er ist ein schlechter Mensch. Gutes Gewissen hat er nicht, das

haben wir längst bemerkt. Sie könnten sich einen schlimmen Gesellen ins Haus setzen.“

„Einen schlimmen Gesellen?“ rief der Major, ward feuerroth, und seine Augen funkelten Zorn über das Wort: „Hol’ euch der — nun, ich will nichts gesagt haben. Gnädige Frau, aber ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten.“

„Sie verstehen mich wohl falsch, Herr Major, ich spreche nicht von Ihnen.“

„Aber von dem Jonathan Kropf. Sagen Sie mir kurz heraus, wo ist er?“

„Schon seit gestern fort.“

„Aber wohin?“

„Das wissen wir nicht, und kümmert uns nicht.“

„Aber mich. Adieu! — Nein, schreiben Sie mir doch seinen verteufelten Namen auf. Zopf heißt er? Schreiben Sie ihn nur auf ein Zettelchen. Ich will von Gasse zu Gasse laufen. Ich werd’ ihn schon finden.“

„Falls er sich nicht aus dem Staube auf und davon gemacht hat. In der Stadt wird er schwerlich bleiben!“ sagte Frau von Schwarz, und gab ihm Frocks Namen auf einem Blatt.

Lächelnd steckte Herr von Tulpen das Papier ein, sagte: „Ist Ihr Mann denn der König oder Gouverneur?“ schlug bedeutsam und stark an sei-

nen Degen, machte eine stumme Verbeugung und ging.

Er ging, wie er gesagt hatte, von Gasse zu Gasse durch die weitläufige Königsstadt; kam matt und müde heim; aß mit seinen Kindern; setzte Nachmittags die Reise fort; fragte unterwegs alle Bekannte, die ihm begegneten; lief so von einem Tag zum andern Tag; und gab endlich nach wochenlangen vergeblichen Kreuzzügen die Hoffnung auf, den theuern Helfer in der Noth noch in der Stadt zu finden.

Und doch hatte sich Frock aus derselben nicht entfernt, sondern nur eine Nacht im ersten besten Wirthshaus zugebracht, dann folgendes Tages bei einer alten Wittfrau ein Stübchen gemiethet, und durch Intelligenzblätter dem Publikum seine Dienste angeboten, daß nämlich an der Marktgasse im Hause No. 1771, im ersten Stock, zu jeder Stunde des Tages, wer Schriften deutsch oder lateinisch schön kopiren, oder aus dem Deutschen ins Französische und umgekehrt übersetzen, Aufsätze und Briefe aller Art verfertigen lassen wollte, schnelle, billige und verschwiegene Bedienung finden würde.

Frock hatte sich also einen Erwerbszweig geschaffen, der ihn vor dem Hungertod bewahren sollte. Doch unterließ er auch nicht, fleißig in den In-

telligenzblättern nachzulesen, wo man einen Hauslehrer suchte. Er war mit dem Letztern minder glücklich. Hingegen fand sich bald Kundschaft für sein Hilfs-, Schreib- und Kopir-Bureau, besonders, als er diesen Titel mit großen, doch zierlichen Buchstaben auf Folio-Royal vor dem Hause der Wittfrau ausgehängt hatte. Gelehrte brachten ihm ihre unleserlichen Manuskripte, um sie für die Druckereien abschreiben zu lassen. Dienstmägden und Handwerksburschen mußte er Briefe an hartherzige Verwandte oder treulose Geliebten machen. Andere verlangten Uebersetzungen. Genug, es gab mancherlei Verdienst; und war er auch gering, blieb er doch zureichend, ihm die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu befriedigen. Er gebrauchte wenig. Nach einigen Monaten mehrte sich seine Arbeit, als seine Geschicklichkeit und Billigkeit bekannter ward; besonders war sein Gedächtniß bewundernswürdig, das vorzüglich denen zu statten kam, die durch ihn Briefe schreiben liessen, und nachher meistens Inhalt und Datum vergessen hatten. Er hielt aber auch musterhafte Ordnung; denn von Allem, was er arbeitete, trug er Tag der Abfassung, Namen der Personen und wesentlichen Inhalt in ein eigenes dafür bestimmtes Buch ein. Sein Geschäft, so mühsam es auch sein mochte — oft mußte er Nächte zu Hilfe nehmen —, war bei dem allen nicht ohne Unterhal-

tung. Er erfuhr da manches Geheimniß liebender Herzen, die Lebensangelegenheiten mancher ihm unbekannten Familie, und erweiterte damit seine Menschenkenntniß.

Er gefiel sich in dieser Unabhängigkeit. Ihm war, als er aus dem Schwarzischen Hause gegangen, als ginge er aus der algierischen Sklaverei in die selige Freiheit. Blos der Verlust seiner geliebten Zöglinge kränkte ihn lange. Doch überwand er den Schmerz, und den noch größern, daß er nun keine Seele hatte, an der er hing, und die er die seine nennen konnte. Es machte ihm eines Tages recht peinliche Empfindung, als ein ihm fremder Mensch eintrat, und eine mehrere Bogen lange politische Abhandlung auf der Stelle abgeschrieben zu haben wünschte. Er erkannte nämlich in der Schrift, die er kopirte, die Handschrift des Oberkriminalraths von Schwarz. Der Ueberbringer derselben erklärte zugleich, er werde die Vollendung der Abschrift abwarten; schön solle sie nicht, sondern geschwind und flüchtig geschrieben sein. Er vollbrachte die Arbeit mit Ekel. Immer war ihm, bei jedem Blick auf die Abschrift, als sähe er die verhaßte Gestalt seines ehemaligen Zwingherrn vor sich.

Gesellschaft besuchte er äusserst selten; theils mangelte ihm dazu Zeit, theils und mehr noch Geld. Der Gesundheit willen machte er wohl

Lustgänge, frische Luft zu schöpfen. Oefter aber noch besuchte er die Nachbarschaften nahe und fern blos mit den Augen. Er hatte ein gutes Dollondsches Fernrohr, mit welchem er die Umgegenden musterte. Sein Zimmer ging hinten hinaus über eine Reihe Gärten. Im Hintergrunde sah man die äussersten Gebäude einer Vorstadt, meistens armselige, kleine Häuser, die an's offene Feld stießen.

Dies unschuldige Vergnügen ward dem genügsamen Einsiedler zuletzt wahrhaftes Bedürfniß. Es kann kein Astronom des Nachts mit dem Teleskop die Räume des gestirnten Himmels ämsiger und genauer durchspähen, um einen den bloßen Augen unsichtbaren Kometen, oder einen neuen Planeten, oder die Gebirge der glänzenden Venus zu erforschen, als Frock alle Tage die Gegenstände seines Gesichtskreises Stück für Stück musterte. Endlich trat er mit dem Fernrohr sogar regelmäßig zu bestimmten Stunden an das Fenster, er mochte auch noch so viele und dringende Arbeiten auf seinem Tische liegen sehen. Und kamen von seinen Kunden: er ließ sich nicht stören; sie mußten warten.

Wie man nachher erfahren hat, gab es dazu triftige Gründe. Er hatte die Entdeckung zwar keines Sterns, aber doch einer Venus gemacht. Er beobachtete nämlich eins von den Häusern im entfernten Raum der Vorstadt. Das Haus war

klein, aber artig; ihm nur von der Hinterseite sichtbar, wo im Hof ein Brunnen stand. Zu diesem Brunnen kam im Sommer gewöhnlich um sechs, im Winter um acht Uhr Morgens ein schön gewachsenes säuberliches Mädchen, und füllte einen Eimer mit dem Wasser, trug ihn ins Haus, und wiederholte das Geschäft einigemale. Zuweilen geschah dies auch um ein Uhr. Die Beschäftigungen des Mädchens beim Brunnen waren sehr abwechselnd. Zum Beispiel, es wusch Kraut oder Salat, manchmal sogar Gesicht und Hals des Morgens. Und was die Jungfrau — denn dafür hielt sie der Fernseher — auch irgend verrichten mochte, Alles geschah mit einer ungekünstelten Anmuth, die den Beobachter für sie eingenommen haben würde, auch wenn ihr Gesichtchen weniger schön gewesen wäre. Daß die Wasserträgerin aber schön sei, hätte sich der Astronom schwerlich ausreden lassen. Ihr dickes, goldenes Haupthaar, welches gewöhnlich unter einer feinen, schneeweißen Haube lockig hervorquoll, ihre mildrothen Wangen, die schöne Zeichnung der Nase und des kleinen Mundes sprachen allerdings für seine Behauptung. Er glaubte ihr aber sogar genau in die blauen Augen sehen und durch die Augen ins heimliche Herz blicken zu können. Nun muß Jedermann gestehen, daß er darin etwas zu starkgläubig war. Wer hätte auch je mit Hilfe eines

Fernrohrs Entdeckungen in einem Mädchenherzen gemacht?

Frock aber ließ sich von seiner Meinung nicht abwendig machen. Seiner astronomischen Theorie zufolge war das Mädchen eine fleißige, häusliche Bürgerstochter, und keine gemeine Dienstmagd; sittsam, unschuldig, ernsthaft und sinnig. Nur ein einzigesmal unter zweihundert vierundsechszig sorgfältigen Beobachtungen glaubte er sie singen gehört zu haben, nämlich durch das Fernrohr. Ihre Stimme mußte wohl in der ungeheuern Entfernung verschwinden.

Anfangs hielt er sie für eine Wäscherin, denn er sah sie ausser dem Wassertragen allwöchentlich mit Aufhängen und Trocknen der Wäsche im Haushofe bemüht. Zuweilen hätte er ihr gern geholfen, wenn ein Stück vom Seil fiel, das zwischen drei Bäumen ausgespannt war. Doch ließ er von seiner Hypothese ab, da er nach langen Erfahrungen eine regelmäßige Wiederkehr jedes Stückchens der schon gesehenen Wäsche bemerkte. Sie gehörte also einer und derselben Familie an. Der Cyclus, oder die periodische Wiederkunft der Schnupftücher, Hemden, Betttücher und so weiter vollendete sich gewöhnlich in acht bis zehn Wochen. In der Familie, die zur Wäsche gehörte, mußten zwei erwachsene Frauenzimmer, ein Kind, ein Mannsperson sein. Aus dem Rauch, der von Zeit zu

Zeit aus einem Nebengebäude hervorstieg, noch mehr aus den zuweilen von einer Dachöffnung des Hauses selbst niederwehenden blauen Linnen- oder Baumwollentüchern, die da ebenfalls zum Trocknen hingen, ließ sich muthmaßen, der Vater sei ein Färber. Die Konjektur stieg zur moralischen Gewißheit, als eines Tages ein ältlicher Mann mit aufgestreiften Hemdärmeln und ganz blauen Händen neben der schönen Wasserträgerin am Brunnen stand. Sie lächelte ihn sehr vertraulich und freundlich an. Dieser Anblick, nämlich des Lächelns, nicht der blauen Hände, entzückte unsern Astronomen so innig, daß er auf seinem Observatorium nicht nur freudig mitlächelte, sondern auch den ganzen Tag lächeln mußte.

Ach, wie wenig ist doch vonnöthen, einen Menschen glücklich zu machen!

So verstrichen dem armen Frock Jahr und Tag. Was soll ich von seinem einfachen, arbeits- und freudenreichen Leben erzählen? Jeder Tag wiederholte die gleiche Geschichte. Er war zufrieden. Er liebte. Er hatte wieder ein Wesen in der Welt, an das er gekettet war. — Nur Eins gehörte dabei zu den unbegreiflichen Dingen, daß er nämlich aus einem sonderbaren Eigensinn sich nie die Mühe gab, die schöne Färberin einmal in der Nähe zu bewundern, oder wohl gar ihre

Aufmerksamkeit auf sich zu leiten. Denn daß sie durch das Fernrohr alltäglich mit Entzücken betrachtet und geliebt würde, konnte ihr im Traume nicht beifallen; viel weniger noch wäre sie auf den Gedanken gerathen, auch ihrerseits ein Teleskop zur Hand zu nehmen, um sich mit bewaffneten Augen den Mann auf dem Observatorium zu suchen. — Er blieb also ewig von ihr ungekannt. Und, es ist kein Zweifel, er wollte es so. Jonathan Frock war ein Mann von eigenen Grundsätzen. Vielleicht hatte er auch schon die Erfahrung gemacht, daß gewisse Schönheiten nur in einer gewissen Entfernung gesehen werden müssen, um liebenswürdig zu bleiben. Und manches, das, in der Ferne gesehen, wünschenswerth scheint, hört auf in der Nähe unser Glück zu machen.

Selbst aber das mäßige Glück, dessen er jetzt genoß, blieb ihm nicht lange.

Eines Abends ward noch spät angepocht. Er stand auf, kleidete sich an und öffnete einer fremden, höflichen Stimme die Thür, weil sie es dringend verlangte. Es trat ein Herr im grauen Ueberrock herein, einen Degen an der Seite. Hinter ihm standen Soldaten im Gewehr.

„Sind Sie Herr Jonathan Frock?" war die Frage.

„Allerdings!“ antwortete derselbe sehr verwundert.

„Es thut mir leid, Ihnen ankündigen zu müssen, daß Sie auf Befehl des königlichen geheimen Oberpolizeidepartemens verhaftet werden, und mir, nach Auslieferung Ihrer sämmtlichen Effekten, folgen müssen, wohin ich Sie führen soll.“

Frock glaubte nicht wohl gehört zu haben. Er war in seiner Einsamkeit sich keiner andern Sünde bewußt, als daß er die schöne Färberin zu leidenschaftlich mit dem Fernrohr verfolgt hatte. Inzwischen galt hier kein Säumen oder Widerstreben. Zwei handfeste Polizeitrabanten traten herein, halfen einpacken und Alles versiegeln. Frock, ohne Verlegenheit und überzeugt, es walte Irrthum über seine Person, kleidete sich anständiger, und steckte, mit Erlaubniß des Gewalthabers, seinen geringen Geldvorrath und den Dollond zu sich. Wozu eben den letztern, läßt sich schwer errathen. Vielleicht hoffte er auf einen Gefängnißthurm zu gerathen, weite Aussicht zu finden und mit Hilfe des Fernrohrs sein Herzgespiel, seine Gesellschafterin mit goldenen Locken.

Er ging in der Nacht zwischen den Begleitern zum Bestimmungsort. Es war ein weitläuftiges, hohes Gebäude, mit Zwischenhöfen, Kreuz- und Quergängen. Eine dicke, schwer verriegelte Thür ward aufgethan. Man führte ihn in ein kleines

Gemach, angefüllt mit einem Bett, aus einer Matratze und Decke bestehend, einem Tischchen und einem hölzernen Schemel. Man wünschte ihm angenehme Ruhe, schloß und riegelte die Thür zu, und ließ ihn im Dunkeln allein. Die Ruhe war nicht angenehm, doch blieb sie nicht aus. Er schlief gegen Morgen, nach manchen sorglichen Betrachtungen, ein, aber dann desto fester und süßer. Man weckte ihn erst spät, und brachte ihm das Frühstück, eine schmackhafte, kräftige Suppe. Er war bisher nur gewohnt, ein frugales Morgenessen von Wasser und Brod zu halten. Das neue Wohnzimmer gefiel ihm auch, wegen der großen Reinlichkeit; aber desto schlechter die Aussicht durch das vergitterte Fenster in einen kahlen, öden, von klosterähnlichen Gebäuden umfangenen Hofraum. Weg war nun Vorstadt, Färberhaus und Wasserträgerin. Er hätte weinen mögen. Doch beruhigte ihn sein Gewissen. Er zweifelte nicht, das Mißverständniß bald zu lösen, welches ihn in diese Einsamkeit geführt haben konnte. Mittags erschien ein nahrhaftes Gericht, Brod, Fleisch, Gemüse; dazu frisches Wasser im Ueberfluß, den Durst zu löschen. So gut hatte er lange nicht gelebt. Und die Aussicht und die Langeweile abgerechnet, lebte er köstlicher als königlicher Gefangener, denn vormals auf seinem Bureau.

Nachmittags ward er zum Verhör geführt. Er

stand vor einem schwarzbehangenen Tisch, an welchem einige gestrenge Herren der Oberpolizei saßen. Nachdem er um Herkunft, Namen, Alter, Wohnung, Gewerbe und dergleichen befragt war, legte man ihm eine kleine Druckschrift vor, und fragte ihn: ob er Verfasser derselben sei? — Er las sie. Der Inhalt schien ihm nicht unbekannt zu sein; doch konnte er sogleich und mit Zuverlässigkeit antworten: er sei der Verfasser nicht, denn in seinem Leben habe er von sich noch nichts drucken lassen. Man redete ihm ernstlich zu, der Wahrheit die Ehre zu geben. Er beharrte bei seiner Aussage.

Nun zog der Vorsteher einige beschriebene Bogen hervor, reichte sie dem Inquisiten, und fragte: „Kennen Sie diese Handschrift?" — Frock erkannte sie sogleich. Es war die seinige. Es war dieselbe Abschrift, welche er einst von einer politischen Abhandlung des Oberkriminalraths von Schwarz hatte verfertigen müssen. — Ohne sich zu bedenken, gestand er, es sei seine Handschrift; er habe den Aufsatz nicht selbst verfaßt, noch weniger ihn drucken lassen, sondern für Geld abgeschrieben, wie es sein Gewerbe mit sich gebracht habe. Auf die Frage: wer die Urschrift ihm zur Kopie gegeben? erwiederte er: ein Unbekannter, dessen Gestalt und Kleidung er wohl noch ungefähr bezeichnen könne, dessen Namen er aber nie gehört.

Die Verhörrichter schüttelten den Kopf. Frock hatte schon auf der Zunge, zu beichten, daß er die Urschrift für eine Arbeit des Herrn von Schwarz gehalten habe. Dadurch konnte er vielleicht mit einemmale aller Verantwortlichkeit entbunden werden. Auch hatte er keine Ursache, seines ehemaligen Quälers zu schonen. Aber er gedachte in diesem Augenblick der geliebten Zöglinge, die ihm noch immer theuer waren. Und er fühlte edel genug, sie nicht unglücklich machen zu wollen, indem er ihren, wahrscheinlich durch jene Abhandlung sehr fehlbaren, Vater verriethe. Er verstummte also, und ward in sein Gefängniß zurückgeführt.

Er ging noch einmal zum Verhör und wieder zurück. Die Polizei schien immer größern Verdacht auf ihn zu wälzen, daß er selber der Verfasser, oder doch mit demselben wohlbekannt sei. Denn unter hundert ihm vorgelegten Fragen hatte er einige vielleicht zu leichtsinnig beantwortet, und sich dadurch in scheinbaren Widerspruch mit sich selbst gesetzt.

Schon drei Wochen war er im Gefängniß gewesen, als abermals Wachen erschienen, nicht um ihn zum Verhör zu führen, sondern in ein anderes Gefängniß, und zwar in einen eigentlichen Kerker. Das behagte ihm da auf bloßem Stroh, bei Wasser und Brod, in ewiger Dämmerung, schlecht. Und doch schwor er in seinem Herzen, den Oberkrimi-

nalrath nicht unglücklich zu machen. Denn, dachte er, bleib' ich bei meinen Aussagen, was will man mir an? Hofft man mich vielleicht durch Stroh und magere Kost zu einem offenern Geständniß zu zwingen? Die Herren irren. Ich halte es aus. Zuletzt müssen sie mich wohl frank und frei lassen, und ich habe meinen geliebten Zöglingen Angst und bittere Thränen erspart.

Schon den andern Tag ward er aus dem Kerker wieder in ein angenehmes, heiteres, wohlgeziertes Zimmer versetzt; nur Gitterfenster, Schloß und Riegel der dicken Thür und die Schildwache davor liessen ihn bemerken, daß er noch verhaftet sei. Seine Speisen waren ausgesuchter, er empfing Wein dazu. Es stand ihm frei, sich Schreibgeräthe und Bücher zur Unterhaltung kommen zu lassen. Man sagte ihm, das alles geschehe auf Verwendung einer hohen Person, die an seinem Schicksal lebhaften Antheil nehme. Der gute Frock war mit dieser Theilnahme gar nicht unzufrieden, meinte aber doch, es geschähe ihm damit zu viel Ehre.

Wichtiger ward ihm, da er vor eine Kommission des Kriminalgerichts geführt ward, unter seinen Richtern auch den Herrn von Schwarz zu erblicken. Vermuthlich glaubte dieser, nachdem er Frocks Betragen vor der Polizei erfahren, es habe

derselbe seine Handschrift entweder nicht erkannt, oder vergessen. Mit schadenfrohem Blicke beobachtete Herr von Schwarz den eintretenden Inquisiten; und eben Schwarz schien durch seine Zwischenfragen Frocks Schuld anschaulicher machen zu wollen.

Der Verklagte bemerkte mit Unwillen die Frechheit des Mannes. Lange bekämpfte er seinen Zorn. Aber endlich, da Herr von Schwarz auch ein verdächtigendes Wort von der goldenen Tabaksdose hinwarf, blieb Frock seiner selbst nicht länger Meister. „Aus Schonung gegen meine ehemaligen Zöglinge, Ihre beiden Söhne, schwieg ich bis jetzt," sagte er zum Oberkriminalrath, „aber die Art Ihres Verfahrens zwingt mich, laut zu werden und das zu sagen, worüber bis jetzt keine bestimmte Frage an mich geschah. Es ist wahr, ich bin nicht Verfasser jener Abhandlung, die für den allerhöchsten Hof Beleidigungen enthalten, vielleicht Geheimnisse des Staats zum Nachtheil desselben verrathen haben können. Es ist wahr, ich kenne auch den Verfasser nicht, noch den, welcher sie mir zur schleunigen Abschrift brachte. Aber ich kannte und kenne die Handschrift dessen, der das Original schrieb, welches mir zu kopiren gegeben ward, Es ist die Handschrift des Herrn Oberkriminalraths von Schwarz gewesen."

Schwarz lächelte höhnisch, aber konnte doch

nicht eine gewisse Bestürzung verheimlichen. Seinen Amtsgenossen entging es nicht. Inzwischen bemerkte der Präsident dem Angeklagten, der nun die Rolle des Anklägers spielte, daß er eine Beschuldigung wage, die schwer zu beweisen sei.

„Es ist möglich," erwiederte Frock, „daß das Original vernichtet worden ist, sobald man meine Kopie besaß. Aber daß ich die Handschrift des Herrn von Schwarz sehr gut erkannte, bezeugt mein Gedächtnißbuch, welches ich über meine Geschäfte führte, und das unter meinen übrigen Papieren bei der geheimen Polizei liegt. Ich erinnere mich, daß ich zu der Tagesbemerkung, eine Abhandlung ohne Titel kopirt zu haben, am Rande die Buchstaben setzte: Handschr. v. O. K. R. v. S., das heißt, Handschrift vom Oberkriminalrath von Schwarz."

Auf einen Wink des Präsidenten brachte der Gerichtsdiener eine Kiste herbei. Es waren Frocks Papiere. Er fand das Büchlein, suchte das Datum, fand die Stelle, welche der geheimen Polizei entgangen zu sein schien, und legte sie den Richtern vor. Es verhielt sich, wie er gesagt hatte. Frock ward darauf sogleich wieder in seinen Verhaft zurückgeführt.

Schon den folgenden Morgen ward ihm seine nahe Befreiung und zugleich die Verhaftung des Herrn von Schwarz verkündigt. Denn durch die

geheime Oberpolizei war auch der Mensch, welcher die Abhandlung bei Frock zur Abschrift gebracht, nach den von ihm gegebenen Beschreibungen, in einer entlegenen Stadt entdeckt und eingebracht worden. Die Aussagen dieses Menschen stimmten mit denen des schuldlosen Frock überein. Beide wurden zum Ueberfluß noch gegen einander gestellt, sich zu erkennen.

An demselben Tage, da dies geschah, hatte Frock noch eine andere Ueberraschung. Er empfing Besuch vom Major von Tulpen, den ein Unbekannter begleitete. Der alte Major war vor Freuden ausser sich, ihn wiederzusehen. Er drückte ihn mit Rührung an sein Herz.

„Hat doch Alles sein Gutes!" sagte der Major: „Hätte man Sie nicht gefangen gesetzt, wir hätten Sie in Ewigkeit nicht gefunden. Aber Ihr Prozeß machte Aufsehen, und so erfuhren wir Ihren Aufenhalt."

„Mich kennen Sie wohl nicht mehr?" fragte der Begleiter des Majors.

Frock betrachtete ihn lange, verbeugte sich dann ehrerbietig und sagte: „Ew. Durchlaucht erweisen mir unverdiente Ehre."

„Nicht so unverdiente Ehre. Hätten Sie mich, da Sie mich beim Scharmützel in den Niederlanden gefangen nahmen, nicht so heldenmüthig gegen Ihre Kameraden in Schutz genommen, ich wäre

ja längst im Reiche der Todten. Sie retteten mein Leben, und empfingen den Hieb da für mich von dem tollen Chasseur über die Stirn, der mich durchaus niederhauen wollte."

„Aber wie konnte Ew. Durchlaucht meinen Namen wissen, den ich Ihnen nie gesagt?"

„Den erfuhr ich vom Major, und den Major lernte ich durch den Juwelier kennen, dem Sie die goldene Dose verkauft hatten, die ich Ihnen auf dem Schlachtfelde zur Erinnerung schenkte. Ich wollte während meines Aufenthalts hier ganz andere Dinge beim Juwelier kaufen; das Erstaunen war nicht gering, meine Dose zu finden. Sie haben sie zu so edelm Zweck verkauft, daß ich sie Ihnen schlechterdings zurückstellen muß, um damit Ihre Tugend zu ehren." — Der Fürst legte die Dose auf Frocks Tisch. Dieser vernahm nun auch, daß er vom Gericht freigesprochen sei.

„Jetzt, Freund Jonathan Schopf," rief der Major, „müssen wir uns öfter sehen. Hier auf der Karte haben Sie den Namen meiner Wohnung. Sie müssen mich besuchen, sobald Sie frei sind. Ich hielt Sie schon für mich auf ewig verloren. Hol' der Geier den Kriminalrath Dings da; der sitzt nun statt Ihrer. Das kommt vom Herzen am unrechten Fleck. Er wollte dem Justizminister einen bösen Streich spielen, und schlug sich selber ins Gesicht. Geschieht ihm Recht!"

Frock war durch diesen Besuch sehr erquickt. Er gewann wieder Vertrauen zur Menschheit, und hielt die überstandenen Schrecken und Leiden der Gefangenschaft für einen nichtigen Preis, um den er die Freude dieses Tages erkauft hatte.

Schon am folgenden Morgen ward er in aller Form, mit feierlicher Ehren- und Unschuldserklärung, seines Verhaftes entlassen. Dabei empfing er eine ihm vom Gericht zugesprochene reichliche Summe, theils als Entschädigung für das Erlittene, theils als Ersatz für das während seiner Gefangenschaft an häuslichem Erwerb Versäumte. Lange war der gute Frock nicht so reich gewesen. Denn auch die Dose des Fürsten, der selbigen Tages wieder von der Residenz abreisete, war mit Goldstücken angefüllt.

Und als Frock sein Stübchen bei der alten Wittwe wieder betrat, hätte er weinen mögen vor Freuden, und Tisch und Stühle wie alte, wiedergefundene Freunde umarmen und küssen mögen. Aber den ersten Gang machte er doch mit dem Fernrohr zum Fenster hinten hinaus. Er grüßte die drei Bäume mit den Seilen, woran wieder das weiße Linnen wehte, wie Wimpel und Fahnen, ihm zur Liebe ausgehängt, und ihn zu begrüßen. Aber die artige Blaufärberin mit Bereni-

tens goldenem Lockenwuchs kam leider nicht grüßend hervor.

Ein wunderlicher Mensch war Frock bei dem allen. Er hatte ein Herz voll Tugend, folglich aller Seligkeit der zartesten Freundschaft fähig. Und doch blieb er von den Menschen zurückgezogen, und zog ihnen Fernsichten, Waschseile, Stühle und Tische vor. Er mochte seine Gründe haben, die man schweigend ehren muß. Die Zuneigung und Dankbarkeit, welche ihm der Fürst bezeugte, hatte ihn sehr gerührt; und doch fiel ihm nicht bei, dem Fürsten um eines Strohhalms Breite näher zu treten. Der Fürst hatte ihn sogar zu sich eingeladen, ihm von einer Stelle an der Schulanstalt seines Fürstenthums gesprochen: und Frock, der ohne Versorgung war, verneigte sich doch nur stumm und ablehnend dabei. Der alte Major von Tulpen hatte ihn gewiß recht herzlich um nähere Bekanntschaft und Umgang gebeten; aber wer nicht kam, war Frock. Und doch war er nichts weniger, als menschenscheu; und übergroße Geschäfte fesselten ihn auch nicht ans Zimmer: denn obwohl er sogleich sein Aushängeschild wieder an das Haus der Wittwe befestigte, kam doch in den ersten Tagen seiner Befreiung Niemand, seine Schreiberdienste in Anspruch zu nehmen.

Endlich erschien eines Abends der Major selbst und sagte: „Könnte wohl bis zum jüngsten Tage

warten, Jonathan Rok oder Tarrok, ehe du zu mir kämest. Drum fort, mit mir, daß du mein Haus finden lernest. Es ist heut mein so und so vielter Geburtstag. Habe den Keller voller Burgunder und Pontak und Champagner, mit dem mich der Fürst von Dings da bereichert hat, blos für den Gang mit ihm zum Juwelier und zu dir, und für die Geschichte von der Dose, die ich oft genug schon ganz unentgeldlich erzählt habe."

Frock widerstand nicht. Sie setzten sich in eine Lohnkutsche, weil es schon dunkel war, und fuhren ab. Der Maior war ungemein aufgeweckt und gesprächig, wie immer; als sie aber beinahe an Ort und Stelle waren, hob er an zu pesten und zu fluchen. „Dummer Streich!" rief er: „Fahren vor dem Registrator Dings da vorbei, und hab' ihm doch gesagt, ich werd' ihn zum Abendessen abholen. Der ist ein kreuzbraver junger Mann; wirst dich freuen, Jonathan, ihn kennen zu lernen. Nun, ich setze dich bei meinem Hause ab, und fahre wieder zurück und hole ihn."

Der Wagen mußte halten, Frock absteigen, ins Haus gehen. „Rechter Hand ins Zimmer!" rief der Major, und fuhr zurück.

Frock tappte im Dunkeln der Hausflur; fand die Thür; pochte an; ward hereingerufen; sah den gedeckten Tisch; helle Kerzen brannten — und in dem Augenblick ward es ihm fast dunkel vor den

Augen. Denn die berühmte Blaufärberin stand lebendig vor ihm da mit ihrem goldenen Haarwuchs, und empfing ihn sehr gütig.

„Ich bin ohne Zweifel verirrt," stammelte er, „denn ich wollte zum Herrn Major von Tulpen, den ich hier erwarten soll."

„Sie sind am rechten Ort; mein Vater kann nicht mehr lange ausbleiben, wenn Sie sich ein Weilchen gedulden wollen!" sagte sie, und bot einen Stuhl. Ein junges Mädchen von zehn Jahren trat vor, betrachtete einen Augenblick lang den Fremdling, und sagte zu ihm schüchtern und mit angenehmem Anlächeln: „Nicht wahr, Sie sind der Herr, der für den Vater eine goldene Dose weggegeben hat?"

„Nicht weggeben; ich habe sie wieder!" sagte Frock, der sich von der ersten Bestürzung nicht erholen konnte. Aber seine Bestürzung ward noch größer, als die Goldgelockte ihm ganz nahe trat, ihre schöne Hand sanft drückend auf seinen Arm legte, und sagte: „Ach, wie viel sind wir Ihnen alle schuldig! Die Dose muß Ihnen ein rechtes Heiligthum werden, da sie Ihnen nun das Denkmal von zween Menschen geworden ist, die Sie retteten."

„Sind Sie im Gefängniß so blaß geworden?" fragte ihn die Kleine, und sah ihn mit recht mit-

leidigen Augen an: „Ich habe einmal recht für Sie gebetet, und es hat gewiß geholfen.“

Frock sah wohl, er sei hier schon bekannter, als er glauben konnte; und um das Gespräch von der Dankbarkeit zu ändern, erzählte er von der Anmuth seines Gefängnißlebens. Das fanden die beiden Schwestern sonderbar, daß er den Verlust seiner Freiheit so ruhig ertragen und sogar im Verhaft viel Angenehmes gefunden habe. „Ich würde mich in einem Gefängniß gleich todt weinen, wenn ich, von Josephinen und dem Vater weg, da allein wohnen müßte.“

„Das glaub' ich, Fräulein,“ sagte Frock; „aber wenn man um keine Josephine und keinen Vater zu weinen hat, so ist einem, mit reinem Herzen, überall wohl. Einem Menschen, der sich im Nothfall genug sein kann, ist alles Aeussere nur Bühnenverwandlung, und das engste Stübchen eine große Welt. Wer sich selber nicht genug ist, und Zufriedenheit von Umgebungen erwarten muß, lebt im freiesten Raum des Weltalls eingekerkert.“

„Aber doch auch so den ganzen, lieben Tag allein sein!“ versetzte seufzend die Kleine.

„Wissen Sie denn, ob ich allein war? War nicht meine ganze Vergangenheit bei mir? War nicht der bei mir, der mehr ist, als aller menschliche Umgang? — Wissen Sie, wer? Gott.“

Das Gespräch ward ernst, darum nicht min-

der anziehend. Josephine hörte, über eine Stuhllehne gebogen, schweigend zu. Ihre kleine Schwester Leonore hatte immer hundert Fragen und hundert Einwendungen.

Darüber trat der Major herein, mit ihm ein junger, bildschöner Mann, der Registrator Burkhardt. Dieser schien in der Familie schon ganz einheimisch; so vertraut that er mit den Frauenzimmern. Frock war auf gutem Wege gewesen, bekannt zu werden; aber je unbefangener Burkhardt in diesem Kreise auftrat, je fremder fühlte sich Frock; er wußte selbst nicht, wie es zuging. Der Major stellte ihm den kreuzbraven Registrator vor. Das Gespräch ward allgemeiner, Frock zurückhaltender. Die Töchter des Majors entfernten sich und trugen die einfachen Gerichte zum Abendessen auf. Man setzte sich. Der Registrator kam an Josephinens Seite, Frock beiden gegenüber neben die gern plaudernde kleine Leonore. Der Registrator hatte für seine Nachbarin unendlich viel Aufmerksamkeiten; Frock gerieth bald mit Händen, bald mit Füßen in Verlegenheit, und zuweilen sogar mit den Augen. Die goldlockige Josephine war in der That, wie sie hinter dem Licht der Kerze saß, und wenn sie sich zufällig mit dem edeln Gesicht aus dem Strahlenkreis vorbog, überraschend schön. Die Ueberraschungen waren nämlich auf Seiten Frocks; denn weder der Major

noch Leonore achteten sonderlich darauf; eher vielleicht der kreuzbrave Registrator. Zum Glück stieß Herr von Tulpen fleißig mit den Burgundergläsern an; dann kam hintennach der brausende Champagner. Das hob unsern blassen Philosophen in diejenige harmlose Laune, welche alle Uebrigen hatten. Nun wurde er sogar gesprächig und liebenswürdig. Besonders beschäftigte sich die lebhafte Plauderin Leonore voll Wohlgefallens mit ihm. Sie hörte ihm gern zu, wenn er erzählte; und da er bemerkte, daß sie im Kopfrechnen nicht zurecht kam, lehrte er sie dazu kleine Kunstgriffe. Das gab dem Kinde Anlaß, ihn ohne weitere Umstände zu bitten, ihr Lehrmeister zu werden. Sie versprach ihm den Verlust seiner ehemaligen Zöglinge in dem Schwarzischen Hause, von denen er mit vieler Wärme geredet hatte, durch Dankbarkeit vollkommen zu ersetzen. „Denn“, sagte sie, „das waren doch nur Knaben, und die vergessen einen den Augenblick, und sind viel zu wild und flüchtig.“ Frock ließ sich zu dem Versprechen hinreissen, ihr in der Woche Mittwochs und Sonnabends ein paar Stunden zu widmen. Der Major drückte ihm väterlich dankbar die Hand. „Geschieht mir“, sagte er, „bei dem Mädchen da ein recht wichtiger Dienst. Hab's nicht, sonst hätt' ich's gern schon in die Fräuleinschule geschickt.

Dem Windbeutel thut's noth, still sitzen zu lernen."

Frock wußte nicht, welche Noth er sich aufgebürdet hatte. Aber schon den andern Tag bereute er es, wie nicht weniger das gegebene Versprechen, in der Tulpenschen Familie den folgenden Tag zu Mittag zu speisen. Es war eben ein Sonntag.

Er hatte, weil er spät nach Hause gekommen war, lange geschlafen. Das Läuten der Glocken, die von allen Kirchthürmen nahe und fern zum Gottesdienst riefen, weckte ihn. Er besann sich des gestrigen Tages beim Ankleiden. Sein erster Gang war natürlich zum Fernrohr und Fenster. Aber als er das Rohr zum Auge heben wollte, legte er es geschwind nieder, schloß das Fenster, sah den ganzen Morgen nicht wieder hinaus, und ging singend und pfeifend im Stübchen auf und ab. Gegen Mittag schrieb er dem Major ein Briefchen, meldete ihm, er könne heut unmöglich kommen, ihm sei nicht ganz wohl; siegelte zu, und besann sich nun, daß er keinen Boten zum Versenden habe, und am Ende wohl den Botendienst selber verrichten müsse. Zudem war es spät und gegen alle Höflichkeit, auf sich warten zu lassen. Er zerriß den Brief und ging,

und bereute bei jedem Schritt, den er that, die, welche er schon gethan hatte.

Er ward mit eben der Güte und liebenswürdigen Unbefangenheit aufgenommen, als es den Tag vorher geschehen war; und er selbst fühlte sich bei diesen guten Menschen behaglicher, als das erstemal. Sie zeigten sich alle, so schien es ihm, in einer feierlichern Stimmung, die kleine Leonore nicht ausgenommen. Die lieben Leute waren erst aus der Kirche gekommen, und die Andacht des Gottesdienstes hinterließ in ihren Seelen einen schönen Ernst, der ihre gewohnte Freundlichkeit milderte, ich möchte sagen, adelte.

„Sind Sie auch in der Kirche gewesen?" fragte ihn Leonore.

„Heute nicht!" antwortete Frock ernst.

„Komm' ich Sonntags nicht zur Kirche," fuhr Leonore fort, „so ist mir's nicht wie Sonntag, und die ganze Woche wird mir gemein und schlecht. Der Sonntag ist gewiß unter allen Tagen, wie die Sonne, welche den übrigen Tagen Licht gibt. Ich kann es wohl begreifen, wie Menschen endlich zu groben Verbrechen übergehen, wenn sie keinen Sonntag haben."

„Glauben Sie nicht, liebe Leonore, daß es auch gute Menschen ohne Sonntag gebe?"

„O wohl mag es geben. Aber dann ist ihr Gutsein doch nur ganz gemein, und für sie selbst

nicht erquickend. Sie werden gut sein aus Verstand, aber es kommt nicht aus dem Schönsten hervor."

„Was nennen Sie denn das Schönste?"

„Ei, das Schönste ist das Schönste. Sie wissen's besser, als ich. Sagen kann ich's nicht. Es ist das Schönste, wenn ich in der Kirche höre und bete, und dann mit dem Himmel eins werde, und ich von dem, was in und ausser der Kirche ist, denke: das vergeht! Und ich doch daneben weiß, das Beste bleibt in unvergänglich-großer Herrlichkeit, und alle meine geliebten Todten leben mit mir, und meine Mutter und mein Großvater, und viele Helden, von denen mein Vater erzählt, und Jesus Christus und viele heilige Seelen leben seliger, als ich, und leben noch mit mir, und lieben mich, wie ich sie. Das ist das Schönste. Dann höre ich das Flüstern der betenden Herzen und den heiligen Orgelklang und die Stimme des Predigers, und höre es auch nicht; und doch spricht Alles in mich hinein, und ich verstehe es und vernehme doch nichts."

Frock lächelte. Er hing mit seinen Blicken am Mienenspiel Leonorens, die wie aus Entzükkungen redete. Dann bog er sich herab über das Mädchen, welches ihn ansah, als erwarte es seine Antwort, und küßte die helle Stirn des Kindes, ohne eine Silbe zu sagen.

„Das Mädchen schwatzt wie ein Staar," rief der Major, „aber es schwatzt mir oft Sachen aus dem Herzen heraus, wie ich sie habe, und wie ich sie nun und nimmermehr auf die Zunge zu bringen wüßte."

Nach dem Essen ward ein Spaziergang vorgeschlagen. Man ging in das sogenannte Lilienthal, ein benachbartes Wäldchen, eine Viertelstunde von den äussersten Häusern der Vorstadt. Im Innern des Wäldchens lag zwischen Wiesen und Garten ein Gasthaus, wo sich die Bewohner der Hauptstadt zu vergnügen pflegten. Frock führte beide Schwestern am Arm. Der Major ging plaudernd nebenher. Josephine verrieth in ihren Gesprächen eben so viel Geist und Gefühl, als sie schön war.

„Es ist doch ein prächtiger Tag!" rief Leonore, und hüpfte vor Freuden: „Ich bin ganz gewiß im Himmel, ich bin im Himmel! Und wären Sie in der Kirche gewesen, Herr Frock, so würden Sie nun auch im Himmel sein."

„Aber wenn ich Ihnen sage, meine fromme Leonore, ich bin wirklich diesen Augenblick im Himmel!"

„Nein, Sie gehen nur spazieren. Aber ich bin im Himmel. Sehen Sie, alle Blumen haben brennendere Farben und sehen still und himmlisch aus; und das Laub an den Bäumen ist durchsich-

tig, wie wenn es grüne Flammen wären, und der Himmel hat ein anderes Kleid und die Sonne einen andern Schein. Alles hat eigene Weise und Stellung, und Alles sagt etwas Festliches an; aber ich begreife es nur nicht ganz. Doch ich werde es gewiß einmal verstehen lernen."

Frock war im Himmel, trotz dem, daß es Leonore wegläugnen wollte. Die ganze Welt prangte ihm am Arme Josephinens anders. Er hörte Leonore gern plaudern, um schweigen zu können. Denn das Reden war ihm lästig, weil er von Empfindungen bedrängt wurde, die er sich nicht klar machen konnte.

In Lilienthal fanden sich Bekannte des Majors, Bekannte von Josephinen und Leonoren; man trat zusammen, man ging mit einander. Frock, als fremd, zog sich zurück. Er stellte sich Pflanzen suchend, und ging ins Gebüsch und kam nicht wieder.

Der Major vermißte ihn nach einer Stunde zuerst. Man erwartete ihn, und unterhielt sich mit Andern. Als es aber Zeit war, aufzubrechen und an die Heimkehr zu denken, und Frock noch immer ausblieb, sprang Leonore fort, ihn im Wäldchen zu suchen. Der Major fluchte, und nahm in gleicher Absicht einen andern Weg. Josephine erinnerte sich, in welcher Richtung Frock gegen die Gebüsche gegangen war, und folgte

derselben. Wirklich fand sie ihn seitwärts unter einer Eiche im Grase liegend, das Gesicht in die gefaltenen Hände gelegt, auf dem Erdboden. Sie glaubte, er sei entschlafen, und nannte seinen Namen leise. Er fuhr plötzlich mit verstörter, todtenbleicher Miene auf; starrte sie einen Augenblick an; zwang sich zu einem höflichen Lächeln; bat um Verzeihung, die Gesellschaft verlassen zu haben, und wunderte sich, als er hörte, daß es Zeit sei, sich auf den Heimweg zu machen. Er begleitete sie, aber stumm und verlegen.

„Ihr Aussehen ist sehr übel," sagte Josephine, „vielleicht ist Ihnen nicht wohl."

„Mir war es nicht!" sagte er: „Aber ich fühle mich gestärkter."

Die Andern kamen und erschracken bei Frocks Anblick. „Was hat's gegeben, Freund Jonathan?" fragte Herr von Tulpen mit weicher Stimme: „Du hast dir rothe Augen geweint, und noch jetzt sehen sie gläsern hell aus."

Frock lächelte, wischte sich mit flacher Hand über das Gesicht, und sagte: „Es kommen mir zuweilen Einfälle." Niemand drang weiter in ihn.

Auch drang Niemand in ihn, wenn er in folgenden Tagen zuweilen in der Mitte des Gesprächs verstummte, oder in der allgemeinen Heiterkeit düster ward, oder bei gleichgültigen Worten erröthete. Jedermann ehrte sein Geheimniß.

Es dauerte lange, ehe selbst in der Tulpenschen Familie das Gespräch dann darauf gebracht ward, wenn er abwesend war.

Regelmäßig kam Frock Mittwochs und Sonnabends, Leonoren zu unterrichten. Er ließ es nicht blos beim Rechnen. Er erzählte die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte; er erklärte vielerlei Erscheinungen der Natur. Er sprach sehr gut, klar und bestimmt; nie aber mit höherer Wärme, als wenn er vom Sinnlichen einen Uebergang zum Uebersinnlichen machte und sich in religiöse Gedanken verlor. Das geschah oft. Es schien ihm Bedürfniß zu sein. Josephine richtete es immer ein, daß ihre Arbeiten ausser dem Hause vollendet waren, wenn Frock kam. Dann setzte sie sich gern horchend und strickend ans Fenster in ihren Winkel. Frock, welcher ihr Anfangs wegen dessen, was er für ihren Vater gethan, als ein achtungswürdiger Mann erschienen war, machte bald durch die Anmuth seines Umgangs und die Erhabenheit seiner Gesinnungen die kleinen Widerlichkeiten vergessen, die ihr an ihm entgegen gewesen waren, z. B. das bleiche Antlitz und dazu das krause, rabenschwarze Haar. Sie empfand wirklich etwas Freundschaftliches für ihn, und herzliches Mitleiden, wenn er ohne äussern Anlaß traurig, oder ernst, oder still ward.

„Er verschließt einen großen Schmerz in sei-

ner Brust!“ sagte Josephine oft zu Leonoren, die ihn gern gefragt hätte: „Sei bescheiden gegen sein Geheimniß. Im Schwarzischen Hause hielt man ihn wegen seines Betragens für einen reuigen Verbrecher; ich glaube, seine Traurigkeit hat einen hochedeln Grund.“

Herr von Tulpen und seine Töchter lebten einfach und eingeschränkt in dem kleinen Hause der Vorstadt. Sie wohnten auch da nur zur Miethe. Josephine, von ihrer jüngern Schwester unterstützt, besorgte die kleine Wirthschaft, und machte in der That aus Nichts Etwas. Sie war des Hauses Köchin, Gärtnerin, Wäscherin, Schneiderin — Alles in Allem. Der Major, ihr Vater, hatte wenig Bedürfnisse; aber mit dem Gelde wußte er doch nicht umzugehen. Daher überließ er Josephinen seine dürftige Einnahme, und damit wußte sie Alles zu bestreiten. Sie verstand das Haushalten, als Meisterin. Es fehlte Ueberfluß, aber auch Mangel. Es war im Hause nichts weniger, als Pracht; aber es herrschte Zierlichkeit, Auswahl und Sauberkeit, die mehr als Pracht waren. Sie kleidete sich mit ihrer Schwester ungemein schlicht; aber sie verstand sich auf das, was ihr in Farbe, Schnitt und Art des Gewandes und Schmucks wohlstand. Daher hielt man wohl den Major für reicher, als er war.

Josephine hatte in der Stadt viele Bewunderer, unter dem Adel viele Anbeter. Sie war eine frische aufblühende Lilie, voll Hoheit und Demuth; und hatte in einem Alter von achtzehn Jahren mit den Tugenden einer jungen Hausmutter die Feinheit einer Frau von Welt, und jene Unschuld, die nur dem kindlichen Alter in aller Reinheit eigen ist. Daß sie früh für das Haus sorgen lernen mußte und darin Alles leitete, hatte ihr eine gewisse Selbstständigkeit gegeben, welche sich in ihrem Wesen nicht verläugnen ließ, und Jedem, der ihr nahe kam, unwillkührliche Ehrfurcht einflößte. Schon einmal hatte ein junger Graf aus einem der angesehensten Geschlechter des Königreichs um ihre Hand geworben. Seitdem war der Registrator Burkhardt Freund ihres Vaters geworden und oft in das Haus gekommen. Er liebte Josephine mit Leidenschaft, aber hütete sich wohl, ihr davon eine leichte Ahnung zu erwecken. Sie behandelte ihn mit einer Unbefangenheit, die ihm sagte, daß man ihn schätze, ohne ihm den unbedeutendsten Schritt einer weitern Annäherung zu erlauben.

Burkhardt und Frock sahen sich in diesem Hause oft. Jener, vielleicht nicht ohne Eitelkeit, — und in der That war er einer der schönsten Männer — duldete seine Zusammenstellung mit dem bescheidenen, schüchternen Frock gern,

der auch nach einem halben Jahre und länger noch immer so zurückhaltend und fremd blieb, als er den ersten Tag gewesen. Aber es schien gar nicht, als wenn Frock in der Nähe des schönen Burkhardt verlöre. Josephine behandelte ihn mit derselben Gütigkeit, wie den Andern; ja man hätte sagen sollen, mit einer höhern Zartheit, wie Mitleiden gegen einen Leidenden einzuflößen pflegt. Auch machte Leonore ihrer Schwester einst die Bemerkung: Burkhardt ist schön; Frock mit seinem Mondscheingesicht gar nicht; aber sieh, Josephine, wenn Frock spricht, dann sehe ich etwas Schöneres in seinen Zügen, als Burkhardt hat. Es ist etwas Wunderliebliches in Frocks Augen, in seinem Lächeln, in seinem Ernst; ich kann's dir nicht sagen. Burkhardts Schönheit ist mir, wie prächtige Levantine, aber undurchsichtig; Frocks Wesen wie dünne Gaze, durch welche etwas Herrliches strahlt, das ich liebe und nicht enträthseln kann.

Burkhardt ward ein halbes Jahr später zum Kanzleirath ernannt mit beträchtlichem Gehalt. Die freudige Theilnahme in der Tulpenschen Familie war groß; noch größer, als er eines Tages der Familie die Botschaft brachte, es sei ihm gelungen, durch seine Empfehlungen und seinen Einfluß dem guten Frock die Mehrheit der Stimmen und selbst den Beifall des Ministeriums für

die Registratorstelle zu verschaffen. Frock konnte nun, lebenslänglich versorgt, heiterer leben. Er habe sich nur dem Minister und den übrigen Räthen vorzustellen, die ihn, nach den von Burkhardt vorgelegten Beweisen, für den Mann hielten, welcher durch Kenntniß, Talent und Redlichkeit der Stelle am würdigsten sei. Zum Glück fanden sich diesmal dazu alle andere Bewerber etwas schlechter, als schlecht. Der alte Major war bis zu Thränen von der Freude gerührt, seinen Jonathan versorgt und beamtet zu wissen. Er fiel dem Kanzleirath um den Hals und rief: „Dank Ihnen, braver Freund! Wäre ich Gouverneur von der Hauptstadt geworden, es hätte mich nicht so groß gefreut.“ Man sah es den beiden Fräulein an, daß auch sie in der Fülle des Vergnügens dem Kanzreirath hätten an die Brust fliegen mögen.

Es war gerade an einem Mittwoch, und Burkhardt wußte wohl, daß Frock kommen würde. Man berathschlagte noch, wie man ihn auf die angenehmste Weise überraschen könnte mit der Nachricht, als er eben zu Leonorens Unterricht hereintrat. Nun umringten ihn Alle fröhlich; Jeder verkündete ihm das Evangelium; Jeder wünschte Glück. Man las in seinen Zügen angenehme Bestürzung. Dann dankte er dem Kanzleirath für seine Güte, den Andern für ihre Theilnahme, und

mitten aus der Heiterkeit, die von seinem Antlitz leuchtete, ging er in schwermüthigen Ernst über. Er erklärte, die Stelle, wegen Mangels dazu nöthiger Kenntnisse und Fähigkeit, nicht annehmen zu können. Von allen Seiten widerlegt, sagte er: daß er zu solchem Amt keine innere Neigung fühlte. Man machte ihm auch hier so gründliche Einwendungen mit Berücksichtigung seines unsichern Broderwerbs, daß ihm zuletzt nichts übrig blieb, als mit einem Achselzucken zu bedeuten: er dürfe sich um das Amt nicht bewerben; höhere Ursachen, die er nicht angeben könne, versagten ihm das.

Nun ward trauriges Schweigen; es fragte keiner weiter. Frock nahm, als wäre nichts geschehen, Leonorens Unterricht vor. Der Kanzleirath empfahl sich. Der Maior warf sich, seine Pfeife rauchend, in den Sorgenstuhl, und Josephine nahm ihren Sitz am Fenster ein, nähend und horchend.

Auch in der Folge sprach Niemand weiter davon. Aber seit dem Tage schlossen sich Alle enger an den räthselhaften Dulder, der ohne Vermögen und Auskommen ein einträgliches Amt verschmähte, und sich das Leben mit Geschäften fristete, von denen er selbst oft sagte, sie wären ihm langweiliger und mühseliger, als Holzspalten. Man schien durch herzlichere Theilnahme das geheimnißvolle Schicksal vergüten zu wollen, das ihn quälte.

Selbst Josephine, sonst zurückhaltend, nahte sich ihm schwesterlicher. Er aber blieb unabänderlich derselbe; gegen das schöne Fräulein so fremd und gut, wie gegen den Major. Nach Jahr und Tag war er, wie den ersten Tag.

Nicht so blieb das Verhältniß gegen Burkhardt. Dieser hatte Gelegenheit genug, aus tausend Kleinigkeiten wahrzunehmen, daß Alle dem stillen Frock mehr, als ihm, zugethan waren. Nun durch seinen Stand, reichern Gehalt und Rang wohl zu kühnern Hoffnungen berechtigt, und vertraut mit der Dürftigkeit des Majors, hatte er den Entschluß, um Josephinens Hand zu werben. Dem Major offenbarte er sich zuerst, und dieser hörte ihn mit Vergnügen an. „Ganz gut! Mein Ehrenwort haben Sie; wenn das Mädchen Sie will, geb' ich es Ihnen. Sie sind ein kreuzbraver Mann; das sag' ich allemal. Aber fangen Sie es mit Josephinen geschickt an. Sie hat ihre Eigenheiten. Gewinnen Sie ihr Herz, dann haben Sie Alles. Aber ein Antrag voran, das hieße Alles verderben. Ich werde ihr kein Wörtchen von dem sagen, was Sie mir vertrauten."

Burkhardt wagte nun, sich dem Fräulein mit größern Aufmerksamkeiten zu nähern. Josephine aber schien schon seit geraumer Zeit kälter gegen ihn über zu stehen, als sonst. Das war unverkennbar. Ein Grund ließ sich davon nicht einsehen. Burk-

hardt klagte es dem Major. Dieser war einen Augenblick verlegen, nahm ihn bei der Hand, führte ihn — denn das Gespräch ward im Gärtchen hinterm Hause gehalten — in das Zimmer zu seiner Tochter, und sagte: „Höre, Josephine, ich habe dem Kanzleirath kein Wort gesagt, aber sag' du's ihm. Hat er's gethan, nun, so hat er's doch nicht übel gemeint; deswegen müßt ihr nichts wider einander haben. Führ' ihn vor die Kommode, und damit hat das Ding ein Ende."

Das Fräulein ward feuerroth, und schien mit dem Befehl des Vaters nicht zufrieden zu sein. Aber sie gehorchte. Sie ging mit dem Kanzleirath in ein Nebenstübchen, schloß eine Kommode auf und sagte, indem sie auf einige Stücke feiner Leinwand, auf einige Stücke Indienne und Satin, und auf einen Brief zeigte, welcher die Aufschrift an den Major und den Beisatz: beschwert mit dreißig Louisd'or, hatte: „Ich muß Sie bitten, diese Geschenke, welche Sie uns bald am Geburtstage meines Vaters, bald an Leonorens, bald an meinem Geburtstage durch die Post schickten, wieder anzunehmen. Ich ehre das Zartgefühl, mit dem Sie sich als Geber verbargen, und die Freundschaft, welche Sie zu so kostbaren Geschenken verleitete. Wir aber dürfen sie nicht behalten, weil wir dergleichen nicht erwiedern können."

Burkhardt sah mit Erstaunen den Schatz der

Kommode an, als er Josephinens Worte hörte. „Ich bezeuge Ihnen, mein theures Fräulein," sagte er endlich, „als redlicher Mann, daß ich Sie gar nicht verstehe. Ich habe an dem allen keinen Theil gehabt. Sie werfen falschen Verdacht auf mich."

„Herr Kanzleirath," erwiederte Josephine, und betrachtete ihn mit ernsten, etwas feuchten Blikken und hochgerötheten Wangen: „ich kann Sie als unsern Freund, aber nicht als unsern Wohlthäter sehen. Ich beschwöre Sie, wollen Sie das alte Verhältniß herstellen, so nehmen Sie die Sachen zurück. Alles liegt hier unberührt, und wird nie von uns berührt werden. Kein Anderer hat es uns gesandt, als Sie. Nur Sie konnten es, und nur Sie wußten die Tage und auch wohl die Augenblicke, wenn mein Vater in einiger Geldverlegenheit sein konnte."

Auf dies alles wiederholte Burkhardt seine erste Aussage, und mit so vielem Ernst, daß Josephine beinahe irre ward. Doch fühlte sie wohl, er könne jetzt kaum anders reden. Sie gingen zurück. Das Betragen des Fräuleins änderte nicht.

Josephine hatte längst umhergerathen, von wem die Geschenke kommen möchten. Wäre es der Kanzleirath nicht, so hätte es wohl der verliebte Graf sein können, der sich vielleicht wieder einschmeicheln wollte. Frock war ihr nicht ver-

dächtig gewesen. Nun aber Burkhardt sich ernstlich von aller Schuld rein wusch, stieg doch der Argwohn bei ihr auf, daß Frock vielleicht der Geber sein möge. Sie beobachtete ihn mit schärferm Blick, und eines Tages, als er Leonorens Unterricht beendet hatte, mußte er Josephinen ins Nebenstübchen folgen.

Sie zog die Schublade der Kommode hervor, zeigte auf die darin liegenden Sachen und sagte: „Herr Frock, seit vielen Monaten kommen meinem Vater Geschenke zu von Zeit zu Zeit für ihn oder uns Mädchen, wir wissen nicht, von wem. Sie bleiben unberührt. Ich hatte den Kanzleirath im Verdacht. Er läugnet. Mir sollte es leid thun, wenn ich den trefflichen Mann unverdient kränkte. Helfen Sie mir auf die Spur, wer dies sandte und sich zu unserm Wohlthäter aufdringen will?“

Frock stand erröthend mit gesenkten Augen neben ihr. „Sie reden etwas hart, liebes Fräulein. Wissen Sie denn auch, ob der, welcher diese Dinge schickte, Wohlthäter oder Abzahler einer Schuld sein will? Ist er ein Schuldner, so sehe ich nicht ein, warum Sie die Zahlung anzunehmen weigern? Gegen Wohlthaten und Almosen haben Sie das Recht, stolz zu sein.“

„Lieber Frock,“ sagte Josephine, und betrach-

tete ihn mit durchdringendem Blick: „sind Sie es selbst gewesen? Reden Sie redlich.“

„Verdammen Sie mich, Fräulein. Ja, ich bin es gewesen. Ich habe gefehlt, daß ich es so linkisch anfing, und Sie mit Kleinigkeiten in Verlegenheit setzte, um mir Verlegenheiten zu ersparen. Wollen Sie nun das Alles wieder zurückgeben?“ fragte er mit weicher, bittender Stimme.

„Nein, nun behalt' ich Alles, Alles!“ sagte Josephine, und Thränen fielen aus ihren Augen, mit denen sie ihn anlächelte, während sie mit beiden Händen seinen Arm dankbar und sanft drückte: „Ihnen kann es nicht einfallen, unser Wohlthäter sein zu wollen. Sie sind unser Freund. Aber, nicht so: Sie versprechen mir, uns keine ähnlichen Geschenke mehr zu machen? Sie sind ein Verschwender!“

Als beide zurück ins Zimmer kamen, sah Leonore erschrocken die weinenden Augen ihrer Schwester. Im gleichen Augenblick trat auch der Major herein. „Was gibt's?“ fragte dieser verwundert. Josephine umarmte ihren Vater, und sagte: „Bedanken wir uns bei dem guten Frock: er hat uns mit den Kostbarkeiten in der Kommode beschenkt. Dem Freund zu Ehren wollen wir uns nun damit kleiden.“

„O lieber, lieber Herr Frock!“ sagte entzückt

Leonore, und legte sich schmeichelnd an ihn: „Aber die Indienne zu meinem Geburtstage war auch gar zu schön!“

Mit dieser Aufklärung war in der That das alte Verhältniß zwischen Burkhardt und dem Fräulein wieder hergestellt. Ja, Josephine war weit gefälliger gegen ihn, als vormals, wie wenn sie ein Unrecht an ihm gut zu machen hätte. So glücklich aber Burkhardt sich bei dieser Veränderung fühlte, blieb ihm doch unbegreiflich, daß die Frauenzimmer ohne Widerwillen, was sie von ihm nicht angenommen haben würden, dem ärmern Frock nicht ausgeschlagen hatten. Sie verarbeiteten das Linnen mit sichtbarem Vergnügen, und bereiteten sich neue Kleider, bei deren Verfertigung Frocks Name unaufhörlich genannt wurde. Burkhardt sagte einst zu Josephinen: „Sie nahmen von Herrn Frock die Geschenke; von mir hätten Sie sie verschmäht. Ich wage es kaum, Ihnen etwas anzubieten, aus Furcht, Sie zu beleidigen. Aber doch könnte es mir weh thun, daß Sie mich zurücksetzen.“

„Nicht doch, lieber Herr Kanzleirath. Ich schätze Sie so sehr, wie den guten Frock. Bieten Sie mir nun nur etwas an; ich will es nicht ausschlagen, das sollen Sie sehen. Aber zuviel darf

es nicht sein. Zum Beispiel die Nelke da, die Sie im Knopfloch tragen."

„Darf ich Ihnen nichts Besseres anbieten, liebenswürdiges Fräulein?"

„Aber nicht zuviel."

Er lehnte sich zu ihr und flüsterte: „Was ich habe und bin, nehmen Sie Alles und mich selbst."

Josephine zog sich erröthend zurück und sagte: „Herr Kanzleirath, das ist zuviel!"

Er sprach offener, dringender. Der Major kam wie gerufen dazu, und gab auch sein Wort drein. Josephine im Gedränge sprach mit etwas feierlicher Stimme: „Ich finde mich durch Ihre Freundschaft geehrt, Herr Kanzleirath; aber ich bitte Sie, von allem Andern zu schweigen. Es würde unsere Zufriedenheit stören. Wir wollen thun, als wäre nichts gesprochen worden."

Josephine freilich konnte wohl so thun, aber nicht der betrübte Kanzleirath. Er mied von dem Tage an das Haus, in welchem er die schönsten Hoffnungen seines Lebens verloren hatte. Nach einem Vierteljahr hörte man, er habe sich vermählt. Der Major sagte mit unzufriedenem Blick auf Josephine: „Das that der arme Schelm aus Verzweiflung."

Obwohl Frock nun der einzige Hausfreund war, kam er darum weder öfter, als Sonnabends und Mittwochs regelmäßig, oder wenn er allenfalls

eingeladen war; noch änderte sich sein Wesen, das jede engere Vertraulichkeit zu fliehen schien. Nur mit Leonoren, seiner Schülerin, war er ungebundener; aber Leonore hing auch mit aller Zärtlichkeit und vergötternden Leidenschaftlichkeit an ihm, deren ein zwölfjähriges Mädchen fähig war, das sich selbst noch nicht verstand. Für ihn erzog sie Blumen; für ihn sann sie auf kleine Ueberraschungen; ihm sah sie mit Ungeduld entgegen, wenn er um eine halbe Viertelstunde zu spät kam; von ihm hatte sie Träume. Die Mittwoche und Sonnabende waren ihr Festtage.

„Sehen Sie, Herr Frock, lieber Herr Frock!“ sagte sie eines Tages: „Sie sind recht gut. Aber Josephine sagt doch, Sie wären nicht glücklich. Und Sie sind es auch nicht. Sagen Sie, was fehlt Ihnen?“

„Ich bin glücklicher, als ich zu sein verdiene.“

„Ist das auch wahr?“

„Gewiß, Fräulein.“

„Sehen Sie mir auch recht in die Augen, Herr Frock! — Ach, da ist doch so etwas Trübes! Nun sein Sie mir ganz still. Ich will Sie etwas recht Ernsthaftes fragen. Warum gehen Sie gar nicht in die Kirche?“

„Wie hängt das mit dem Glück zusammen?“ fragte Frock mit seltsamer Bestürzung.

„Das fragen Sie? Haben Sie mir nicht selbst

gesagt, mehr als einmal: ohne Religion sei kein Glück? Wer mit Gott und in Gott sei, der könne nicht unglücklich werden?"

„Aber, Fräulein, die Kirche ist nicht die Religion, und Gott wohnt ja allenthalben."

Leonore dachte nach, schüttelte den Kopf und erwiederte: „Sie wissen immer etwas, wogegen ich nichts einwenden kann; und ich fühle doch, Sie haben diesmal wohl Unrecht. Sie könnten ein recht heiliger Mensch werden, wenn Sie in die Kirche gingen."

„War Christus nicht heiliger, als wir, Fräulein? Sagen Sie mir aber, ging er in die katholische, oder lutherische, oder reformirte Kirche? Wenn Sie mir bestimmt sagen, wohin er ging, so will ich ihm dahin folgen."

Leonore wußte nicht, was sie antworten sollte. „Er war nicht katholisch," sagte sie, „reformirt auch nicht, lutherisch auch nicht. — Was sind Sie denn aber? Wie, sind Sie nicht von unserer katholischen Kirche? Sind Sie vielleicht", setzte Leonore schüchtern hinzu, „wohl gar lutherisch? O nein, das sind Sie nicht. Sagen Sie nein."

„Würde ich weniger Werth in Ihren Augen haben," erwiederte Frock, „wenn ich nicht zu Ihrer Kirche gehörte?"

„Ach, das ist traurig!" seufzte **Leonore**,

und schluchzte bitterlich. Frock konnte sie kaum beruhigen.

Als er das folgende Mal wiederkam, sah ihn Leonore ernsthafter an, als gewöhnlich. Er bemerkte in ihr sonderbare Aengstlichkeit mit Mitleiden vermischt. Er zog ein Buch hervor, gab es ihr und sagte: „Dies wird Sie vielleicht am besten belehren und beruhigen."

„O wenn das je möglich wäre!" sagte Leonore mit Heftigkeit.

Sie nahm das Buch. Es war Lessings Nathan der Weise.

Sei es, daß dies vortreffliche Buch, oder natürlich leichter Sinn, Leonorens Gewissensorge besänftigte. Sie söhnte sich mit dem Gedanken wieder aus, daß Frock ein Ketzer sei. Heimlich aber machte sie doch Anschläge, ihn zu bekehren. Das hoffte sie am besten zu erreichen, wenn sie ihn bereden würde, mit ihr Sonntags oder auch wohl während der Woche einmal in die Messe zu gehen.

Inzwischen traf ein ganz unerwartetes Ereigniß ein, welches alle Bekehrungsplane zerriß. Der Major trat eines Morgens odemlos in Frocks Stube, umarmte ihn, und sagte: „Nun, Freund Jonathan, nun kann dir dein David Alles wieder erstatten, nun deine Liebe vergelten. Denk' auch!

Sieh hier den Brief! Der kommt vom Stadtrath da, in — nun kurz Dings da, gleichviel! Mein Vetter, der alte Generallieutenant — ei du weißt ja, der Dings da, ich habe dir erzählt, wie er bei Dings da blessirt ist — nun, er ist gestorben, hat keine Erben, bin von Rechts wegen und durch seinen letzten Willen einziger Erbe aller seiner Güter. Gott habe den Vetter Dings da selig! Aber wir waren immer gute Freunde. Bin ein reicher Mann. Lies auch! Schreiben, ich solle kommen, oder statt meiner einen schicken, einen — nun, verstehst's ja besser, als ich, so einen Dings da, der die Sache in Richtigkeit bringe. Hol's der Geier, es sind da Weiber und Advokaten, welche Einspruch thun. Wenn's nur nicht schief geht, und mir die Freude wieder zu Wasser wird. Verstehe nichts von Juristerei; bin alt; im rauhen Winterwetter jetzt möchte ich auch nicht reisen."

Frock las den Brief. Die Sache war, wie sie Herr von Tulpen gesagt hatte, die Erbschaft bedeutend, aber sowohl das Testament als das Näherrecht zum Erbe durch eine Seitenlinie von den Verwandten des Verstorbenen angefochten, die sogar seinen Namen führten. Frock versprach dem Major, er selbst wolle dahin reisen und die Sache ins Reine bringen. „Bis zum Frühjahr ist's hoffentlich abgethan; dann können Sie mit

den ersten schönen Tagen Ihre Güter beziehen!" sagte Frock, packte seine Bücher ein, und fing sogleich mit dem Major das Verhör über dessen Verwandtschaft mit dem Verstorbenen an.

Inzwischen, ehe alle zur Entscheidung des Streits nöthige Papiere zusammengebracht waren, verstrichen einige Wochen. Frock war in dieser Zeit, da er seine bisherigen Bureaugeschäfte aufgab, fast alle Tage im Hause des Majors. Welche Plane wurden da gemacht, welche Träume! — Leonore und Josephine malten sich den Himmel in die Zukunft; die Farben, die im Regenbogen lodern, waren ihnen viel zu matt. Und Frock, das setzten beide so gut wie ihr Vater als natürlich voraus, Frock stand in allen Planen, in allen Träumen. Wie konnte der Mann fehlen, der nur allein nicht wußte, daß er zum Glück der Uebrigen unentbehrlich geworden?

Selbst Josephine, diese feinberechnende Kennerin ihres Wirkungs- und Lebenskreises, von deren Beifall am Ende doch Alles abhing, und die von Allen angebetet ward, selbst Josephine verhehlte ihrem Vater gar nicht, daß auch Frock nothwendig die Hauptstadt aufgeben und mit ihnen ins gelobte Land ziehen müsse. Ohnedem wären wir — das war ihr Ausdruck — ohne Segen! — „Du hast das rechte Wort getroffen!" rief Leonore: „Haben Sie es gehört, lieber Vater?

Ohne Segen!" Der Major brummte: „Versteht sich!"

„Aber," sagte Josephine, und stieg von ihrem Fenstersitz, und umschloß mit beiden Armen den alten Major, „aber, Vater, wird er sich auch dazu entschliessen? Er hat nie ein Wort dazu gesagt, so oft wir ihm auch in unsern Entwürfen Hauptrollen gaben. Lieber Vater, Frock ist ein sehr eigener Mann. Ich bitte Sie, lassen Sie sich von ihm das Versprechen geben, uns zu begleiten."

Herr von Tulpen wunderte sich ein wenig über die Heftigkeit Josephinens. „Mir ist bange!" sagte sie.

Sobald Frock kam, war des Majors erstes Wort: „Freund Jonathan, meine Mädchen wollen mir Schrecken machen, als könntest du tolle Streiche treiben, und uns verlassen, wenn wir nach Dingsda reisen. Es ist keine Rede davon, gelt? Du machst dir aus dem Leben in der Hauptstadt nichts, und ziehst mit uns auf die Güter, und bleibst bis ans Ende der Tage. — Suche du dir, als Quartiermacher, deine Wohnung, deinen Garten, Alles selbst und voraus aus. Wir Andern nehmen vorlieb mit dem, was du uns anweisest."

Frock beugte sich dankend. Er verfärbte sich. Man sah, es ging in ihm etwas Schmerzliches vor.

Leonore sprang mit lautem Schrei und aus-

gebreiteten Armen gegen ihn, drückte sich fest an ihn und rief: „O lieber Herr Frock, nicht dies Gesicht, nicht dies Gesicht! Es ist ein Todesengelsgesicht, ich kenn' es schon."

Josephine hatte ihn auch gesehen, und setzte sich erblassend nieder. Sie zitterte. Von Zeit zu Zeit schlug sie die Augen gegen Frock auf.

„Reden Sie doch!" rief Leonore: „Sie bleiben bei uns, unzertrennlich! Sagen Sie um Gotteswillen Ja!"

Frock legte beide Hände aufs Herz, und mit einem Blick, mit dem er voraus um Verzeihung flehte, sprach er: „Das kann ich nicht!"

„He!" schrie der Major erschrocken: „Bin ich nicht dein David? Und du willst mich verlassen, Jonathan? Scherze doch nicht mit uns; du siehst, wie jämmerlich solch ein Scherz uns zurichtet. Hand her, Kamerad; was ich habe, ist dein. Aber auch du sollst mir angehören ewiglich. Hand her, Kamerad, du wirst dein Leben bei uns auf den Gütern zubringen."

„Ich kann nicht!" antwortete Frock halblaut, aber mit dem ihm eigenthümlichen Ton der Entscheidung.

„Kannst nicht, Jonathan? Was hindert dich? Bist ja frei, wie der Vogel in der Luft. Kannst nicht? Possen das! Was hält dich in der Hauptstadt zurück? Sind wir nicht deine einzigen Freunde?"

„Die einzigen.“

„Oder, he, sag's heraus: hat den jungen Herrn ein schönes Kind gefesselt? Spaß! wir fesseln das Dings da, und nehmen es mit uns. Nur heraus mit der Sprache. Eine Geliebte?“

„Keine.“

„Nun, was ist dir an der Hauptstadt gelegen?“

„Nichts.“

„Und willst nicht bei uns bleiben und wohnen im gelobten Land, nachdem du unser guter Engel in den Jahren des Jammers gewesen?“

„Ich kann nicht.“

„Warum aber nicht? Es muß doch ein Hinderniß sein. Das Hinderniß wird sich heben lassen! Weißt du, als sie bei Dings da meinten, es sei unmöglich, die Redoute zu nehmen? Setzte ich nicht mit meinen Grenadieren an, und nahm sie? Kostete freilich zehn oder so und so viel prächtige Kerls.“

„Ich werde Alles für Sie thun; ich könnte sterben für Sie. Aber thun Sie auch etwas für mich. Lassen Sie mich frei ziehen, wohin ich will, sobald ich Ihre Erbschaftsangelegenheit berichtigt habe. Und — reden wir doch nie wieder davon. Sie wissen nicht, wie Sie mir das Herz zerreissen. Ist Ihnen mein Leben, meine Gesundheit lieb, reden Sie nie wieder davon.“

„So fahre wohl, gelobtes Land!“ schluchzte

Leonore: „Vater, wir wollen dann hier in der Stadt bleiben."

„Mir recht!" sagte finster der Major.

„Dann — dann," stammelte Frock, „dann — ich werde in jedem Fall die Stadt verlassen. Heilige Pflichten rufen mich anderswo hin."

Er war so bewegt, als er die letzten Worte sprach, daß er sie kaum vollenden konnte. Er beurlaubte sich, und versprach nach einem kurzen Spaziergang wieder zu kommen.

Und wie er wieder kam, fand er sie Alle noch auf denselben Plätzen, wie er sie verlassen hatte. Der Major saß düster in seinem Sorgenstuhl; Leonore in einem Winkel mit verweinten Augen; Josephine ohne Thränen, aber wie versteinert. Es war in ihren Zügen etwas, das sich nicht beschreiben läßt; etwas Todtes, Starres, bei aller Schönheit Grauenvolles. Leonore und ihr Vater sprangen auf, ihn schmeichelnd zu bewillkommen. „Hast dich eines Bessern besonnen, Jonathan, nicht wahr?" sagte der Major. Aber Josephine regte sich nicht.

„Sprechen wir von heitern Dingen!" sagte Frock. Aber die Versuche waren vergebens. Frock machte sich an die Papiere, und schrieb bis es dunkel ward. Die Andern saßen stumm umher. Leonore weinte und nähete. Josephine starrte, ihr schönes Haupt auf die Hand gestützt, unbeweg-

lich durch die Fensterscheiben hinaus, ohne auf die Vorbeiwandelnden zu sehen.

„Bleibt mir mit euern Kindereien vom Halse!“ rief folgendes Tages der Major, als er zu seinem Freunde Jonathan ins Zimmer trat, und ihn auf dem Bette liegend, krankhaft bleich, mit geschwollenen Augen fand. Frock war im Tulpenschen Hause zum Mittagessen erwartet gewesen, und nicht gekommen.

„Wie spät ist's?“ fragte Frock, und sprang auf. Vor seinem Bette stand ein Tisch mit kalt gewordenem Punsch, daneben eine Flasche Madera. Vom letztern trank er sogleich hastig ein großes Glas voll, und reichte dem Major die Hand.

„Drei Uhr vorbei!“ sagte Herr von Tulpen.

„Drei Uhr? So habe ich einen sieben Stunden langen todtenartigen Schlaf gethan diesen Morgen. Desto besser. Ich habe Alles die Nacht zu Ende gebracht. Ich kann in folgender Nacht abreisen auf Ihre Güter. Ich zahle meiner alten Wirthin, und bleibe den Abend bei Ihnen, lasse die Post dahin kommen und steige dort ein. — Mir ist nicht mehr wohl hier. Meine Gesundheit fordert eine wilde Bewegung und Zerstreuung, sonst reibt's mich auf.

„Hast du Gesellschaft gehabt?“ fragte der Major, und zeigte auf den Punsch und Wein.

„Ich habe die Nacht gearbeitet, und ...“

„Den Geist ermuntern wollen.“

„Mein Geist bedarf keines Sporns. Aber was den Geist niederzieht, das elende Fleisch und Blut mußte ich bestechen, daß es folge.“

„Kamerad, du siehst erbärmlich aus. Wir sind Männer. Kamerad, rede mir frei vor Gott, was treibst du, oder was treibt dich? Ich will schweigen, wie ein Todter, aber rede. Warum bist du nicht, wie andere Menschenkinder sind? Warum schlugst du des Dings da, des Fürsten Anerbietungen im Gefängniß aus, da er dir in seinem Lande ein ehrenhaftes Amt geben wollte? Warum zogst du freiwillige Niedrigkeit und Armuth vor? Warum lehntest du Burkhardts Registratorstelle ab? Warum liebst du uns und stellst dich gegen uns Alle kälter und fremder, als du bist? Warum thust du Verzicht auf die Freuden der Freundschaft, offenbar wider deines Herzens Willen, das für Freundschaft so empfänglich ist? Warum fliehst du gute Menschen, die dich suchen, die ihr Leben für dich in die Schanze schlagen würden? Warum bist du veränderlich, wie die Sonne an einem Apriltage, daß dir's mitten in aller Lust über das leuchtende Antlitz wie finstere Wolken zieht? — Weiche mir nicht aus! Sieh, Jonathan, es geht nicht gut mit mir und dir, wenn du nicht redest. Warum willst du weder auf meinen künftigen Gütern, noch

hier mit uns bleiben? Wir bedürfen dein. Wir beschwören dich um dies, was uns mehr als Reichthum gilt. Du sonst so Weichherziger, warum bist du hartherzig?"

Frock füllte sein Glas zum andernmal, und stürzte den Wein hinunter.

„Ich glaube, du möchtest dich berauschen? Nichts da! Reden wir ganz ehrlich und nüchtern zusammen. Jonathan, rede! Wir sind allein. Hast du ein Verbrechen begangen? Rede, denn ich schwöre dir, du hast es unwillkührlich gethan, und nur schon zu lange dafür gebüßt. Du wirst in meiner Liebe nichts verlieren. Und hättest du mir Vater und Mutter erschlagen, ich könnte dir's verzeihen."

„Ich bin kein Verbrecher!" sagte Frock mit stolzem Kopfschütteln.

„Nun, hol's der Geier, so bist du ein Narr. Welcher Teufel plagt dich denn? Kannst du denn das Räthsel selbst nicht lösen?"

„Wenn ich wollte, mit zwei Silben, Herr Major. Ich hab' es beschlossen, Sie sollen es erfahren."

„Wann?"

„Heute noch, ehe ich auf Ihre Güter reise."

„Und wann ich die zwei Silben weiß, und dir dann antworte: Jonathan, das sind Possen!"

„Das werden Sie nicht."

„Hol's der Geier, ich werd' es! Und wenn ich aller deiner Noth ein Ende mache?“

„Das können Sie nicht.“

„Aber ich sage — höre, bringe mich nicht in Wuth! — ich sage, ich will es können. Und wenn ich's kann, bleibst du dann mit uns?“

„Ja!“

„Ja? — Hand her!“

Frock gab die Hand. Der Major schloß ihn küssend in die Arme, als wäre Alles überwunden.

„Also, Wort gehalten! Heute noch sagst du mir das fatale Geheimniß, dessen du dich nicht zu schämen hast?“

„Diesen Abend, ehe ich von Ihnen abscheide und in den Wagen steige, Herr Major. Aber sorgen Sie, Herr Major, daß der Abschied fröhlich, wenigstens ruhig werde. Lassen Sie uns punschen, alles Grams vergessen! Es kann zuweilen Pflicht sein, sich zu betäuben. Ich möchte in einem Rausch von Ihnen scheiden. War doch mein ganzes Leben bei Ihnen ein Rausch.“

Der Major versprach, für einen heitern Abend zu sorgen. „Wir werden zufriedener von einander scheiden, als du meinst!“ sagte er und ging, um sogleich Anstalten zu treffen.

Frock packte ein. Da er Alles vollbracht hatte, sah er noch das Fernrohr liegen. Die Thränen traten ihm in die Augen. „Nun ja," seufzte er, „komm nur her, und gib mir zum letztenmal mein Glück!" — Er trat ans Fenster; er sah hinaus. Er sah Josephinen wirklich. Sie stand an einen der drei Bäume gelehnt, ihr schönes Gesicht in ein weißes Schnupftuch gehüllt. Er sah es an ihren Bewegungen, sie schluchzte weinend. Nach einer Weile trocknete sie schnell mit dem Tuche Augen und Wangen. O wie schön sie war, als sie, wie in einem Gebet, die blauen Augen gegen den blauen Himmel richtete! — Sie ging ins Haus.

„Gute Nacht! auf ewig gute Nacht, Josephine!" rief Frock, und warf sich in Schmerz aufgelöset über das Bett. Er liebte Josephine mit aller Leidenschaft, deren ein zartfühlendes Herz fähig war, und fühlte alles Schreckliche, auf das höchste Glück seines Lebens verzichten zu müssen. Er hatte nun zwei Jahre lang in ihrem Umgang oder vielmehr in ihrer Anbetung gelebt; zwei Jahre lang mit sich selber gekämpft, und gefunden, daß seine Leidenschaft unüberwindbar sei. Darum war ihm die Reise, die Zerstreuung willkommen. Da hoffte er sich zu heilen. Nach Jahren und Tagen erst wollte er, oder nie, das Fräulein wiedersehen. Frock dachte und handelte, wie ein Mann denken und handeln soll, welcher nicht Raub seiner Lei-

denschaften sein will. Auch hatte er, so oft er das Tulpensche Haus binnen zwei Jahren betreten, mit bewundernswürdiger Kunst und Kraft die Gluth seines Gemüths unter einer äussern kalten Höflichkeit verborgen gehalten. Gegen Jeden war er gesprächiger und traulicher gewesen, als gegen Josephine. Sie sollte von seiner Leidenschaft nichts ahnen; noch viel weniger kam ihm zu Sinn, eine ähnliche in ihr zu erwecken. Und hätte er's glauben können, daß Josephine einer Gegenliebe fähig gewesen wäre, er würde dies Haus, die Stadt, das Reich schon früher geflohen haben. Er wollte allein unglücklich sein.

Zuweilen zwar ward ihm verdächtig, wenn er von ungefähr sah, wie ihr Auge fest und dunkel auf ihn hinblickte, und sie sich dann schnell, manchmal unruhig wegwandte; zuweilen, wie sie mit seltsamer Heftigkeit that oder sprach, nicht gegen ihn, sondern gegen die Andern, wenn es ihn anging; zuweilen, wie sie, was ihm gefiel, am liebsten that. Es athmete in ihrem Wesen etwas, das ihn wie Lieb' um Liebe ansprach; aber immer war sie dabei doch gegen ihn ernster, verschlossener, besonnener, feierlicher, als gegen alle Uebrigen. Weder er hatte jemals ihr, noch sie ihm, ein schmeichelndes Wort geäussert. Sie standen wie fremde Menschen gegen einander, die sich nur in Formen allgemeiner Artigkeit begegneten.

Er ermannte sich, leerte das dritte Glas Madera, legte Reisekleider an, bestellte die Post, wohin sein Koffer gebracht ward, und ging ins Tulpensche Haus.

Es war ihm nicht wohl, als er Josephinen allein im Zimmer fand. Sie war blaß. Er erkundigte sich nach dem Vater und der Schwester. Die letztere war des Punsches wegen ausgegangen, der Major seit einer Stunde abwesend. Er warf seinen Mantel ab und that viele gleichgültige Fragen, die mit halben Worten beantwortet wurden. Sie saß am Fenster, strickend, vor sich niederschauend. Er stand am Ofen, sie betrachtend. So schön war sie noch nie gewesen, oder ihm nie vorgekommen, als in diesem Augenblick.

Nach einem Schweigen von mehrern Minuten stand sie auf, sah ihn an und ging langsam auf ihn zu. „Frock!“ sprach sie mit ihrer gewöhnlichen Kälte, und ihm fest ins Auge blickend: „Sie reisen also heute ab, wie mir der Vater gesagt hat? — Ich habe Ihnen eine Frage zu thun. Antworten Sie mir offen. Sie haben Ihr Wort gegeben, nicht wieder zu uns zu kommen. Ich will die Ursache davon nicht wissen, wenn es eine andere ist, als die ich das Recht habe zu vermuthen. Aber antworten Sie mir wahrhaft, wenn ich die Ursache angebe, und — Ihren Irrthum

vernichte. Ich fühle es, ich bin die Urheberin alles Uebels. Es reut mich."

Frock ward feuerroth, und sein Herz schlug so gewaltig, daß er kaum erwiedern konnte: „Fräulein, was sagen Sie auch! Wie können Sie so denken?"

„Desto besser," sagte Josephine, „wenn ich mich getäuscht haben sollte. Es wird viel zu meiner künftigen Zufriedenheit beitragen. Antworten Sie mir wahrhaft. Wir sind allein. Aber Gott ist unser Zeuge. Wollen Sie?"

Frock zitterte. Er antwortete: „ich will!" hatte aber kaum den Muth, der Jungfrau ins Auge zu blicken, die feierlich und wunderschön vor ihm stand.

„So bekennen Sie denn: Sie stürzen meinen Vater und meine Schwester in Schmerz und Thränen; Sie wollen sich auf immer von ihnen trennen, von denen Sie so sehr geliebt werden, und gegen die Sie selber die innigste Freundschaft nicht verläugnen können — Sie wollen fort von uns auf immer, und das nur meinetwillen!"

Er schwieg, von seinem Bewußtsein geschlagen, von seinen Gefühlen überwältigt. Er konnte sich nicht fassen.

„Ihr Schweigen ist Bestätigung!" sagte Josephine: „Ich fürchtete es zuweilen; Leonore er-

rieth es. Aber ich bezeuge Ihnen, lieber Frock, daß es, der Allwissende weiß es, nie in meiner Absicht war, Sie zu beleidigen und zu kränken. Mein Betragen gegen Sie mochte tadelnswerth sein. Ich war gegen Sie nicht, wie mein Vater, wie meine Schwester waren, wie ich hätte sein sollen; aber, der Allwissende weiß es, kränken wollte ich Sie nicht. Sie sind mir werth, recht werth. O glauben Sie doch das. Hätte ich denn sonst Ihre Geschenke annehmen können, die ich dem Kanzleirath ausgeschlagen haben würde? Ich habe Sie gewiß nicht beleidigen wollen. Ich war anders gegen Sie, als gegen Andere. Aber dem Himmel ist's bekannt, ich konnte nicht anders. Verzeihen Sie mir, und deuten Sie mein bisheriges Benehmen gegen Sie nicht unrecht. Sie sind im Irrthum, wenn Sie glauben, daß ich etwas wider Sie habe, oder jemals gehabt hätte. Sie sind mir werth, wenn ich es Ihnen auch nicht äusserte und äussern konnte, wie der Vater und Leonore. — Nicht so? Sie verzeihen mir? Sie zürnen mir nicht?"

Ganz bestürzt und von seinen Empfindungen übermannt, rief Frock, indem er Josephinens Hand ergriff: „Was denken Sie, Fräulein? Sie mich beleidigt? Wie konnten Sie so etwas glauben? — Fräulein, o nein! nein! In Ihrer Nähe athmen zu können, war ja mein einziges, mein

höchstes Glück. Ja, Fräulein, der Gedanke an Sie wird immer mein schönster Gedanke bleiben!"

Er drückte ihre Hand an sein Herz, ließ sie dann fahren, sank in sich zusammen und stammelte: „Segnen Sie mich, dann lassen Sie den Unglücklichen ziehen!"

„Bin ich Ihnen," fragte sie forschend und mit langsamer Rede, „bin ich Ihnen so viel werth, als mein Vater und Leonore?"

Er sank zu ihren Füßen nieder, legte seine Lippen an ihre Hand und sagte: „Mehr!"

„Was thun Sie, Frock!" rief Josephine, und richtete ihn, der nicht wußte, was er that, in unaussprechlicher Bestürzung auf. Ihre Hände lagen in den seinigen, und sie zog sie nicht zurück.

„Das Mißverständniß", sagte sie bebend, „ist gehoben. Ich darf dem Vater und Leonoren nun sagen, daß Sie sich nicht von uns trennen wollen."

„Fräulein!" rief Frock: „nur Sie, in dieser Welt Niemand als Sie, können über mich gebieten, was ich soll. Ich werde Ihnen gehorchen, wie keinem Andern. Aber fordern Sie nicht, daß ich bleibe. Sie fordern meinen frühern Tod."

Da stürzten die Thränen hell aus Josephinens Augen und über ihre Wangen; aber sie änderte keinen Zug ihrer Mienen, sondern sagte mit einer erschreckenden Kälte, wenn man diese gelassene Stimme, diese ruhigen Geberden unter dem Thrä-

nenstrom so nennen darf: „Und trennen Sie sich auf immer von uns, so stören Sie das Lebensglück und die Freude Leonorens und des Vaters, und mich — tödten Sie.“ — Mit den letzten Worten, die sie erst nach einigem Zögern vorstieß, sank sie laut schluchzend mit ungebändigtem Schmerz hin.

Frock, seiner selbst nicht mächtig, umschlang die Halbohnmächtige. Wie in einem Traum, umschlang er sie. Er bog sich über ihr Gestalt, heftete seine Lippen auf die ihrigen. Vergessen war Vergangenheit und Zukunft. Seelen, die sich längst geliebt, rannen in einem Hauch zusammen. Ihr Seufzer sagte, was er allen Engeln des Himmels nicht geglaubt haben würde, wenn sie es ihm bezeugt hätten.

Und als sich Josephine mit stolzem Schämen und doch trunken zurückzog, stand er an allem, was geschehen war, zweifelnd da, und näherte sich schweigend noch einmal dem Fräulein, zog Josephinen noch einmal an sich. Und sie sprach: „Sie haben mir also gewiß nie gezürnt?“

„Ehe Sie mich kannten, liebte ich Sie schon mehr, als mein Leben!“ rief der Entzückte.

In diesem Augenblick hörte man den Major mit Leonoren nahen. Josephine eilte ihnen entgegen, umarmte Beide und rief mit entflammtem,

begeistertem Gesichte: „Es ist nun Alles gut, Alles!"

„Gottlob!" schrie der Major, und drückte dem berauschten Frock herzlich schüttelnd die Hand: „Der Teufel komme euch Leuten auf die Sprünge. Es hätte Unglück gegeben, wäre nicht die Kleine hier auf den klugen Einfall gekommen." Er zeigte auf Leonoren.

Leonore tanzte vor Freuden. Sie sprang zu Frock und sagte: „Sie sind also rein ausgesöhnt. Es ist wahr, Josephine ist immer sonderbar mit Ihnen umgegangen. Aber sie hat Sie doch lieb gehabt, ich weiß das gewiß, sehr lieb. O wie froh bin ich! — Kommen Sie, ich muß Ihnen dafür einen Kuß geben. Ich taumle, ehe ich Punsch getrunken habe." Und damit hing sie wie eine Klette fest am Halse des betäubten Jünglings, und küßte ihn mit heißer Innigkeit.

Da ward der Tisch gedeckt, die Lichter wurden angezündet, kalte Speisen aufgetragen, Wein dazu; Leonore und Frock mußten den Punsch anrichten. Es ging froh durcheinander, und doch sprach man wenig Zusammenhängendes. Frock stand träumend, und preßte Zitronen. Josephine schwebte, sich selbst nicht fühlend, ab und zu; ihre Augen glänzten, auf den Einzigen hingewandt, der das Dunkel ihres Gemüths erhellt hatte. Leonore sang, schlug Zucker, tanzte herum, lachte

und rief einmal ums andere: „Ich bin wie närrisch!“ Der alte Major rauchte seine Pfeife, ging auf und ab, stimmte zuweilen in Leonorens Gesang, und fluchte wieder dazwischen auf drollige Weise gegen seinen Jonathan.

Man setzte sich in bunter Reihe. Leonore füllte die Punschgläser. Man mußte auf ewige Freundschaft anstoßen. Frock glühte. Er trank ein Glas ums andere. Er schien sich betäuben, sich selbst vergessen, oder sein Glück in vollen Zügen geniessen zu wollen. Oft sank er in seinen Ernst zurück unwillkührlich. Kaum bemerkte aber dies Leonore, hob sie drohend den Finger gegen ihn auf und sagte: „Schon wieder?“ Dann wischte er sich mit der Hand über die Augen und sagte: „Sie haben Recht! Es muß Alles vergessen sein, jetzt Alles! Das Böse kommt von selbst in seiner Stunde.“ Er überließ sich seiner Seligkeit.

Als das einfache Nachtessen beendet war, und der Geist des Punsches die Freude Aller höher stimmte, und das Gespräch fröhlich durch einander tönte, zog der Major die Taschenuhr und sah nach der Zeit. Frock, es bemerkend, erschrack und fiel in vorige Finsterniß und Nüchternheit zurück. Josephine schüttelte den Kopf gegen ihn, legte ihre Hand sanft auf die seinige und sagte: „Immer noch der Alte?“

Die Berührung ihrer Hand trieb ihm alles

Blut wieder froher durch die Pulse. „Ich dachte nur an die Abreise!“ sagte er.

„Die Abreise!“ rief Leonore unwillig. „Frage: liesse sich die Abreise nicht auf ein paar Wochen verschieben?“

Josephine fügte ihrer einen Hand nun auch die zweite zu, und lispelte lächelnd bittend: „Wohl, Frock, Bester, wohl, ein paar Tage!“

„Kinder!“ rief der Major dazwischen: „Jonathan hat kein Quartier mehr in der Stadt, und Alles eingepackt. Fort muß er nun. Laßt ihn nur gehen. Er sitzt im Postwagen so bequem, als im Wirthshaus. Was sein muß, das muß sein. Fort mit ihm. Jetzt entlass' ich ihn gern, nun er uns bleibt. In wenigen Wochen holt er uns ab ins gelobte Land.“

Das Wort „gelobtes Land“ war genug, Alle zu begeistern. Die alten Entwürfe der künftigen Einrichtungen wurden wieder lachendes Muthes gemustert und verschönert. Der Major redete von den Tagen seines Alters mit rührendem Entzücken. Er lebte nur für seine Töchter, und bisher hatte er für sie nur die düstersten Aussichten gehabt.

„Bin nun geborgen, kann meine Augen einst sorgenfrei schliessen; werdet wenigstens nicht mit dem Mangel ringen müssen!“ sagte er. „Aber

Eins, ihr Mädchen, fehlt noch. Das vergesset mir nicht zu geben, ehe ich abfahre. Ein Paar Schwiegersöhne, die mir wohlgefallen und meine rechten Söhne werden."

„Bleiben Sie doch ohne Kummer für mich, Väterchen," sagte Leonore lachend, „mit mir sollen Sie zufrieden sein. Und Josephine da? Sehen Sie doch, wie die Beiden Hand in Hand, Aug' in Auge wurzeln? Haben Sie in Ihrem Leben schon dergleichen erlebt und gesehen, Väterchen? Machen Sie Ihren Jonathan zum Sohne; wie froh wäre ich mit solchem Bruder!"

Josephine zog erröthend die Hand aus der Hand des Nachbars, und sagte erschrocken: „Ich glaube wahrlich, Mädchen, du hast einen Rausch, einen argen!"

„Jonathan, Jonathan!" rief der Major, und drohte scherzend und bedeutungsvoll über den Tisch hinüber: „Ich merke Unrath! Was treibst du für Händespiel mit Josephinen, die du dich seit zwei Jahren kaum recht anzusehen getrautest? Komm einmal her; hieher zu mir! Es fällt mir etwas bei."

Frock stand auf und ging zum Major. „Sei ehrlicher, Jonathan," sprach dieser zu jenem, „sei ehrlicher jetzt, als du diesen Nachmittag gegen mich warst. Du liebst Josephinen?"

Es nahm Frock die Hand des Majors und preßte sie schweigend an seine Brust. Josephine

erhob sich in schöner Verwirrung, sah rechts und links, und wollte davon.

„Halt, Mädchen, du bleibst!" sagte ihr Vater: „denn du sollst Rede stehen zu dem, was du mir diesen Vormittag gesprochen hast. Bleib. Es soll Alles ins Reine. Dann weißt du, woran du bist. Ich mag das Hangende und Schwebende nicht. — Und du, Jonathan, thu den Mund auf und rede. Verdammt sei diese Schüchternheit, die uns um ein Haar Alle ins Unglück gebracht hätte. Du liebst Josephinen! Ist nicht das dein Elend, das du nicht hast bekennen wollen, und das dich von uns zu treiben drohte?"

„Es ist mein Unglück!" sagte Frock, die Blicke düster auf die Seite gewendet: „Ich liebe sie. Wie hätte ich anders können? Das ist mein Elend!"

„Hol's der Geier, Jonathan, sprich endlich andere Sprache. Elend! Nun ja, hast geglaubt, du seiest arm, ich würde sie dir nicht geben. Bist du nicht reicher, als ich? — Hast geglaubt, du seiest ein Bürgerlicher, dürfest das Auge nicht zum Fräulein von Tulpen erheben. Wetter, bist du nicht adelichern Herzens, denn ich? Hab' ich auch nur einmal so edel gethan, wie du schon vielmals? Hast gemeint, sie verachte dich. Links gemeint, junger Herr. Diesen Morgen hab' ich's mit Schrecken und Freuden erfahren, was du ihr

bist. Hab' dir's ja den Nachmittag auf die Zunge gelegt, daß du sie von mir fordern solltest. Aufdringen konnte ich dir doch mein Kind nicht! — He! ist's nun noch Elend?"

Wie vorher starrte Frock vor sich hin. Indem rollte ein Wagen draussen. Des Postknechts Horn blies vor der Thür.

„Kannst warten draussen!" rief der Major, stand auf und umarmte Jonathan und Josephinen: „So muß es sein, ehe du wegfährst. Gott segne euch. Nimm sie Jonathan, sie ist deine Braut; du bist mein Sohn."

Sträubend lehnte sich mit schnellfliegendem Odem Frock zurück.

„Was," lallte erschrocken der Major, „was ist denn?"

Josephine sah mit Entsetzen auf Frock hinüber.

„Liebst du sie nicht?" fragte der Major heftig.

„Ich darf nicht!" antwortete Frock.

„Darfst nicht? Wer verbietet es?"

„Sie werden, Sie können mir Josephine nicht geben; Josephine kann mich nicht lieben. — Ich bin kein Verbrecher. Aber — ich bin — —" Frock zog bei diesen Worten ein versiegeltes Papier aus der Tasche und warf es auf den Tisch. Josephine ward todtenblaß. Leonore schrie laut auf vor Angst, weil sie von Allem nichts begriff.

„Still doch!" schrie der Major: „Was Teu-

fels ist denn los? Jonathan, heraus, warum weigerst du dich, mein Sohn zu sein?"

„Herr Major," sagte Frock mit einemmale sehr ernst und fest, „ich bete Josephinen an. Nie hab' ich ein anderes Mädchen geliebt. An mir nicht liegt die Schuld, daß ich des Glücks nicht theilhaftig werde, das mir Ihr Edelmuth zudenkt; auch gewiß nicht am Schicksal."

„Hol' der Geier die Vorreden!" unterbrach ihn der Major: „Heraus, woran liegt's denn?"

„An Ihren Vorurtheilen, Herr Major."

„Was Geier, Vorurtheile?"

„Ich bin kein Christ!"

„Jesus Maria!" schrie Leonore.

„Ich bin in der mosaischen Religion geboren; ich bin, mit zwei Silben, ein Jude."

„Ein Jude!" stotterte der Major verblüfft, und ließ die Arme niedersinken. Leonore sprang mit durchdringendem Schrei zu Josephinen, die ohnmächtig neben einem Sessel niedersank. Frock sagte: „Lesen Sie das versiegelte Blatt! Lebt wohl, ihr Herrlichen! Lebe wohl, du mein Himmel!"

Er nahm Mantel und Hut, und stürzte zur Thür hinaus. Der Postknecht stieß ins Horn. Der Wagen rollte davon.

Der Inhalt des versiegelten Blattes, welcher als Fortsetzung oder Nachklang seiner Rede angesehen werden mußte, war wörtlich folgender:

„Ich bin ein Jude. Und mit diesem Geständniß, o ihr meine Geliebten, empfangt ihr die Auflösung zum Räthsel meines Betragens. — Welches Mädchen unter allen Christinnen würde mich beglücken wollen? Welche weltliche oder geistliche Behörde eurer Länder würde mich in öffentlichen Aemtern, oder auch nur in den Schulen der Christenkinder lehrend, dulden? — Ich bin ein Jude, das heißt, ohne etwas verbrochen zu haben, schweigend geächtet, weil ich von einem Volke abstamme, welches durch das Vorurtheil der Jahrtausende bei Christen, Türken und Heiden geächtet und verachtet, und durch die ewige Verachtung erdrückt, leider oft verachtungswürdig geworden ist.

„Ich bin von armen Aeltern im Elsaß, die gleich tausend andern ihrer Glaubensgenossen durch das Vorurtheil der Welt zum Handel, Wucher und Christenbetrug gezwungen wurden, um ihr Leben zu fristen. Meine Knabenjahre fielen in die ersten Zeiten der französischen Staatsumwälzung, da auch die Bekenner der mosaischen Religion zum erstenmal das Recht empfingen, unter Menschen Menschen in vollem Recht, und in einem großen

Staate Bürger zu sein, und nicht ausgebannte, nur großmüthig geduldete, fremdartige Geschöpfe.

„In den Wirbeln der bürgerlichen Stürme ward ich als Trommelschläger, da ich noch lange nicht das mündige Alter erreicht hatte, von meiner Heimath hinweggerissen. Ich sah die betagten Aeltern nie wieder. Aber meine Jugend, meine unbesonnene Herzhaftigkeit, mein natürlicher Verstand erwarben mir Freunde. Ich ward Bedienter eines Obersten, der nachmals unter den französischen Feldherren einen ehrenvollen Namen erwarb und mich so lieb gewann, daß er meine Verwilderung in den Feldlagern bedauerte. Er ließ auf seine Kosten in den Schulen einer französischen Grenzstadt meine Lernbegier befriedigen. Da empfing ich eine Bildung des Geistes und Herzens, welche zu meiner künftigen Stellung in der Welt ausser allem Verhältniß war.

„Meine wissenschaftliche Erziehung blieb unvollendet. Hätte ich mich der Arzneikunde widmen dürfen, würde ich vielleicht in irgend einer großen Stadt ein ehrenhaftes Dasein haben führen können. Der Feldherr aber, mein Gönner, rief mich wieder zu sich und machte mich zu seinem Geheimschreiber. Ich blieb bei ihm, bis ihn die tödtliche Kugel traf. Ohne Beruf, ohne Aussicht, wählte ich das Kriegshandwerk, trieb mich lange bei den

Heeren umher und auf den Schlachtfeldern, und bereicherte mich im Anblick so vieler Erbärmlichkeiten der Völker und ihrer Großen, und der auf Erden allein waltenden Leidenschaften und Vorurtheile, mit einer trostlosen Weisheit. Ich that überall wie ich sollte, um mir wenigstens das Bewußtsein meines innern Werthes zu retten, und leistete Verzicht auf äussere Anerkennung desselben. Das Leben Jesus des Christs hat auf mein Inneres und dessen Veredelung am meisten gewirkt. Zwischen Himmel und Erden ist nie ein Größerer erschienen, als er, weder an Weisheit, noch Tugend, noch Muth. Jeder große Mann ist für sein Jahrhundert, höchstens für sein Jahrtausend groß unter gegebenen Verhältnissen. Jesus aber hat eine selbstständige Größe, die von keinen Verhältnissen bedingt und auf keine Jahrtausende beschränkt ist. Doch würde er heut erst unter den Christen erscheinen, sie würden ihn heute noch ans Kreuz schlagen, wie ehemals geschah.

„Ich machte es zur Aufgabe meines Lebens, zu werden wie Jesus: für das Innere das Aeussere, für das Ewige das Nichtige, für die Ziele des Geistes die körperlichen, häuslichen und bürgerlichen Annehmlichkeiten zu opfern. Ich bin ihm an Muth und Kraft nachgestanden.

„Mich ekelte das Kriegsleben an. Meinen ein-

zigen Freund unter den Menschen, einen hoffnungsvollen Jüngling von Nancy, tödete eine Stückkugel an meiner Seite. Ich hatte mit meinen übrigen Kriegsgefährten im wüsten Leben viel Händel. Die Hauptleute waren ungerecht gegen mich. Ich lief zum Feind über, zog bürgerliche Kleider an, und ernährte mich vom Unterricht, den ich in Sprachen und andern Dingen gab.

„Meines Bleibens war nirgends lange. Es fehlte mir nicht an Freunden und Freundinnen. Aber sie waren Christen und Christinnen. Hätten sie erfahren, ich sei nur ein Jude: schwerlich würden auch die Aufgeklärtesten unter ihnen einem heimlichen, sonderbaren Ekel widerstanden haben, welcher sich ihrer unwillkührlich bemeistert hätte. Daher hütete ich mich allezeit, Verbindungen einzugehen, um bei künftiger Trennung weniger leiden zu müssen. Ich fürchtete die Freundschaft, weil sie für mich nur Schmerzen bringen konnte.

„Auf feste Niederlassung, Anstellung und Verbürgerung in einer christlichen Stadt mußte ich, mit dem ersten Schritt, den ich in die Stadt that, Verzicht leisten. Vieler Orten wäre ich, als Jude, keinen Tag lang geduldet worden; anderer Orten hätte man mir höchstens Duldung, aber keine Niederlassung, kein bürgerliches Recht gestattet. Zu jeder solchen Handlung wäre immer nothwendig

gewesen, einen Auszug aus den Taufregistern vorzuzeigen. Ich war nie getauft. Was sollte ich sagen?

„Peinigend griff das religiöse Verhältniß in die kleinsten Umstände meines Lebens und Webens ein. Läuteten die Glocken, zogen die Christen wie eine einzige Familie in ihre Tempel zum Gottesdienst, mußte ich meinen Gottesdienst einsam begehen in meinem Kämmerlein. Ich gehörte nicht zur großen Familie. Viele setzten an mir aus, daß ich nicht zur Kirche ging; Andere hielten mich für einen Aufgeklärten ihresgleichen, der ohne Religion lebe. Ich mochte weder das Eine, weil es Täuscherei war, noch das Andere, weil ich mich der Gesellschaft schämte. Immer war ich gedrängt, und mit meinen bessern Gefühlen wie mit den bürgerlichen Umgebungen im Zerwürfniß.

„Eine Zeit lang trug ich mich mit dem Gedanken, wieder umzukehren und Jude in einer jüdischen Gemeinde zu sein, um meinem Volke ein Lehrer des Bessern zu werden, und es aus der geistigen Knechtschaft zur menschlichen Würde zu erhöhen. Aber dann bedachte ich, daß ich aller dazu nöthigen Mittel entbehre. Ich hatte das Judendeutsch vergessen, wußte nichts mehr oder nur wenig von den üblichen Gebräuchen und Talmudischen Vorschriften und Lehren. Ich sah die Unmöglichkeit ein, mit bloßen Vernunftgründen

den vieltausendjährigen Rost heiliggewordener Vorurtheile wegzufegen, und die Hartnäckigkeit roher, armer, geistig verkrüppelter Menschen zu besiegen, die, was sie sind, durch die barbarischen Ordnungen christlicher Gesetzgeber geworden sind. Die Rabbinen würden mich verflucht, die Juden mich verstoßen und gesteinigt haben. Unter Christen und Mahomedanern sind entstanden und entstehen noch neue Glaubensparteien. Bessere Einsichten, Wirkungen des Himmelsstriches, eigenes Forschen kann dazu helfen. Aber man wird unter den Juden von keinen neuen Sekten und Glaubensspaltungen hören. Die gebildetern Juden sind nur, was die Aufgeklärten unter den Christen.

„Unaufgenommen von meinen Glaubensgenossen, und gedrängt von meiner Sehnsucht, unter europäischen Menschen Recht als Mensch zu geniessen, hätte ich, bei meiner Hochachtung für Jesus, ein Christ werden und mich taufen lassen können. Doch ungerechnet, daß ich mich nie überwinden kann, in einer Aufsehen erregenden Feierlichkeit zu prangen, wäre ich mit meinem Taufschein überall nicht als alter Christ von christlichen Aeltern, sondern als getaufter und bekehrter Jude erschienen. Es sträubt sich in mir alles gegen solchen Namen. Lieber will ich Israelit sein und bleiben. Ich habe mich wahrlich dieses Namens

nicht zu schämen. Moses war ein Größerer, als die ganze Kette der Päpste, als Luther und Calvin und Zwingli waren. Wohl selten ließ sich ein Jude aus Drang besserer Ueberzeugung, weit häufiger wegen gemeiner Vortheile, bei den Christen taufen. Mit Recht haftet daher auf getauften Juden Vorwurf und Verdacht. Ein muthiger Bekenner ist mehr werth, als jeder Renegat und Mameluk.

„Stärker noch, als alle diese Rücksichten, stieß mich ein anderer Umstand zurück, in eine der christlichen Kirchen überzutreten. Es war dies mein Zweifel, ob ich mit meinen innern Ueberzeugungen einer und derselben ganz angehören könne? Wenn Christus noch einmal erschiene, würde er wohl Katholik, oder Lutheraner, oder Calvinist werden wollen? Eine Kirchenpartei der Christen tadelt die andere. Jede vertheidigt sich gegen die andere. Dies ist aber weniger Frucht tiefer Ueberzeugung, als der Gewohnheit des mit der Muttermilch eingesogenen Glaubens. Wie viel gibt es der Starken, welche darin überwinden können?

„Wäre ich lutherisch geworden, hätten mich Reformirte oder Katholiken bekehren wollen; wäre ich katholisch geworden, hätten mich Lutheraner und Calvinisten im Irrthum gesehen. Jede Kirche beweiset ihrer Lehrsätze Wahrheit aus demselben Buche und mit denselben Stellen, aus welchen

ihr die andern den Irrthum darthun. Ein Beweis, daß sie allesammt Einbildung und Menschenmeinung für Göttliches halten. Was Christus selber gegeben, darin sind sie alle ziemlich einträchtig. Christus gab aber Geist; todte Buchstaben legten seine Nachfolger hinzu. Nicht über jenen, nur über diese ist der Streit. Was kümmert mich der Buchstabe? die Auslegung von Dingen, die für meines Geistes Erhebung ohne Frucht sind? die Annahme von Sätzen, welche im Unbegreiflichen liegen? die Beobachtung von Feierlichkeiten, welche willkührlich sind und nach den Stufen der Einsicht, auf denen die Völker stehen, oder nach den Himmelsstrichen, unter denen sie wohnen, nothwendig ändern?

„Christus ist ein Lehrer in göttlichen Dingen; kein Moses, kein späterer Prophet, kein Rabbi, kein Papst ist höher. Ich glaube, wie er; ich will leben, wie er. Ich bin sein Nachfolger. Ich bin sein Jünger. In diesem Sinne bin ich Christ, und werde es bleiben; aber ich bin kein Katholik, oder Lutheraner, Zwinglianer, Calvinist, Mennonit, Grieche, Herrnhuter, Schwenkfelder, Socinianer, Wiedertäufer, mährischer Bruder, oder wie ihr Christen euch nennen und taufen lasset. Aber Christus war das alles auch nicht. Er war, seinem äussern Bekenntniß nach, ein Jude. Der bin ich auch. Christus stand unendlich höher, als

Moses; und ich stehe höher als Moses, durch Christum. Daher hat das mosaische Gesetz den Werth für mich verloren, wie es ihn schon an sich selbst in den jetzigen Staaten- und Völkerverhältnissen und Klimaten verloren hat, und in seinem Bestand ein Widerspruch mit der Zeit ist.

„Dies, ihr Geliebten, ist mein Glaubensbekenntniß. Ich kann nicht zu eurer Kirche übertreten und ein getaufter, noch weniger ein bekehrter Jude werden. Keiner eurer Mönche und Weltpriester, Prediger und Predikanten, Bischöfe oder Generalsuperintendenten kann mich bekehren. Ich gehöre weder zur griechisch- noch römisch-katholischen, weder zur anglikanischen noch evangelisch-lutherischen oder reformirten Kirche, oder einer sogenannten Brüdergemeinde. Ich bin schlechterdings nichts, als ein Schüler dessen, dessen Schüler ihr alle seid, ihr möget das Athanasische oder Augsburgische Glaubensbekenntniß auswendig gelernt haben. Ich bin aber kein Schüler eurer Päpste, eurer Luther, eurer Zwingli, weil ich mir einbilde, so viel von dem zu wissen, was zur Herrlichkeit des Ewiglebens und Gottähnlichwerdens gehört, als sie.

„Nun richtet mich, o ihr meine Geliebten. Verdammen könnet ihr mich nicht, ohne euch selbst zu verdammen.

„Ausgestoßen von dem Volk, von welchem ich

herstamme; ausgestoßen durch meine Herkunft von den Christen, bin ich unter Juden und Christen ein Fremdling. Ich gehöre in keinen häuslichen und bürgerlichen Kreis jetziger Menschen. Ich bin religiös, aber die Religionen der Menschen verfolgen mich, wohin ich trete. Ich zittere, mich den Gefühlen der Freundschaft und Liebe zu überlassen, da ich voraussehe, daß jeder meiner Freunde sich schämen wird, mit einem Juden Vertraulichkeiten zu haben. Und könnte mich je ein Mädchen lieben: welches möchte eines Juden Frau werden? Ich erhalte mich unter den Menschen, indem ich mich vor ihnen verberge; und muß ihre Zuneigung meiden, weil ich sie nicht täuschen mag. Ich bleibe ohne Heimath, ohne Brod, ohne Liebe, weil das Vorurtheil der Welt mir entgegentritt und die Pforten der Freude verschließt.

Ich werde Josephinen bis zum letzten meiner Seufzer lieben, und beklagen. Beklagen, denn ich bin unschuldig an ihrem Leiden. Ich mied es, ihr die leiseste Theilnahme oder Neigung einzuflößen. Hab' ich gefehlt, so hab' ich nur gegen mich selbst gefehlt, daß ich schwach genug war, mich nicht früher von ihrer Nähe, von der theuern Leonore, von dem wahrhaft ehrwürdigen Vater loszureissen. Wer ist neben Josephinen stark genug, oder bewahrt seine Grundsätze treu neben

dem Zauber ihres Wesens? Ich büße meine Schuld schwer genug. Ich war einen Augenblick glücklich, und bin dafür mein volles Leben hin unglücklich. Ich fliehe, aber mit einem zerrissenen, blutenden Herzen. Lebet wohl!

Jonathan Frock."

Er fuhr in einem wahren Fieber die winterliche Nacht hindurch, und ohne Rast den folgenden Tag von Post zu Post, und die zweite Nacht und den zweiten Tag, und so ohne Verweilen, bis er den Ort seiner Bestimmung erreicht hatte, wo er die Geschäfte des Majors beendigen sollte. Er schien es darauf angelegt zu haben, seiner nicht zu schonen, sondern sich zerstören zu wollen. Aber er bewirkte mit diesen Anstrengungen und zerstreuenden Ermüdungen ganz etwas Anderes. Die Ungemächlichkeiten und Bedürfnisse der Gegenwart nahmen ihn zu sehr in Anspruch, als daß er sich den Erinnerungen an Vergangenes hätte ungebunden hingeben können. Er hatte durch diese Betäubung den ersten Schmerz weniger empfunden, und nach einer Reihe von Tagen nur noch stillwehmüthiges Nachgefühl übrig behalten.

Mit um so mehr Fassung, Würde und Nach-

druck konnte er sich den Angelegenheiten des Herrn von Tulpen widmen. Er besuchte die Ansprecher der Erbschaft; er besuchte die obrigkeitlichen Personen. Das Recht des Majors war allzugegründet, als daß es nicht mit leichter Mühe hätte siegend dargethan werden können; aber nicht entschieden genug, um nicht wenigstens Stoff zu einem kostspieligen, langwierigen Prozeß geben zu können, welchen Richter, Amtsleute, Schreiber und Advokaten mit noch größerer Begierde wünschten, als die erblustigen Nebenbuhler des Majors.

Jonathan stellte diese — sowohl seine Gutmüthigkeit als Beredsamkeit gewannen ihr Herz — mit Abtretung einer nahe bei dortiger Hauptstadt befindlichen Meierei zufrieden, die von den übrigen Gütern getrennt war. Doch dazu mußte er noch die schriftliche Einwilligung des Majors besitzen.

Er hatte diesem von Woche zu Woche über den Gang der Unterhandlungen briefliche Nachricht gegeben. Länger, als fünf Tage, war kein Brief unterwegs. Aber es verstrichen sechs und sieben Wochen, ohne daß vom Major Antwort kam. Das verursachte dem guten Frock tödtliche Angst. Tausend Vorstellungen quälten ihn über das Schicksal der liebenswürdigen Familie, nach jenem letzten schönen und schrecklichen Abend. Er

hielt es nicht länger aus, und beschloß, würde auch auf den Brief wegen Abtretung ber Meierei nach vierzehn Tagen keine Antwort erfolgen, umzukehren nach der königlichen Stadt, möchte erfolgen, was da wolle.

Er war schon zur Abreise fertig, als der Brief des Majors endlich eintraf. Zitternd und mit Thränen im Auge erbrach er das Siegel, und küßte er die Schriftzüge von der ihm theuern, ehrwürdigen Hand gezeichnet. Das Schreiben war folgendes:

„Lieber Jonathan, wir sind gottlob alle gesund. Auch meine Josephine ist wieder hergestellt. Ich danke dir für deine großen Bemühungen. Ich habe die Schrift unterschrieben wegen der Meierei, und sende dir sie zurück. Nun ist die Erbschaftsgeschichte zu Ende. Schreibe dem Verwalter auf den Gütern, er solle Alles in Ordnung halten. Ich werde zu Ende Monats oder Anfangs des künftigen dort eintreffen mit meiner Tochter Leonore. Josephine befindet sich wohl. Sie will in ein Kloster gehen. Ich weiß nicht, was das Mädchen da will. Sie hat die Grille und beharrt darauf, ich und ihre Schwester sollen sie begleiten, und das verlangt sie auch von dir. Am 25. hujus treffen wir also zu Arxfelden ein, und erwarten dich da mit einander im Wirths-

haus. Fehle nicht, oder du bringst der armen Josephine den Tod. Es ist ihr ausdrücklicher Wille, du sollest noch dabei sein. Und wenn wir vom Kloster wieder abreisen, geb' ich dir mein Ehrenwort, will ich dich nicht länger halten, wenn du uns verlassen willst. Aber kannst du bei mir bleiben, Jonathan, so wirst du meiner alten Tagen Freude sein. Es ist ein dummer Streich, was geschehen ist. Also am 25. hujus in Arzfelden fehle nicht. Ich habe dir ohnedem noch etwas Wichtiges wegen der Erbschaft anzuvertrauen. Ich bleibe dein Freund und David.

Der Major von Tulpen."

Unten am Brief und auf der folgenden Seite hatte Leonore nachstehende Zeilen beigefügt:

„Ach, lieber Herr Frock, Sie haben uns eine erschreckliche Nacht verursacht! Ich möchte dergleichen nie wieder erleben. Aber Josephine ist jetzt wieder recht wohl. Möchten Sie durch Ihre Religion so ruhig, so gefaßt sein, als es meine Josephine jetzt ist. Daran läßt sich der Werth der Religion erkennen. Josephine hat nur den einzigen Wunsch, Sie noch einmal zu sehen und zu sprechen. Fehlen Sie also um Gotteswillen nicht, wenn Ihnen auch nur das Geringste an unserer Freundschaft und Achtung je gelegen war.

Ich hätte Ihnen noch viel, o viel zu sagen; allein ich darf nicht. Das sollen Sie alles in Artzfelden erfahren. Ihre treue Freundin

Eleonore von Tulpen."

Dieser Brief kam so spät an, daß, um den bestimmten Tag in Artzfelden einzutreffen, kein Säumens war. Frock, mit der Abtretungsurkunde in der Hand, erhielt die Verzichtleistung der gesammten Ansprecher auf die streitige Erbschaft, und die obrigkeitliche Bevollmächtigung für den Herrn von Tulpen, in den Besitz der Güter einzutreten. Damit versehen eilte er zu dem für die letzte Zusammenkunft bestimmten Ort.

Diese Reise war ihm trauriger noch, als jene, da er die geliebte Familie verließ. Er kannte nun zum Theil Josephinens Leiden und die betrübte Wirkung derselben in ihrem Entschluß, der Welt zu entsagen. Er sah einen noch schmerzlichern Abschied, als den ersten, vor. Doch das alles hinderte ihn nicht, Josephinens Verlangen zu vollstrecken. Und hätte er das Leben darüber einbüßen können: desto besser.

Der Abend dämmerte schon, als er vor dem Wirthshause zu Artzfelden an dem bestimmten Tage anlangte. Er hörte, der Major sei schon

am Morgen mit seiner Familie angekommen, und habe sich zum Pfarrer beim Marienkloster mit den Seinigen begeben. Dort erwarte er den Herrn Frock. Die Ankunft desselben mußte dem Major aber auf der Stelle durch einen Eilboten gemeldet werden; die durch den Boten zurückkommende Antwort sollte entscheiden, ob Frock noch diesen Abend ins Kloster hinüber müsse, oder ob der Major ihn zu Artzfelden besuchen würde.

Es verging über dies Hin- und Hersenden mehr denn eine volle Stunde. Frock hatte beinahe Fieberfrost. Der Bote erschien und die Einladung, sogleich nach St. Marien zu kommen.

Frock stieg in den Wagen. Wie schlug sein Herz, als er im ungewissen Lichte des Mondscheins die weitläufigen Mauern und Gebäude und die Thürme des Klosters erblickte; als er durch einen langen Schattengang von alten hohen Ulmen und Linden hinfuhr, und dann der Wagen vor einem Hause, das zum Kloster gehörte, still hielt! — Er stieg ab. In dem Augenblick läutete die Glocke des Kirchthurms. Es war ein dumpfer, schauriger Klang; der Major trat aus dem Haus. Eine Magd zündete mit dem Licht, ein Knecht mit der Laterne. Der Major umarmte tiefgerührt seinen Jonathan. Dieser konnte vor Traurigkeit nicht reden.

„Nicht wahr,“ sagte der Major, „meine Josephine ist dir noch lieb, mein Jonathan?“

Frock konnte nicht antworten. Er drückte stumm die Hand des Alten.

„Geh du voran,“ sagte der Major zum Laternenträger, „und zünde. Gib mir den Arm, Jonathan. Sei meines Alters Stütze. Wir gehen jetzt zu ihr.“

Sie gingen mit einander durch den öden Klosterhof, dann durch die stillen, kalten Kreuzgänge. Der Knecht öffnete die Kirchthür. Der Pfarrer stand, matt beleuchtet vom Licht der ewigen Lampe und einigen Kerzen, am Altar betend. In der Kirche beteten einige Bauern und Bäuerinnen. Indem der Major auf Frocks Arm gelehnt durch die Kirche schritt, kam ihnen Josephine auf Leonorens Arm gestützt entgegen, mit gesenktem Haupte. Sie reichte dem zitternden Frock eine bebende Hand. Sie standen vor dem Pfarrer, der lauter die Stimme des Gebets erhob und an ihnen die Trauung vollzog. Frock wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte beinahe die Besinnung verloren.

Nach vollendeter Feierlichkeit ging es denselben Weg zurück aus der Kirche, nur mit dem Unterschiede, daß statt des Majors die anver-

mählte Tochter desselben ging. Aber wie sie in den Kreuzgang traten, sank Frock, von dem, was geschehen war, überwältigt, zu Josephinens Füßen nieder, laut schluchzend, mit aufgehobenen Händen. Alle weinten. Solche Freudenthränen waren wohl in diesem Kloster, seit der Stiftung desselben, nicht geweint worden.

Josephine zog den Geliebten an ihre Brust empor und flüsterte: Du bist mein! — In den drei Worten ging dem Dulder Jonathan seliges Leben auf. Er fühlte sich zugleich von den Armen des Majors und Leonorens inbrünstig umfangen. Der greise Pfarrer stand neben ihnen, ohne daß sie ihn bemerkten. Er war ein alter Jugendfreund des Herrn von Tulpen, und hatte gern zu diesem Fest geholfen. Auch begleitete er sie zum Wirthshause in die Stadt zurück, wo das Hochzeitmahl schon bereit stand. Denn Alles hatte der Major so selbst angeordnet und gewollt.

„Und hörst du," sagte er zu dem entzückten Eidam, „meinst du, Halb-Christ, du denkest christlicher als wir, die wir in Wahrheit wissen, daß Gott nicht die Person ansieht, sondern daß in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, ihm angenehm ist? Nicht alle, die da Herr, Herr! sagen und singen, sondern die den Willen thun

des Vaters im Himmel, die sind Jesu Jünger. An unsern Früchten sollen wir erkannt werden. Weißt du es? Wir haben dich auch daran erkannt!"

Die weiblichen Stufenjahre.

Mein lieber Vater hatte auf der Universität mit einem jungen, talentvollen Mann, Namens Waldern, die innigste Freundschaft geschlossen. Als beide die hohe Schule verliessen, schworen sie sich beim Glase Punsch in der Trennungsnacht mit weinenden Augen Treue bis in den Tod, und welches auch ihr ferneres Schicksal sein möge, sich, wenn es immer möglich wäre, alle Jahre wenigstens einmal zu sehen. Es wird wohl manche Freundschaft und manche Treue von jungen Männern beim Punschnapf oder Weinglas geschworen; aber — man kömmt wieder zur lieben Nüchternheit zurück; man wird reifer in Jahren; man tritt in tausend andere Verhältnisse; man sieht lächelnd auf die jugendlichen Schwärmereien zurück; man vergißt sich. Die Zeiten ändern und die Menschen in ihnen.

Doch bei meinem Vater und dem jungen Waldern war's anders. Die hielten Wort und Treue. Sie wurden nüchtern, aber das Herz schlug auch in reifern Jahren warm. Ihre beiderseitigen Laufbahnen waren sehr verschieden; aber ihre Seelen neigten sich immer aus der Ferne einander zu. Sie verheiratheten sich; aber der treuen Bruder-

zärtlichkeit vergaßen sie nie. Alle Jahre einmal besuchten sie sich, ungeachtet sie drei Tagereisen von einander wohnten. Und selbst da sie beide Amtsgeschäfte und Kinder hatten, wußten sie sich zum Besuch vierzehn oder zwanzig freie Tage zu ersparen.

In den ersten Jahren geschahen die Besuche ziemlich abwechselnd von einem zum andern. Nachher war's gewöhnlich mein Vater, der die Reise machen und sich vom Freunde bewirthen lassen mußte. Ich weiß nicht, woher dies kam. Aber Waldern war reich durch Heirath und Erbschaften, wohnte in der Residenz, hatte als Kammer-Direktor viel Geschäfte — das mochte ihn binden. Mein Vater lebte als Oberförster in einem Dorfe; sein Haus hatte für an Bequemlichkeiten gewöhnte Gäste nicht überflüssigen Raum; vielleicht mochte er auch lieber jährlich einmal den bunten Wirrwarr der Residenz, als der Kammerdirektor die Holzschläge eines Waldes und die Kuhställe eines Dorfes sehen. Genug, zuletzt ward es üblich, daß mein Vater alle Jahre im Sommer die Reise zu seinem Freunde machte.

Ich mochte ein Knabe von zehn Jahren sein, als mich die Mutter von Kopf zu Fuß neu kleidete, und der Vater sagte: „Gustav, du sollst

diesmal mit mir in die Residenz. Mein Bruder Waldern hat es schon lange gewünscht, dich zu sehen."

Wer war froher als ich! Die Mama reisete diesmal auch mit. Wir freuten uns alle ein Vierteljahr voraus auf die Reise. Ich war das einzige lebende Kind meiner Aeltern; sie vergnügten sich an meinen kindischen Erwartungen von den Wundern der Residenz.

In der That, ich hatte genug zu sehen und zu hören in der Residenz. Da erschien mir ein wahres Leben im Feenmährchen; alle Tage etwas Neues. Der Kammerdirektor Waldern war ein höchst angenehmer Mann; aber er hatte eine einzige Tochter, so alt als ich, Namens Augustine, die schien mir noch viel angenehmer zu sein, als er. Sie sprang und tanzte unaufhörlich um mich herum, wie ein flüchtiges Luftbild, und ihre erste Frage an mich war! „Gustav, hast du meine neue Puppe schon gesehen?" Damit nahm sie mich beim Aermel und ich mußte die Puppe bewundern, deren prächtige Kleider, davon sie, um alle Tage zu wechseln, wohl ein Dutzend haben mochte, das Bett der Puppe und deren Tisch und Stühle. Augustine ließ aber schon am zweiten Tage die Puppe liegen, und räumte mir in ihrem kleinen Herzen den Platz derselben ein. Und ich muß gestehen, Augustine war auch meine Puppe.

Sie fand meine gelben lockigen Haare allerliebst, meine blauen Augen scharmant; sie lehrte mich tanzen; und ich dafür lehrte sie im Garten kriegen und mit Blumenstecken, statt eines Gewehrs, feuern. Wir waren nie von einander zu bringen, und vom Morgen bis zum Abend in unaufhörlichem Geschwätz und Spiel.

„Höre, Alter," sagte eines Abends beim Nachtessen der Kammerdirektor zu meinem Vater, „wir haben beide hübsche Kinder!" — Bei dem Worte sah ich nach Augustinen, denn ich hatte sie noch nicht darauf angesehen, ob sie hübsch sei. Und wirklich ihre dunkelbraunen Locken, durch die sich ein einfaches rosenfarbenes Band schlang, das zarte Oval ihres feinen Gesichts, die schwarzen, lebhaften, schelmisch-gutmüthigen Augen, die rothen brennenden Lippen, die anmuthige Beweglichkeit ihres ganzen Wesens — alles schien mir ganz hübsch zu sein.

„Papa!" rief Augustine dazwischen mit einem wunderlich sauersüßen Gesicht: „wenn ich nur so schöne goldige Haare und die blauen Augen hätte, wie Gustav; sie würden mir gewiß recht artig lassen."

„Alter!," fuhr der Kammerdirektor fort, ohne sich durch die kleine Eitelkeit Augustinens unterbrechen zu lassen: „Unsere Freundschaft muß noch auf unsere Kinder und Kindeskinder forterben.

Aus den beiden soll's ein Paar geben. Man sieht's, die sind für einander bestimmt."

Mein Vater nickte lächelnd und hob sein Weinglas. Die Aeltern stießen an. Ich wußte nicht recht, was der Kammerdirektor mit der Erbschaft hatte sagen wollen. Aber Augustine klärte mich mit einer Frage an ihren Vater auf.

„Gelt, Papachen," rief sie, „Sie meinen, Gustav solle mein Mann werden? O das ist scharmant. Ich will ihn gewiß recht lieb haben. O thun Sie's doch, Papachen. Gelt, Gustav, du freust dich auch?"

Es gab am Tisch ein lautes Gelächter.

Den folgenden Tag spielten wir Mann und Frau. Da mußte nothwendig Hochzeit sein; vor der Hochzeit schlechterdings die Trauung. Im Garten die von Weinreben überrankte Laube, vor welcher zwei junge Akazien standen, die damals noch in Deutschland zu den Seltenheiten gehörten, war die Kirche; eine grün angestrichene hölzerne Gartenbank der Altar; ein Vetter Augustinens, etwas älter als wir beide, der oft zu uns zum Spielen kam, der Priester. Augustine hatte alles eingerichtet, zwei bleierne Ringe mit rothen und grünen Glassteinchen verziert, gekauft, die mußten vor dem Altare gewechselt werden; und damit sie wegen ihrer Größe nicht von unsern

kleinen Fingern fielen, wurden sie mit Bändchen unterhalb umwickelt.

„Du solltest mir nun auch einen Kuß geben!" sagte Augustine: „du bist mir doch auch ein ungehobelter Bräutigam!" Und damit streckte sie mir das rothe Mündchen entgegen. Ich ward gewiß feuerroth; denn ich erinnere mich, daß ich mich schämte um des Vorwurfs willen. Ich küßte ganz ehrlich, der alten Uebung wegen; Augustine zahlte aber drei für eins. Dann gings zum Hochzeitsmahl in einer Gartenecke, wo Tisch und Stühle bereit standen; Rosinen, Mandeln, Zuckerbrod und Milch im kleinen Hausgeräthe von Augustinens Puppe zierlich aufgetragen durch die Braut selbst. Nach aufgehobener Tafel hatten wir jungen Eheleute schon ein Kind, nämlich die Puppe. Augustine war ganz närrisch vor Freuden. Ich mußte das Kind wiegen, und ich thats gar ehrbar, wie einem Papa geziemt. — Aber nun war das Beste von der Hochzeit vergessen, der Tanz. Das Kind in der Wiege mochte schreien. Wir tanzten; der Vetter war Musikant.

Doch wozu hier alle die kindischen Tändeleien erzählen? Genug, drei Wochen flogen mir in der Residenz vorüber, wie ein Traum. Und als es zum Abschied ging, gab es Jammer und Weh zwischen Mann und Frau. Denn wir hingen an einander geklammert, weinend, schreiend, und

baten um Gotteswillen, uns nicht zu trennen. Die Aeltern lächelten, trösteten, uud nahmen uns zuletzt mit ziemlicher Gewalt von einander, doch mit der Hoffnung, daß wir einander bald wieder besuchen sollten.

Wir reiseten nun eben nicht so bald wieder zur Residenz, als ichs wünschte. Daheim war alles leer, todt und öde. Zuweilen weinte ich noch heimlich um Augustinen. Und als ich nicht mehr trauerte und mich wieder an das stille Vaterhaus und an das stille Dorf und an die stillen Wälder gewöhnte — das kam bald —, war mir's doch in allen Winkeln nicht recht.

Drum war mir's gar lieb, daß es bald eine Veränderung gab. Mein Vater nämlich that mich in eine benachbarte Stadt an die Schule; ich ward seinem guten Bekannten, dem Herrn Rektor der Schule, einem alten, biedern, grundgelehrten Mann, ins Haus und an die Kost gegeben. Meine liebe Mutter weinte bitterlich, als ich abreisete. Sie packte mir meinen Koffer gepreßt voller Wäsche und Kleider. Ich fand doch eben noch Platz genug, um den bleiernen Trauring Augustinens zwischen ein Paar Hemden zu legen. Die gute Mutter wickelte ihn jedoch vorsichtig erst in Papier.

Beim Herrn Rektor behagte mir anfangs das

gelehrte Leben nicht recht; aber bald desto besser das Getümmel mit den Knaben in der Schule. Nun gings rüstig an das Multipliziren, Dividiren, Koniugiren, Exponiren, Extemporiren — darüber ging die Zeit hin. Da meine Erziehungsstadt nur drei Meilen von meinem Geburtsdorf lag, war ich oft genug im Vaterhause. Das war allemal ein hohes Fest für mich, wenn ich auch nur einen Tag lang da sein konnte. O Mutterliebe! O Vaterherz! Wie unaussprechlich froh war ich, so oft ich zur Bühne meiner ersten Kindheitsspiele zurückkam!

Mein Herr Rektor war ein Ehrenmann. Ich hatte ihn lieb wie einen zweiten Vater. Er schien mir mit seiner Gelehrsamkeit ein höheres Wesen. Vielen Umgang hatte er mit den Bürgern der kleinen Stadt nicht. Er lebte am liebsten unter den hohen Geistern des Alterthums und mit seinen jungen Zöglingen. Denn, sagte er, dort sehe ich das Vollendetere, und ihr traget den Keim der Vollendung in euerm Herzen. Viele von euch werden mich in meinen Hoffnungen täuschen; doch in einigen hoffe ich noch auf die Welt zu wirken, wenn ich auch nicht mehr athme unterm Himmel.

Nun kam ich durch die Vorhöfe der Grammatik in das Allerheiligste des weisen Alterthums. Wie entzückten mich Homer und Curtius;

dann über alle Plutarch! — Ich hätte weinen mögen um die große untergegangene Vorwelt. Wie erbärmlich schienen mir die Menschen unserer Zeit! In der That noch Barbaren, denen man die Narben vom Faustrecht und der Leibergenschaftskette, und den Staub der Völkerwanderungen noch gut ansieht. Ich las, ich übersetzte, ich dichtete — ich war selig, wie es jeder Jüngling durch die Wissenschaften wird.

Aus den Reisen in die Residenz ward nun nichts mehr, wiewohl mein Vater sie nach alter Gewohnheit regelmäßig fortsetzte. Ich verlangte danach nicht. Meine kleine Frau dort hatte ich rein vergessen; ihren bleiernen Ring hätte ich verloren gehabt, wenn ich ihn nicht mit andern Spielsachen in eine Schachtel auf die Seite gethan hätte, wo er Jahre lang unberührt lag. In den Schulferien macht' ich bald in Gesellschaft einiger lieben Mitschüler Aufenthalt in meinem älterlichen Hause, bald Reisen mit ihnen zu den ihrigen.

So vergingen die Jahre. Im siebenzehnten hielt mich der Herr Rektor für die Universität reif, und mein Vater schickte mich dahin. Es war ein bitterer Abschied. Denn ungern verließ ich den ehrwürdigen Mann, welcher durch Ausbildung meines Geistes den Grund meiner ganzen innern Glückseligkeit gelegt hatte; noch ungerner das

nahe gelegene theure Vaterhaus, von welchem ich nun um vierzehn Meilen entfernter leben sollte. Nun erst ward mir alles, was ich da als Kind gehabt und geliebt, werther. Ich besuchte noch einmal alle meine Spielplätze; und da ich am Tage vor der Abreise einpackte, ließ ich sogar die lange vergessene Schachtel mit dem Spielzeug nicht ganz zurück; ich nahm den kleinsten Kram heraus, als Denkmäler und Reliquien meiner verschwundenen Kindheitswelt, und legte ihn zum Homer und Horaz in meinen Koffer. Augustinens bleierner Ring kam auch dazu.

Ungeachtet ich Verse machte, in denen der Mond und die Liebe, und Wonne und Sonne mit Herzen und Schmerzen ihr häufiges Spiel trieben, machte der Ring des kleinen Mädchens aus der Residenz doch eben keinen sonderlichen Eindruck auf mich. Ich sah lieber nach den Augen holder Jungfrauen, auf die sich mit Ehren ein paar petrarkische Sonnette anwenden liessen; aber das geschah doch immer mit Furcht und Zittern. Auch kann ich nicht sagen, daß mich ein Paar von den vielen Paar Augen, die mir oft blitzend, oft schmachtend begegneten, jemals zu einer Ode recht begeistert hätten. Und doch zwischen Pandekten und Institutionen und Kameralwissenschaften, mit denen ich mich umhertrieb, weil mein Vater mich einmal als Oberforstrath sehen wollte,

sehnte ich mich immer nach etwas anderm. Ich wußte wohl, was es war, und fand es doch nicht. Ich machte zuweilen den Versuch, mich mit aller Gewalt bald in diese, bald in jene Schönheit zu verlieben; aber die Flamme meines Herzens brannte selten vierzehn Tage lang.

Ich war nach drei Jahren, die ich auf der Universität verlebt hatte, so weit gekommen, daß ich Doctor utriusque juris werden konnte; und ich ward es. Man rieth mir, auf eine Professur loszusteuern und Privatvorlesungen zu halten; mein Vater aber, als Oberförster, kannte keine ehrwürdigere Beamtung im Staat, als die eines Oberforstraths; darum hatte er für mich schon um eine Anstellung geworben, und durch den Einfluß des Kammerdirektors Waldern ward ich als Referendar in einer Stadt der Provinz angestellt.

Ehe ich mich auf meinen Posten begab, wollte ich noch meine Aeltern besuchen; ich hatte sie ohnehin alle Jahre einmal von der Universität aus besucht. Mein Vater schrieb mir, ich solle mit ihm in der Residenz zusammentreffen, da würde er nebst der Mutter bei seinem alten Freund Waldern sein. Ich hätte mich diesem zugleich für weitere Beförderungen zu empfehlen.

Ich eilte dahin. Unterwegs dachte ich wohl

auch an Augusten, aber immer mit einigem Widerwillen, als wenn ich mich der alten Kindereien schämte. Indessen wird sie wohl ziemlich aufgewachsen sein, dachte ich, und vielleicht ist sie doch hübsch geworden. Aber verhaßt war mir der Gedanke, daß unsere Aeltern vielleicht aus der Kinderei Ernst machen und uns zusammenkuppeln möchten. Denn umsonst schien mir nicht das Zusammentreffen bei Waldern veranstaltet zu sein. Ich schwor: daraus soll nichts werden.

Und ich hielt den Schwur, aber gewiß gegen meinen Willen. Denn wie ich im Waldernschen Hause mich nach den ersten herzlichen Umarmungen recht umsah im Zimmer, stand da noch jemand zu begrüßen — ein junges Frauenzimmer, schön wie eine Hebe, mit schwarzen, hellen Blicken, in die ich so wenig als in die Mittagssonne sehen konnte, ohne Gefahr zu laufen, blind zu werden. Ach, ich war schon blind! Ich bemerkte nur noch, daß sich die schöne Gestalt mit Erröthen gegen mich grüßend verneigte. Was ich darauf erwiederte, weiß ich wahrhaftig nicht mehr. Es war mir alles Hexerei, Ich wünschte mich tausend Meilen weit von dieser Stelle, um mich nur ruhig besinnen zu können, ob ich auch würdig genug sei, vor dieser holden Ueberirdischen zu stehen; und doch hätte ich lieber sterben, als weggehen mögen.

Zum Glück retteten mich die wiederholten Um-

armungen und Fragen meiner Aeltern und ihrer Freunde aus meiner Noth. Ich mußte antworten, und so kam ich wieder ins Geleise. Ich hörte Herrn Waldern zu der reizenden Unbekannten sagen: Augustine, ist das Nachtessen bereit? — O weh, dacht ich, ist das also Augustine? Ich hatte gar nicht den Muth mehr, daran zu denken, daß die Ueberirdische einmal vorzeiten meine kleine Frau gewesen sei; ein solcher Gedanke stand wie eine Gotteslästerung vor mir.

Es ging also zum Nachtessen. Herr Waldern nahm meine Mutter am Arm, mein Vater Frau Waldern; mir blieb Augustine. Ich bot ihr zitternd meinen Arm; sie hätte mir wohl den ihrigen bieten können, denn wahrlich, ich war einer guten Stütze bedürftig. „Mein Gott, wie Sie groß geworden sind; ich hätte Sie nicht wieder gekannt!“ sagte sie.

„Und ich, und ich“ — stammelte ich, „ich wollte, wir wären noch klein!“ Das sagte ich gar weinerlich. Es war wohl das Albernste, was ich hätte erfinden können. Denn welches neunzehnjährige Mädchen möchte auch wieder ein kleines Mädchen werden?

„Ei, warum wünschen Sie das?“ fragte sie, wie erstaunt.

„Damals war ich noch so glücklich, o so glück-

lich, wie ich's jetzt nun doch nicht mehr sein darf und kann.“ Das flüsterte ich ihr wie in einem Seufzer zu, und legte meine linke Hand auf ihre rechte an meinen Arm. Augustine blieb mir die Antwort schuldig. Vermuthlich hatte ich wieder eine Albernheit vorgebracht. Ich schämte mich vor mir selber.

Indessen war man beim Nachtessen lebhaft und lustig. Ich gewöhnte mich an den Anblick Augustinens. Ich konnte ihr sogar ganz vernünftige Antworten geben. Aber das Essen wollte mir trotz aller Vernunft nicht behagen; und je länger ich sie ansah, je schöner ward sie. Den andern Tag ward sie noch schöner, und den dritten Tag noch schöner. Es war offenbar Hexerei. Nun fühlte ich, was Liebe sei. Ich bereute den Schwur, welchen ich unterwegs allzuvoreilig im Postwagen gethan hatte, und beschloß ohne Bedenken einmal meineidig zu werden.

Am Abend des dritten Tages traf sich's, ich weiß nicht wie, daß wir beiden allein im Garten mit einander waren. Ich hätte ihr längst schon etwas sagen mögen, und wußte nur eigentlich nicht recht, was auch? Nun kamen wir gegen die Laube von Weinreben; ich kannte sie noch wohl. „O wie groß sind doch die beiden jungen Akazien geworden!“ rief ich. „Nun schlingen sie schon ihre Zweige in einander!“

„Erinnern Sie sich dieser Bäume noch?“ fragte Augustine schüchtern.

„Könnte ich denn meines Glückes vergessen?“ erwiederte ich. „O wie oft war mein Gedanke hier! Ach, Sie waren wohl oft in dieser Laube, ohne an den kleinen Gustav zu denken, der beim Abschied von Ihnen so viele Thränen vergoß!“

„Wissen Sie das?“ fragte sie mit leiser, fast sterbender Stimme.

Wir traten in die Rebenlaube; sie war vom Schatten der Akazien umdämmert. Ich sah mich um. Die ganze Jugendwelt erwachte. Ich sah Augustinen schweigend an. Ach, wie anders alles nun! Sie senkte die Blicke zur Erde. Ich nahm ihre Hand und rief: „Hier war einmal die Kirche.“

Sie zeigte auf die grüne Gartenbank und lispelte: „Dort der Altar. Ich weiß noch Alles.“

„Wirklich Alles?“ fragte ich; „o Augustine, Alles?“

„O Gustav!“ stammelte sie.

Und nun fragten und stammelten wir nichts mehr; denn unsere Lippen glühten zusammen. Sie war eine Gottheit, aber ich ein seliger Engel. Und als wir wieder genasen, waren wir wie die Kinder, und nannten uns wieder Du und Augustine und Gustav; und doch war alles anders, und ich gewiß kein ungehobelter Bräutigam.

Ich zog den bleiernen Trauring hervor. „Kennst

du ihn noch, Augustine?" Als sie ihn erblickte, verklärte sich ihr Antlitz. Sie nahm ihn, betrachtete ihn lange; ihre Augen wurden naß. „Er ist's!" sagte sie, und betrachtete ihn wieder lange mit innigstem Wohlgefallen; dann breitete sie ihre Arme um mich, drückte mich an ihre Brust, weinte laut und sagte: „Gustav, o du bist besser, als ich!" Nachdem sie ruhiger geworden, nahm sie ihren goldenen Ring vom Finger, steckte ihn an meine Hand, und an die ihrige den bleiernen. „Den behalte ich!" sagte sie: „Ich bin die Deinige ewig; bist du ganz mein, Gustav?"

Es versteht sich, was ein zwanzigjähriger Dichter antworten kann, antwortete ich. Wir schworen bei Sonne, Mond und Sterne, bei der Ober- und Unterwelt, einander diesseits und jenseits des Grabes zu lieben und anzugehören. Doch wozu soll ich dies alles umständlich erzählen? Jeder weiß ja, wie Liebende in ihrem heiligen Rausche schwärmen; wie sie sich in allen Kleinigkeiten bedeutungsvoller werden, und ihre Gefühle, in denen sie sich selbst genug sind, die Räthsel des ganzen Weltalls lösen. Die Liebe stellte das von Adam und Eva verlorne Paradies wieder um uns her. Drei Wochen verflossen uns in Unschuld und Seligkeit, wie ein Sommernachtstraum voll Entzücken. Da ward von der Abreise gesprochen. Lieber Himmel, mir war's, als sei ich erst angekommen.

Ich wunderte mich nur über die Unbefangenheit unserer Aeltern. Sie hätten doch wohl sehen können, was in uns vorging. Unsere Augen, die sich überall aufsuchten; unsere Hände, die sich bei jeder Gelegenheit wie Magneten anzogen; unsere Gespräche, voll heiliger Mystik — Alles verrieth ja deutlich genug, daß wir jetzt im vollen Ernst waren, was wir vor zehn Jahren nur gespielt hatten. Und doch fiel dem Herrn Direktor Waldern bei keinem einzigen Abendessen ein, wie vor zehn Jahren mit erhobenem Glase zu sagen: „Alter, unsere Freundschaft muß auf Kinder und Kindeskinder vererben; die beiden da müssen ein Paar geben!“

Mit Augustinen hatte ich nie den Muth, von förmlicher Anwerbung bei ihren Aeltern, von Eheversprechungen, von rechtskräftiger Verlobung, Hochzeit und dergleichen prosaischen Accidenzen der Seelenliebe zu reden, die das gemeine bürgerliche Leben fordert. Das alles war uns zu klein, zu entweihend. Wir setzten voraus, die Aeltern hätten den Plunder unter sich schon abgethan.

Inzwischen kam die Abschiedsstunde, der wir schon drei volle Tage entgegengejammert hatten. Mein Vater ließ sich nicht länger halten. Am Morgen vor der Abreise waren wir beiden Liebenden schon vor Sonnenaufgang in der theuern Nelaube, um uns noch einmal allein zu sprechen

und alle unsere Empfindungen zu gestehen. Unter Thränen und Gelübden ward der heilige Bund erneuert. Die Rebenlaube verwandelte sich nun wirklich zur Kirche, die Bank zum Altar. Wir fielen auf unsere Knie verzweiflungsvoll, streckten betend unsere Hände gen Himmel und thaten feierliche Zusagen. Ich versprach Augustinen, daß ich in der Heimath sogleich mit meinem Vater reden, dann wieder in die Residenz zurückkommen und bei ihren Aeltern um ihre Hand anhalten wollte. Augustine ward, als ich sie meine Braut, mein baldiges Weib hieß, blutroth. O wie schön war sie! Schamhaft verbarg sie ihr reizendes Antlitz an meiner Brust, und stammelte nur: „Einziger Gustav!"

So schieden wir, und noch gesetzter, ehrbarer, als ich selbst erwartete.

Kaum war ich mit meinen Aeltern in unser Dorf angekommen, so benutzte ich die erste Gelegenheit, mit dem Vater unter vier Augen zu reden und ihm alle meine Wünsche und seligen Aussichten zu offenbaren. Er sowohl als die Mutter hatten mich unterwegs, wenn ich in Träumereien verstummte, mit Augustinens Eroberung geneckt. Das gab mir denn Anlaß zur Beichte.

Mein Vater, ein gar kluger, rechtschaffener Mann und zärtlicher Vater, hörte mich gelassen

und geduldig an. Und Geduld gehörte wohl dazu; denn ich redete eine ganze Stunde, um ihm meine und Augustinens ewige Liebe und unverbrüchliche Gelübde zu erklären.

„Kind," sprach er, „ich habe nichts dagegen. Ich ehre euer Beider Empfindungen. Es ist mir lieb, daß du liebst und Augustinen liebst. Der Gedanke an sie wird dich vor manchem unedlern Gedanken und Gefühl bewahren. Doch rathe ich dir, in diesem Augenblicke nichts zu übereilen. Du bist noch jung, kaum einundzwanzig; hast noch kein Amt, was dir Brod geben kann. Aber das gehört zum Heirathen. Augustine ist zwar reich; aber du wirst doch nicht bei deiner künftigen Frau in die Kost gehen wollen? Nichts Ehrloseres für einen Mann, als sich vom Vermögen seiner Frau abhängig zu machen und ihr sein Glück zu danken. Der Mann soll Mann sein, und durch sein Gut und Arbeiten Weib und Kind ernähren. Ich selbst als Oberförster habe nur mäßige Einnahme; ich kann dir nicht viel Vermögen geben oder hinterlassen. Du mußt es dir erst erwerben, wie ich mir das meinige erwarb. Und sieh, dieser Umstand dürfte wohl auch dazu beitragen, daß mein Freund Waldern dir einsweilen Augustinens Hand verweigern möchte. Augustine, in der Fülle des Wohllebens erzogen, ist an gewisse Bequemlichkeiten gewöhnt, die ihr Bedürfniß geworden sind. Du

bist nicht im Stande, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Noch ein kleiner Umstand anderer Art kommt zu dem allen. Euer Beider Alter taugt nicht zu einer dauerhaft glücklichen Ehe. Augustine nämlich ist ungefähr so alt, wie du selbst. Das ist schlimm! Das Weib ist immer früher reif, als der Mann, aber verblüht auch früher. Du würdest unglücklich sein, eine alte Frau zu haben, wenn du in der Fülle deiner männlichen Kraft ständest. Zwischen Weib und Mann von gleichem Alter ist immer ein Unterschied von zehn Jahren."

So ungefähr sprach mein Vater. Jedermann begreift, er hatte offenbar Unrecht. Ich bewies ihm das sonnenklar, und war ganz erstaunt, daß er meine triftigen Gründe gar nicht begreifen konnte. Ich appellirte an meine Mutter.

„Gustav, du hast Recht!" sagte sie. „Ich muß dir in deiner Seele Recht geben. Augustine ist ein Engel. Eine bessere Schwiegertochter wünsche ich mir nicht. Aber auch der Vater hat Recht. Ich kann deines Besten willen nicht anders reden, als er. Tröste dich Gott!" rief sie weinend, und küßte mir die nassen Augen.

Nun war das unser tägliches Gespräch und Berathen. Wir kamen nie zu Ende. Ich litt im Stillen unaussprechlich. Nach zwei Wochen, da ich mich anschickte, meine Reise zur Residenz und von da nach dem Städtchen anzutreten, wo ich

als Referendar glänzen sollte, kam ein Brief von Waldern an meinen Vater. Herr Waldern schrieb eitel Klage und Jammer um Augustinen, die nach meiner Abreise untröstlich gewesen wäre und sogar in Fiebern das Bett habe hüten müssen. Jetzt sei sie beruhigter. Er aber beschwöre mich, doch jetzt, wo ich ohne eine Anstellung sei, in der ich, ohne mich lächerlich zu machen, nicht an eine ernsthafte Verbindung mit seiner Tochter denken könne, nicht die Residenz sogleich wieder zu besuchen. Ich würde damit fruchtlos nur die Wunden wieder aufreissen und Augustinens Gesundheit zerstören. Er aber wiederhole mir, was er auch schon seiner Tochter zugesagt habe, daß er keineswegs gegen unsere Verbindung sein wolle, wenn ich in einem anständigen Amt wäre, an welchem es mir in wegen Jahren nicht fehlen würde. Noch mehr: er habe gar nichts dagegen, wenn ich, zum Ersatz der Trennung, mit Augustinen Briefwechsel unterhielte.

Dies Schreiben brachte mich anfangs ausser aller Fassung. Ich rasete und wüthete, bis ich aus Ermattung — ruhig ward. Nun fand ich selbst, Waldern habe sehr vernünftig geschrieben, und mir sogar mehr zugesagt, als ich nach den ersten Aeusserungen meiner Aeltern hätte hoffen können. Der Brief gab mir sogar einen Triumph über meinen Vater. Ich segnete Waldern. Ich beschloß

männlich zu sein, und mir Augustinens Hand durch Verdienste zu erwerben. Die Erlaubniß zum Briefwechsel ward auf der Stelle benutzt. Ich schrieb Augustinen einen drei Bogen langen Brief, und Herrn Waldern voll Empfindungen der Dankbarkeit keinen kleinern.

Herr Waldern war ein schlauer, weltkluger Mann. Er kannte das menschliche Herz, und wollte dem ungestümen Strom jugendlicher Neigungen keine Dämme entgegen bauen. Der Strom wäre nur stürmender, gewaltiger, zerstörender geworden. Jetzt ergoß sich derselbe ruhiger.

Ich reisete also nicht zur Residenz, sondern hin, wo ich, als Referendar, meine Laufbahn zur Würde eines Oberforstraths beginnen wollte. Der Abschied von den theuern Aeltern, die Zerstreuungen der Reise, die ersten Einrichtungen und Geschäfte an meinem neuen Wohnorte, trugen nicht wenig dazu bei, mich in eine gelassenere Stimmung zu bringen.

Ich arbeitete mit unermüdetem Fleiße, der vollkommenste Mann in meinem Geschäftskreise zu werden. Man erkannte es an. Jeder ehrte meine Kenntnisse. Ich hatte nur den einzigen Fehler, ich war noch zu jung. Ich mußte erst den annum canonicum erreichen. O wie sehnte ich mich nach dem fünfundzwanzigsten Jahre!

Endlich erlebte ich's. Was erlebt man nicht endlich, wenn man nicht stirbt! Aber auch viel Bitteres. Meine gute Mutter starb in dieser Zeit; dann wenige Monate nachher auch mein Vater. Doch hatte mein Vater noch die Freude, mich vor seinem Tode als Beisitzer in einem Provinzialkollegium mit Rathstitel zu sehen und ausgesteuert mit einem kleinen Gehalt. Also schon ein großer Schritt näher zum Gipfel meiner Wünsche, zu Augustinens Hand...

Der Briefwechsel mit meiner Geliebten ging inzwischen seinen guten Gang. Freilich im ersten Jahre schrieben wir uns nie einen Brief, der nicht volle drei Bogen stark war; im zweiten ließen wir es bei anderthalb, im dritten bei einem Bogen bewenden. Die Zeit thut doch Wunder. Aber darum erlosch die treue Liebe nicht. Augustine hatte in der Zeit schon mehrere junge Herrn, die um sie angehalten hatten, abgewiesen. Meine Briefe waren fast immer voller Klagen, daß ich noch nicht auf dem Platz wäre, wo ich um sie werben dürfte. Ich konnte mich von meiner Assessorbesoldung kaum kleiden und mit Licht und Holz versehen. Das geringe Erbtheil meiner Aeltern ward dabei mit aufgezehrt. Sie hingegen meldete mir dann, wie ihre Aeltern immer dringender bei jedem Heirathsantrage würden, weil sie bald in einem gewissen Alter sei, wo man nicht mehr drin-

gend um sie werben werde, und eine alte Jungfer heißen müsse.

Ich fühlte, die Aeltern hatten Recht; und einverstanden mit Augustinen vergaß ich die frühern Vorsätze, und hielt schriftlich um Augustinen bei Herrn Waldern an, ob ich gleich noch nicht eine Frau ernähren könne; aber ich tröstete mit den besten Aussichten. Waldern wollte der Trost nicht sehr einleuchten. Er schlug mir Augustinen abermals „einsweilen“ ab, und gab mir zugleich zu verstehen, wie ich mit diesem unnützen Hinhalten seine Tochter unglücklich mache, da sie nun fast in der Mitte der Zwanziger Jahre den Dreißigern mit starkem Schritt entgegen wandere.

Als ich den Brief erhielt, kratzte ich mich verdrießlich hinter den Ohren. „Der Mann hat Recht, vollkommen Recht!“ sagte ich, und war sogar großmüthig genug, dies selbst Augustinen zu bekennen; ja ich schrieb ihr, da ich noch immer nicht mit Gewißheit den Augenblick sähe, in welchem ich mit Würde ihre Hand fordern könne, sie solle sich nicht meinetwillen in ihren schönsten Jahren aufopfern. Ich würde sie nicht minder lieben, auch wenn sie eines Andern Gattin wäre, und mein Glück würde erhöhter sein, wenn ich nur sie glücklicher wüßte.

Das gab nun wieder Stoff zu einem Briefwechsel, der beinahe ein Jahr lang den gleichen

Gegenstand von allen Seiten beaugenscheinte. Wir wollten uns gegenseitig in Liebe und Großmuth übertreffen. Aber zuletzt behielt ich doch den Sieg, oder vielmehr die Zeit behielt ihn, die Wunderthäterin. Denn Augustine war schon sechsundzwanzig Jahre alt; — eine fatale Jahrszahl für Jungfrauen, welche die Schaar der eilftausend Jungfrauen im Himmel nicht vermehren wollen.

Genug, ganz unvermuthet erhielt ich einen Brief aus der Residenz von unbekannter Hand. Ein Justizrath von Winter dankte mir auf die zärtlichste und rührendste Weise für meine Großmuth, denn Augustine sei nun seine ihm angvermählte Gattin; dazu bat er gar gütig um meine Freundschaft, und Augustine setzte nur einige artige Zeilen unter den Brief ihres lieben Eheherrn, wie sie ihn nannte.

Ich war, als ich das las, wie aus den Wolken gefallen. Ich verwünschte meine unzeitige Großmuth und fluchte Augustinens Treulosigkeit. Aber was war zu thun? Augustine war sechsundzwanzig Jahre. Sie hatte doch nicht ganz Unrecht. Trotz dem war ich voll bittern Verdrusses gegen sie, der noch mehr wuchs, als ein Jahr nachher ihr Vater starb, durch dessen Tod sie freie Gewalt über ihre Hand und ihr Vermögen bekam. Hätte sie doch nur noch ein Jahr lang gewartet! Nun war Alles zu spät. Ich schrieb ihr keine Zeile

mehr. Sie mir aber auch nicht. Wir kamen aus einander, als hätten wir einander nie gesehen.

Theils aus Rache und Wiedervergeltung von Augustinens Untreue, theils um mich zu zerstreuen, sah ich mich nun freier unter den Töchtern des Landes um. Es blühten da schöne Rosen. Gern hätte ich auch wohl diese und jene gepflückt; aber das leidige Geld! Ich spielte zum Zeitvertreib nur kleine Romane. Es hätte aus einem derselben Ernst werden können, wäre ich nicht in eine andere Stadt auf einen andern Posten gekommen.

Nun wollte das Glück mir wohl. Mehrere meiner Arbeiten gewannen mir im Staatsministerium Achtung; ich wurde zu verschiedenen wichtigen Geschäften gebraucht, und das Gelingen derselben bewirkte mir, da ich mein dreißigstes Jahr zurückgelegt hatte, die ehrenvolle Ernennung als Präsident des Kriminalgerichts in der Provinz, in welcher ich bisher gedient hatte. Ich hatte, neben der Ehre, reichliche Besoldung; konnte ein gutes Haus machen; die angesehensten Familien zogen mich in ihre Kreise, wenn dieselben durch erwachsene Töchter verschönt waren. Das Schreiben des Justizministers, welches mir meine Ernennung gebracht hatte, befahl mir zugleich, sobald es meine Geschäfte gestatten würden, in die Residenz zu kommen, wo ich über Verschiedenes münd-

liche Auskunft geben und erhalten, auch Sr. Majestät dem König vorgestellt werden sollte.

Der Gedanke an die Residenz jagte mir doch zuweilen noch das Blut in die Wangen, obschon ich Augustinen, oder besser zu sagen die Frau Justizräthin, ziemlich vergessen zu haben glaubte. Soviel ich durch Reisende erfahren hatte, war ihr „Eheherr" ein ziemlich abgelebter, adelicher Herr, und die gnädige Frau lebte, wie man sich in der Residenz ausdrückte, auf dem „Hof-Fuß"; umringt von Anbetern; alle Tage in glänzenden Gesellschaften des Adels, in Pikeniks, Kränzchen, Assembleen, Redouten, Konzerten u. s. w. Die alte Einfalt des bürgerlichen Waldernschen Hauses war verschwunden. Es verdroß mich immer, wenn ich so etwas hörte. Ich konnte mich nicht daran gewöhnen, mir die fromme, überirdische Augustine so zu denken. Zuweilen dachte ich doch aber auch: Gottlob, daß die nicht deine Frau geworden ist.

Ein zweites Schreiben des Justizministers beschleunigte meine Reise zur Residenz, die ich nun seit zehn Jahren nicht gesehen hatte. Ich ward von meinen Obern und selbst von meinem Monarchen mit der schmeichelhaftesten Güte aufgenommen. Ich war schon drei Tage in der Stadt, ohne daß ich einen freien Augenblick gewann, Augustinen zu besuchen. Vorgenommen aber hatte

ich es mir. Da kam mir eines Morgens folgendes Billet:

„Allerliebst, Herr Präsident! So muß also Ihre ehemalige Freundin erst aus der Zeitung erfahren, daß Sie angekommen sind? Bei meiner größten Ungnade gebiet' ich Ihnen, diesen Abend mit einem Souper unter einigen guten Freunden bei mir vorlieb zu nehmen und nicht zu fehlen.

Dero ergebene A. von Winter.“

Natürlich! Wer hätte da fehlen können? Aber doch gefiel mir der Ton nicht, in dem sie mich einlud. Ich hatte mir das erste Begrüßen ganz anders vorgestellt; denn es überlief mich immer eine sonderbare Aengstlichkeit und Furcht, wenn ich in den vorhergehenden Tagen zuweilen dachte: „du mußt sie doch endlich besuchen!“ — Die zehnjährige Trennung, die mannigfaltige Reihe von Schicksalen in diesem Zeitraum, die alte Liebschaft und seitdem die vielerlei Veränderungen zwischen uns beiden — das alles erfüllte mich mit sonderbaren und, ich darf es wohl sagen, recht widerlichen Empfindungen, die mir vor der ersten Zusammenkunft mit der ehemaligen Geliebten bange machten.

Mit gewaltigem Herzklopfen setzte ich mich Abends in die Kutsche und stieg vor dem ehemaligen Waldernschen, nunmehr von Winterschen

Hause ab. Ueber der Hauspforte sah ich in Stein ein adeliches Wappen gehauen. Im Innern des Hauses war alles so neu und elegant ausgebaut, daß ich mich kaum noch darin erkannte; aber zwei schnellfüßige Bediente in blaßgrüner Livree mit Gold führten mich bald den rechten Weg, die breiten Stiegen empor, in einen weiten heitern Saal, von glänzender Gesellschaft angefüllt.

Die Frau vom Hause, die gnädige Frau, empfing mich standesmäßig beim Eintritt an der Schwelle. Es war Augustine. Ja, sie war's, und doch war sie's auch nicht recht. Zwar nicht mehr die frische Schönheit eines neunzehnjährigen Mädchens, aber doch noch reizend auch als Frau von dreißig Jahren, voller, üppiger, unbefangener. Ich konnte kaum ein paar Worte stottern, so betroffen, so verlegen war ich. Auch ihr Auge, auch ihr Erröthen sagten mir von einer schnellen Bewegung ihres Gemüths. Allein sie war so bald ihrer Meisterin, so gewandt, daß sie mich auf die gefälligste Weise von der Welt begrüßte, mich meiner eigenen Verlegenheit entriß, mich mit scherzhaften Vorwürfen strafte, wie ich alte Bekannte so lange versäumen könne, und nun bei der Hand in die Versammlung führte, um mich derselben als einen guten Freund vorzustellen, den sie seit zehn Jahren nicht gesehen.

Ich hatte mich bald im Getümmel der allgemeinen, muntern Unterhaltung erholt. Die Frau vom Hause mußte die Ehre des Hauses machen. Sie war und sprach mit Allen gleich gütig, gleich scherzend, gleich liebenswürdig. Als sie wieder einige Augenblicke in meine Nähe kam, war ihr Erstes: „Wie lange haben wir das Glück, Herr Präsident, Sie in der Residenz bei uns zu haben?“ Ihr Zweites: „Vortrefflich! Allerliebst! So sage ich Ihnen ein= für allemal, ich erwarte Sie alle Tage bei mir, und ernenne Sie für die ganze Zeit zu meinem Cavaliere servente.“ Jetzt nahte ich mit der Bitte, mich ihrem Gemahl vorzustellen. „Mon Dieu,“ rief sie, „weiß ich auch, wo der herumschwärmt? Ich vermuthe, er ist mit dem Oberjäger auf einer Landparthie aus. A propos — setzte sie dann hinzu — sind Sie schon verheirathet?“

Der Abend verstrich; es war nicht möglich, zu einer vertrauten Unterhaltung mit Augustinen zu kommen. Man tanzte; man speisete. Witz und Muthwille herrschten, und Pracht und Eleganz blendeten.

Ich hatte in den folgenden Tagen das Glück, auch Augustinens Gemahl zu sehen. Der geheime Justizrath war ein Mann in den Fünfzigern, sehr fein, sehr höfisch, abgeschliffen; aber kränklichen Ansehens, ausgemergelt und hager. „Nicht so, mein schöner Herr!“ sagte Augustine einmal im

Vorbeigehen zu mir: „Sie stehen wohl recht stolz neben mein Windspiel von Gemahl, um mich und meinen Geschmack ein wenig zu demüthigen. Aber ich versichere Sie doch auf Ehre, er ist bei dem allem eine recht gute Haut.“

Mir wollte der Ton in dem Hause durchaus nicht behagen; und gewiß nur Augustine mußte es sein, um mich zu bewegen, an allen ihren Parthien, so viel ich Geschäfte wegen konnte, Theil zu nehmen. Sie gefiel mir nicht, und doch fand ich sie so liebenswürdig; ihre muntere Laune, ihre Schalkheit, ihr Witz fesselten mich eben so oft wieder, als mich alte Erinnerungen und ein Vergleichen der Gegenwart mit der Vergangenheit von ihr abstießen. Ich fühlte sogar, sie könne mir auch jetzt noch gefährlich werden, troß ihrer Flatterhaftigkeit und ihres Welttons.

„Sind Sie aber auch glücklich, gnädige Frau?“ sagte ich zu ihr eines Abends, da ich endlich einmal ohne nahe Zeugen mit ihr in der Oper in der gleichen Loge allein saß.

„Was nennen Sie Glück?“ entgegnete sie.

Ich ergriff ihre Hand, drückte sie mit Herzlichkeit und sagte: „Ich nenne das ein Glück, was Sie meinem Herzen einmal gegeben hatten. Sind Sie glücklich?“

„Zweifeln Sie, Herr Präsident?“

„So bin ich glücklich, wenn Sie wahr reden.„

„Wahr reden? Wie, Präsidentchen, sind Sie noch der alte Schwärmer? Nun, es steht Ihnen noch recht gut an. Aber vergessen Sie nicht, die Opernloge ist kein Beichtstuhl. Um Ihnen zu sagen, was Sie hören wollen, müssen wir unter uns sein. Besuchen Sie mich morgen zum Frühstück.“ Ich drückte ihr dankbar die Hand. Unsere Hände hingen wieder magnetisch zusammen, und trennten sich nicht, bis zum Ende der Oper, von der ich nichts gehört und gesehen hatte. Wir fuhren mit einander zu einem Souper bei einer ihrer Freundinnen, einer Hofdame.

Folgendes Morgens war ich schon um acht Uhr vor ihrem Hause; die gnädige Frau schlief noch; um zehn Uhr wurde ich zu ihr gelassen. Sie war noch im Morgenkleide; aber nur um so reizender. Jetzt kam's zur Beichte, wie sie es nannte. Ich erfuhr, daß, wenn man über die empfindsame Romanenzeit der Kleinenmädchenjahre hinweg sei, man denn doch sein sogenanntes Glück in solidern Dingen suche. Sie sei mit ihrem Manne ganz wohl zufrieden, eben weil er vernünftig genug wäre, sie ungestört leben zu lassen. Die altväterischen Meinungen, die man in den Kinderjahren einsauge, verflögen von selbst, wenn der Verstand komme. Freilich wolle sie nicht läugnen, daß sie ihren Mann keineswegs so geliebt habe, wie mich; und — setzte sie mit

einem schelmischen Lächeln hinzu — alte Liebe rostet nicht; ich bin Ihnen auch noch jetzt gut; aber, meinte sie, ich hätte wohl besser zum Liebhaber, als zum Ehemann getaugt.

Ich hatte nun wohl vielerlei dagegen zu bemerken; aber sie erwiederte mir alles mit Lachen. Indem kam eine ihrer Zofen und kündigte an, das Frühstück sei bereit. Sie gab mir den Arm. Wir gingen in den mir wohl bekannten Garten.

Aber den lieben Garten — nun kannte ich ihn nicht mehr. Die ehemaligen Blumenbeete waren verschwunden; statt dessen drängten sich Gruppen von ausländischen Gesträuchen und Bäumen in sogenanntem englischen Geschmack zwischen grünen Rasenplätzen. Einzelne Wege schlängelten sich da hindurch. Die Rebenlaube hatte sich in einen verschlossenen chinesischen Tempel verwandelt, von den beiden hohen Akazien umdämmert. Wir traten hinein; es war das niedlichste Boudoir von der Welt. Statt der grünen hölzernen Bank bot uns ein weichgepolsterter Sofa von Mahagonyholz den Sitz vor einem japanischen Tischchen an, mit Kaffee, Chokolade und Leckereien besetzt.

„O die schöne, heilige Rebenlaube, unsere Kirche, unser Altar, unsere kindliche Seligkeit — o wohin ist das alles!“ seufzte ich, und sah Augu-

stinen mit einem Blick an, der vermuthlich wehmüthige Vorwürfe machte.

„Hängt denn die Seligkeit von der Rebenlaube ab?“ rief sie lachend. „Ich glaube beinahe, Sie sind mir nur noch halb so gut, als vor zehn Jahren, weil ich nicht mehr den gleichen Rock von damals am Leibe trage?“

„Aber, Augustine — ja, ich nenne Sie noch einmal so, und diese Stelle gibt mir das Recht dazu — sind Ihnen denn nicht gewisse Denkmäler göttlicher Minuten aus dem Leben ehrwürdig geblieben? Zum Beispiel, sehen Sie hier Ihren Goldring, den Sie mir vor zehn Jahren eben hier an den Finger steckten — ich trage ihn seitdem wie ein Heiligthum beständig.“

„Und ich Ihnen zu Ehren sogar, wenigstens bei diesem Frühstück, den wohlbekannten bleiernen Ring!“ sagte Augustine, und hielt mir die Hand vor's Gesicht. „Sehen Sie nur, er ist schwarz geworden, und doch hebe ich ihn in meinem Schmuckkästchen neben den Juweelen wie ein Juweel auf.“

Als ich den Ring erblickte, übermannte mich ein bittersüßes Gefühl. Ich nahm die schöne Hand, welche der Ring noch schöner machte, und bedeckte sie dankbar mit heißen Küssen. Augustine zog zitternd die Hand zurück und sagte: „Gustav, bist du noch immer der ungestüme Schwärmer?

Deine Nähe ist mir nicht gut." Sie wollte aufstehen, beugte sich aber wieder zu mir nieder, schloß mich in ihre Arme und küßte meine brennenden Wangen, indem sie seufzte: „Wohl, Gustav, mit dir wäre ich doch glücklicher gewesen."— Augustinens Kuß, ihre Rührung, ihre Innigkeit vernichteten meine ganze Besonnenheit. Ich hielt die noch immer Geliebte, die mir so viel Thränen gekostet hatte, fest an mein nur allzutreues Herz.

Nachdem wir gefrühstückt hatten, drängte sie mich lächelnd zum chinesischen Tempelchen hinaus, indem sie, mit dem Finger drohend, sagte: „Herr Präsident, Herr Präsident! Ihnen ist wahrhaftig nicht gut beichten."

Sie scherzte und bestimmte mir die Stunde, da ich sie zum heutigen Ball abholen sollte.

Ob ich gleich noch vierzehn Tage in der Residenz zubrachte, ward mir doch nie wieder Gelegenheit, mit Augustinen allein zu sein; vielleicht weil ich selbst die Gelegenheit mied. Ungeachtet ich von dem Augenblick, da ich aus dem chinesischen Tempelchen trat, den letzten Funken alter Liebe und Ehrfurcht für sie in meiner Brust erloschen fühlte, konnte ich mir's doch nicht verhehlen, daß sie mir gefährlich werden könne. Endlich war die Zeit meiner Abreise da. O welch ein anderer Abschied, als vor zwanzig oder vor

zehn Jahren! Wir trennten uns unter Trompeten und Pauken auf einer Redoute, die ich, um folgendes Tages früh verreisen zu können, früh verließ. Wir hatten noch mit einander gewalzt, und uns viel Artiges zugelispelt. Sie begleitete mich bis zur Thür, und rief mir noch ein „Adieu, mon ami!“ nach, indem sie an der Hand eines andern Tänzers zum glänzenden Gewühl zurückkehrte.

Ich war von Herzen froh, dem ermüdenden Geräusch der sogenannten großen Welt entflohen zu sein und mir einmal wieder selbst anzugehören. Bequemlich träumte ich in meiner Reisechaise durch Wiesen, Wälder, Städte und Dörfer hin, und dachte an meine Zukunft; denn die Vergangenheit war mir mit Augustinen widerlich geworden. O wie ändert alles die allgewaltige Zeit! — — Meine Reise — ich hatte vier Tage bis zu meinem Wohnort — ward etwas langweilig, denn sie blieb ohne Abentheuer. Erst den letzten Tag erlebte ich eins, und zwar von angenehmer Art.

Mein Knecht hielt des Morgens in einem Dorfe vor dem Wirthshause, um den Rossen ein Zwischenfutter zu geben. Ich ging ins Haus; ich hörte darin zanken. Der Wirth und ein grober, halbbetrunkener Miethskutscher, dessen Wagen ebenfalls vor dem Hause hielt, hatten Händel

mit einander. Ein junges, wohlgekleidetes Frauenzimmer, im Reisegewand, saß weinend auf einer Bank am Tisch. Der Lärm war entstanden, weil der Kutscher das Frauenzimmer nicht dahin fahren wollte, wohin sie behauptete, daß er gedungen worden sei, sondern mit aller Gewalt nach einer seitwärts von der Hauptstraße gelegenen kleinen Stadt, wohin er durch andere Herrschaften bestellt sei, die ihn auf heut erwarten. Er behauptete: daß er dahin fahren würde, habe er gleich Anfangs beim Akkord erklärt. Der Wirth hatte sich der jungen, schüchternen Schönheit angenommen. Da ich hörte, sie sei die Tochter eines Dorfpfarrers eine Stunde von meinem Wohnort, und bis dahin nur der Umweg von einer halben Stunde zu machen, brachte ich die Sache bald in Richtigkeit. Das Frauenzimmer nahm nun nach einigem Zaudern — ich sagte ihr, wohin ich wolle und wer ich sei — mein Erbieten an und ward meine Begleiterin.

Unterwegs ward dann viel geplaudert. Sie hatte eine liebliche, zarte Stimme, die reinste Engelsunschuld in allen Mienen. Ich hatte in meinem Leben noch solch ein holdes Blondköpfchen mit so frommen, freundlichen, zutrauensvollen Augen nicht gesehen. Ich erfuhr, sie heiße daheim Adele; ihr Bruder habe sie vor vierzehn Tagen nach einem Städtchen gebracht, wo sie den

Bürgermeister, ihres Vaters Bruder, besucht hatte. Ohne Zweifel war nun dort bei Bestellung des fremden Lohnkutschers wegen des Zurückfahrens ein Mißverständniß vorgefallen, dem ich einen höchst angenehmen Tag dankte. Denn Adele, bei aller Gutmüthigkeit, schien viel Naturwitz zu haben. Doch war sie mir unterwegs viel zu schüchtern. Erst als ich sie in ihrem Dorfe ihrem Vater übergeben hatte, einem kraftvollen, lebhaften Greis — mit welcher Innigkeit umschlangen ihre Arme den Nacken des Alten, ich hätte Vater sein mögen — erst da bekam sie ihre natürliche Haltung und Wahrheit. Ich bedauerte, nicht länger da verweilen zu können, so dankbar mich der ehrwürdige Pfarrer auch darum bat. Ich versprach indessen den Besuch zu erneuern, woraus aber so bald nichts ward. Ich vergaß es zwischen Geschäften und Zerstreuungen.

Auf einem Ball, ungefähr ein halbes Jahr nachher, sah ich unter den Tänzerinnen ein anderes Frauenzimmer — denn im einunddreißigsten Jahre werden dem unvermählten Manne die Frauenzimmer von höchster Bedeutsamkeit, man zittert vor der Jahreszahl immer stärker — also eine Tänzerin sah ich, die unstreitig von den anwesenden Schönheiten wohl die Königin heißen konnte — eine reine glühende Rose in halber Entfaltung und gleichsam vor ihrer Schönheit

erröthend. Die jungen Herrn flatterten aber auch wie Schmetterlinge um sie. Es ward mir ganz warm ums Herz, wenn die Augen der schönen Sylfide sich zuweilen gegen mich richteten, und das geschah zu meiner Verwunderung öfters. Aber nun ward mir's, als hätte ich diese reizende Gestalt auch schon einmal in Gesellschaft gesehen, vermuthlich in der Residenz bei Augustinen. Ich erkundigte mich bei einem Nachbar, wer sie sei? O Himmel, es war Adele! Freilich im Ballkleide anders, als in der Reisehülle. Nun war kein Haltens mehr bei mir. Wie sie vom letzten Tanz zu ruhen ging, gesellte ich einunddreißigjähriger Schmetterling mich zu den jüngern, und sie war so gütig, den Reisegefährten zu unterscheiden. Wir tanzten. Ich erkundigte mich nach ihres Vaters Gesundheit, beklagte, daß mich Geschäfte bisher abgehalten, ihn zu besuchen — eine Lüge freilich; aber vor diesem Engel mußte ich mich doch rein waschen — und verhieß baldigen Besuch. Mit freundlicher Unbefangenheit versicherte sie, ein Besuch von mir werde ihrem Papa recht wohl thun.

Der Ball machte in mir eine gewaltige Staatsumwälzung. Der Präsident des Kriminalgerichts ward wieder zum Dichter. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Ich sah nichts als Himmelsglanz, tanzende Engel und Adelen dazwischen

schweben. Ich wunderte mich nur, daß ein so schönes, so frommes, so liebes Mädchen noch nicht den Mann gefunden. Ihr Vater, hieß es, ist so brav, als sie schön, aber leider hat er kein großes Vermögen! O der Thoren! — Ich war schon nach einigen Tagen zum Besuch in der Pfarrei; wiederholte den Besuch von Woche zu Woche; bald galt ich als Hausfreund. Adele konnte mir sogar schon ordentlich Vorwürfe machen, wenn ich einmal am bestimmten Tage ausblieb. Und einmal kamen ihr sogar Thränen ins Auge, als ich behauptete, es wäre ihr vielleicht lieber, wenn ich nicht so oft käme. Wir zankten uns schon zuweilen, um uns zu versöhnen; und einmal in der Versöhnung gab ich ihr einen Kuß, ohne daß sie deswegen den Zank erneuerte. Sie ward stumm und ihre Wangen glühten im höchsten Roth. Kurz — ich liebte und ward geliebt. Der ehrwürdige Papa zuckte die Achseln und sagte: Sie nimmt keine andere Schätze mit sich, als Liebe, Tugend und Häuslichkeit; wer aber die zu würdigen weiß, hat mehr daran als eine Tonne Goldes. Mit den ersten Frühlingsblumen wand ich meiner Adele den Hochzeitkranz; der Vater selbst segnete vor dem Altar seiner Dorfkirche unser eheliches Bündniß ein. Nun erst, an der Seite meines herrlichen Weibchens, war ich der Glücklichste von den Glücklichen.

Bald sahen wir uns von blühenden Kindern umringt, Liebesgöttern, die mich und Adelen immer enger vereinten. Adele ward von Tage zu Tage liebenswürdiger; eine junge Mutter ist gewiß liebenswürdiger, als das reizendste Mädchen. Adelens reine Seele machte mich selbst edler, als ich vorher gewesen. Man ist nur dann ganz glücklich, wenn man den Muth hat, ganz tugendhaft zu sein. Vor der Vermählung mit ihr dachte ich nur an Ersparen und Reichwerden; als wir einige Jahre in der Ehe gelebt hatten, war ich bei aller Häuslichkeit Adelens so weit gekommen, daß ich fühlte, der Verlust alles meines Vermögens könne mich nicht mehr an Adelens und meiner Kinder Seite unglücklich machen.

Nun erst fand ich, daß mein seliger Vater, da er mich von Augustinen abwendig machen wollte, Recht gehabt hatte in allem, auch in Rücksicht der Jahreszahlenverhältnisse des Mannes und Weibes. Denn da ich mein vierzigstes und Adele ihr dreißigstes Jahr antrat, da wir schon sechs- und achtjährige Kinder um uns hertanzen sahen, war Adele noch eine hübsche junge Frau, die wohl noch hätte Eroberungen machen können. Augustine hingegen war nun schon matronenhaft.

Ich hörte von dieser nur selten etwas. An Briefwechsel war unter uns nicht zu denken. Reisende versicherten mich, sie sei sehr verblüht, habe

aber noch immer einen Hof von jungen Herren um sich, und besonders Dichtern und Gelehrten, denen ihre offene Tafel wohlthat. Von andern erfuhr ich, ihr Mann sei gestorben; die Dichter, welche ihren Hofstaat bilden, seien von der neuesten Gattung, wunderliche Schwärmer und Mystiker, protestantische Katholiken, und Augustine selbst habe stark in die Romantik hineingegeben, einige ihrer Klinggedichte ständen in den neuesten Musenalmanachen.

Gerade in der Zeit, da ich vom Ministerium wieder einen Befehl bekam, mich persönlich in der Residenz einzufinden um in einer Fürstensache mein Urtheil zu geben, empfing ich auch von Augustinen einen langen Brief und einen ganzen Stoß Prozeßakten. Sie war wegen Erbschaft mit weitläufigen Verwandten ihres verstorbenen Mannes in Hader, und begehrte von mir aus alter Freundschaft Rath und Beistand. Ich packte die Akten in meinen Reisewagen, und freute mich, es mündlich mit ihr abthun zu können.

Ich war vierzig, Augustine auch. Sie konnte mir also jetzt wohl nicht mehr so gefährlich werden, wie vor zehn Jahren in der verwandelten Rebenlaube. Diesmal ging ich auch am zweiten Tage nach meiner Ankunft in der Residenz ohne alles Herzklopfen zu ihrem Hause. Ich hatte mich

vorher melden lassen, um auch zu wissen, ob sie bei sich anzutreffen sei. Denn man hatte mich in der Residenz versichert, daß sie selten daheim sei, meistens von den Modepoeten umringt, um romantischen Klingklang zu machen oder zu hören, zu frömmeln, zu schwärmen; oder aber — mit ältlichen Herren und Damen am Spieltisch, denn das Spiel sei ihre Leidenschaft. Ihre ehemaligen Freunde und Freundinnen, die ich noch vor zehn Jahren bei ihr gesehen hätte, wären von ihr abgefallen, denn mit der Frau wäre nicht auszukommen. Sie sei in der ganzen Residenz durch ihre giftige Zunge bekannt, mit aller Welt im Streit, und wenn man Stadtneuigkeiten wissen wolle, müsse man nur Frau von Winter besuchen. Das hörte ich selbst von zwei ehemaligen Freundinnen Augustinens sagen, die ich vor zehn Jahren bei ihr gesehen. Hm! dachte ich, aber diese guten Freundinnen sind auch zehn Jahre älter geworden, und haben vielleicht zum Verleumden, oder, wie man's in der Residenz hieß, zum Medisiren einen kleinen Ansatz.

Da ich — es war ein schöner Sommerabend — in Augustinens Haus trat, sagten mir die Bedienten, die gnädige Frau wäre mit Gesellschaft im Garten. Ich ging. Ach, der meiner Kindheit wohl bekannte Garten! Eigentlich nur um zu einer kleinen Neckerei gegen Augustine Stoff zu

haben, hatte ich ihren goldenen Ring, den sie mir vor zwanzig Jahren gegen den bleiernen austauschte, an den Finger gesteckt. Nun der Garten und der Ring — vor mir der chinesische Tempel — es fing mir doch an etwas wunderlich zu werden.

„Ist die gnädige Frau allein?" fragte ich unterwegs den Bedienten.

„Nein, sie hat Gesellschaft; nur wenige Personen."

Ich trat in den Tempel. Da saßen an zwei kleinen Tischen zwei Partien beim Kartenspiel mit so großer Andacht, daß man auf mich nur nicht sah. Ich erkannte Augustinen. O weh, wie abgewelkt! O allgewaltige Zeit! Nein, gefährlich war sie nun gar nicht mehr. Ich dachte mit geheimem Entzücken an Adele zurück.

Augustine war in ihr Spiel so vertieft, daß sie, mich begrüßend, dringend nur um einen Augenblick bat, die Partie zu enden. Erst nach dieser erhob sie sich, überhäufte mich mit höflichen Redensarten und Fragen, ließ mir Erfrischungen geben, und bot mir Karten an. Ich schlug sie aus, weil ich das Spiel nicht verstände. „Gerechter Himmel!" rief sie, „womit tödten Sie denn die Zeit, wenn Sie nicht spielen? Das ist mir doch unbegreiflich an einem Manne von Geist, wie Sie sind." Sie spielte fort. Es war Pharao.

Der Banquier hatte ungeheures Glück. Bald lag alles Gold der Spieler bei ihm. Alle Leidenschaften der Spieler sah man hier sprechen aus den brennenden Wangen, den stieren Augen, den krampfhaft verzogenen Lippen. Der Banquier leuchtete vor Vergnügen.

„Ich habe Sie bald rein ausgeplündert!“ sagte er. „Sie sprachen vorhin von meinem kostbaren Brillant“ — er zeigte seinen blitzenden Fingerring —; „ich verspiele ihn in einer Lotterie; setzen Sie ihm alle Ihre Ringe dagegen.“ Begierig und rachelustig sahen Alle auf den schimmernden Brillant. Man nahm den Vorschlag an. Frau von Winter sagte: „Beim Spiel geniren mich die Ringe; ich habe keinen genommen. Aber“ — sie sah mich an — „apropos, Freundchen, Sie sind wohl so gütig, und leihen mir den Ihrigen für den Augenblick?“ Betroffen über das Ansinnen, zog ich Augustinens Ring ab und reichte ihn ihr: „Betrachten Sie ihn wohl, gnädige Frau! Sie kennen ihn noch? Es ist der Ihrige!“

Sie sah ihn flüchtig an und sagte: „Desto besser!“ warf ihn in die Spielschale zu den andern und beobachtete nur den Brillant. Aber die Ringe alle gingen verloren. Der Banquier gewann. Auch der heilige Ring der ersten Liebe ging verloren, und auf derselben Stätte, wo ich

ihn unter Thränen einst empfing. O allmächtige Zeit, wie wälzest du alles um!

Man ging zum Nachtessen. Die wenigsten Gäste waren guter Laune. Augustine zwang sich, heiter zu scheinen; das gab aber ihren ältlichen Mienen etwas Widerlichverzerrtes. Man sprach den Weinflaschen zu, um sich vermuthlich eine höhere Simmung zu schaffen; man ward nicht heiterer, aber geschwätziger. Die Neuigkeiten der Residenz wurden gemustert; die Bekannten und ihre heimlichen Geschichten vorgenommen. Es fehlte der Unterhaltung nicht an Witz, aber an Menschenliebe. Und zu meinem größten Schmerz war Augustine am reichsten an boshaften Einfällen. Sie trug sogar kein Bedenken, zuweilen ihre eigenen Gäste zu persifliren. Ach, hätte ich jemals glauben können, daß die angebetete Ueberirdische im vierzigsten Jahre ganz das Gegenbild von sich selbst sein würde? — Ich empfand Langeweile und Ekel. Da man sich sogleich nach dem Essen wieder an die Spieltische machte, entfernte ich mich früh.

Es that mir recht weh, in die Residenz gekommen zu sein, oder vielmehr, Augustinen so entartet erblickt zu haben. Ich besuchte sie zwar noch einigemale in ihren Prozeßangelegenheiten, ohne aber mehr als das erstemal von ihr erbaut zu werden. Trotz der Falten ihres Gesichts wollte

sie doch nicht alt sein; sie hatte sich Noth aufgelegt; ich that, als bemerkte ich's nicht. Sie schien dann und wann unsere ehemaligen zärtlichen Verhältnisse aufwärmen zu wollen; sie ward mir ekelhaft. Als ich von ungefähr einmal ein Wort von ihrem vierzigsten Jahre fallen ließ, sah sie mich mit fremden Augen an. „Ich glaube, Sie träumen, Herr Präsident!" sagte sie. „Ihr Gedächtniß altert vor der Zeit. Als wir uns kennen lernten, waren Sie zehn, ich fünf Jahre; ich spielte noch mit der Puppe; ich erinnere mich dessen sehr genau noch. Ein zehnjähriges Mädchen denkt nicht mehr an die Puppen, sondern an weit ernsthaftere Dinge. Also bin ich bestimmt jetzt fünfunddreißig. Und unter uns gesagt, es ist möglich, daß ich mich noch einmal vermähle. Schon lange wirbt ein trefflicher Mann, einer unserer ersten Dichter, um meine Hand. Alle seine Gedichte an die Madonna, an den Gekreuzigten, alle seine heiligen Legenden athmen das süße Feuer reiner Inbrunst für mich."

Ich wünschte bescheiden zum „süßen Feuer reiner Inbrunst" Glück, und war froh, als ich zum Thor der Residenz hinaus wieder meiner Adele und ihren Kinder entgegen fuhr.

Man bemerkt nur, daß man alt wird, wenn man die Zerstreuungen der Zeit in bekannten Ge-

sichtern aus den Jugendtagen sieht. Ich war mir in der Residenz älter vorgekommen, als ich war. Aber da ich wieder an der Brust meiner treuen, guten Adele lag, und meine Kinder mich umklammerten, und ich nun jedem und jeder auspackte, was ich zum Geschenk aus der Residenz mitgebracht hatte — da ward ich wieder jung. Wo im heimathlichen Kreise Unschuld und Liebe wohnen, ist eine ewige Jugend.

Es geht denn freilich mit dem Lauf der Jahre mancher von uns voran in die bessern und dauernden und höhern Verhältnisse der Geisterwelt, und das Herz blutet. Aber eben diese Abschiede machen uns das Leben und das Universum nur bedeutsamer, verknüpfen das Hier und Dort in unserm Gemüth fester, und tragen etwas Geistigeres, Erhabeneres in unser Denken, Wünschen und Thun hinein. Das Kind ist wohl zufrieden mit einer Blume, einem bunten Steinchen, einem engen Spielplatz, und bekümmert sich wenig um der großen Menschen übriges Treiben. Der Jüngling und die Jungfrau schwärmen schon lieber ins Weite und Freie hinaus. Die Kinderstube wird ihnen zu enge. Sie wollen mehr. Sie gewinnen, verlieren, erwerben, und haben nie genug. Alles Gut der Erde wollen sie umfassen. Zuletzt genügt auch dies nicht mehr. Mit den Jahren erweitert sich das Leben und die Ansicht des Lebens. Dem

Kinde wird die Blume und der bunte Stein zu gering; dem Mann und Weib der Genuß aller Ehre, alles Geldes gleichgültiger; die Erde hat für den Geist zu wenig; er breitet den Arm ins Weltall aus, er fordert und hat die Ewigkeit.

Das waren Worte, die uns Adelens herrlicher Vater auf dem Sterbebette sagte. Wir weinten um ihn; aber wir liebten den Vorangegangenen nur mit einer innigern, heiligern Liebe, in der wir uns selbst heiligten. Adele und ich lebten ein höheres Leben, seit zwischen uns und der Ewigkeit kein Unterschied war, und wir dort welche zu lieben hatten, wie hienieden.

Die schönsten aller Freuden gewährten uns unsere Kinder. Meinen ältesten Sohn begleitete ich selbst auf die Universität, und es war für mich und Adelen die angenehmste Ueberraschung, als an meinem fünfzigsten Geburtstag an mich die königliche Ernennung zu dem ruhigen und ehrenvollen Posten kam, welchen ich noch jetzt bekleide. Denn diese Stelle verpflichtete mich, in der Residenz zu wohnen; und von da bis zu der Stadt, wo mein Sohn den Wissenschaften oblag, war es nur eine mäßige Tagereise. Wir waren also beisammen, so oft es uns eben wohl gefiel.

Zwar Adele verließ recht ungern ihre Vaterstadt; aber die Residenz, von der sie so oft gehört hatte, hatte doch auch Reiz, und noch mehr für

ihr zartes Mutterherz die Nähe ihres Erstgebornen. Sie war in ihrem vierzigsten Jahre freilich nicht mehr das wunderschöne Blondköpfchen, wie es bei der ersten Bekanntschaft neben mir im Wagen saß; aber ihr Gesicht hatte nur mehr Adel gewonnen, ihr Wesen hatte zur Anmuth Würde empfangen. Adelens Herz war jugendlich geblieben. Ich liebte sie noch mit der ersten Liebe. Ihr holdes Gesicht, von keiner Leidenschaft in seinen milden Zügen entstellt, hatte keiner Schminke vonnöthen, um noch immer recht einnehmend zu sein.

Sie kannte meine frühern Verhältnisse mit Augustinen. Da wir nun in die Residenz kamen, war sie sehr begierig, meine erste Liebschaft kennen zu lernen.

Es verging wohl ein Vierteljahr, ehe ich die Frau von Winter aufsuchte; denn ich fand dazu wenig Begierde in mir. Man hatte uns schon gesagt, sie halte keine Gesellschaften mehr, lebe äusserst eingezogen, und wäre in ihren spätern Jahren im gleichen Grade geizig geworden, wie sie ehemals Verschwenderin gewesen. Diese Sinnesänderung sei als eine Frucht ihrer ehemaligen Spielwuth anzusehen, der sie sich ergeben, da sie nicht mehr zu kleinen Galanterien jung genug war. Man finde sie nirgends häufiger als in der Messe; denn sie sei vor mehrern Jahren, von

Modepoeten begeistert, auf den Einfall gekommen, sich in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zu werfen, und katholisch zu werden.

Als ich sie nun das erstemal besuchte, traf sich's, daß ich sie wieder im Garten aufsuchen mußte. Schon im Hausgang sah ich einige Heiligenbilder an den bestaubten Wänden hängen. Der Garten war einer waldigen Wildniß ähnlich, und Dornen wucherten, wo ich ehemals als Kind das Hochzeitmahl genossen und Augustinens Puppe gewiegt. Die Akazien waren niedergehauen, vermuthlich aus Oekonomie, um Brennholz zu haben. Der chinesische Tempel hatte äusserlich allen Flitterprunk verloren; er war mit ehrlichen deutschen Ziegeln bedeckt; kleine zugespitzte gothische Fenster von buntem Glase, wie Kirchenfenster, so wie ein Kreuz an der Dachspitze, machten das Häuschen einer Kapelle ähnlich.

Das war's auch. Wie ich hineintrat, sah ich Altar und Kruzifix und ewige Lampe. — Die fünfzigjährige Frau Winter, sehr einfach matronenhaft gekleidet, eben vom Gebet aufgestanden, kam mir entgegen, den Rosenkranz in der Hand, mit den Lippen murmelnd.

Ich stand still vor ihr. Sie erkannte mich, und schien erfreut. Ich konnte mein wehmüthiges Gefühl nicht übermannen, und blieb stehen, und ergriff ihre Hand und zeigte mit nassen Augen in

die Kapelle hinein. „O Augustine!“ rief ich, „als hier noch die leichte Rebenlaube stand, wo wir in glücklicher Kindheit die bleiernen Ringe tauschten, — als wir dann hier zehn Jahre später, Jüngling und Jungfrau, die ersten Küsse unschuldiger Liebe wechselten und dem Himmel Gelübde brachten — —“

„Ich bitte, denken Sie doch nicht an die eiteln Kindereien mehr!“ unterbrach sie mich.

„Ach, Augustine, es war nicht mehr so gut, da sich die Rebenlaube zum üppigen Boudoir im chinesischen Tempel verwandelt hatte; noch schlimmer, als ich hier den goldenen Ring der Liebe, das schöne Denkmal, an einem Pharaotische verspielen mußte — und jetzt da eine Kapelle!“

„Mein Herr,“ sprach Frau von Winter, „man geneset endlich vom Rausch der Welt und ihrer eiteln Lust. Sie verwunden mein Herz mit solchen Erinnerungen. Sind Sie gekommen, mich zu verhöhnen? Wenn Ihnen Ihre Seligkeit lieb ist, folgen Sie meinem Beispiel; lernen Sie der falschen Welt entsagen, und rufen Sie die Heiligen Gottes um ihre Fürbitte an.“

Wie ich zu Hause kam, sagte ich zu Adelen: „Nein, liebe Seele, wir wollen nicht zu ihr gehen. Ich kenne sie nicht mehr. Sie ist Betschwester geworden. O allmächtige Zeit!“

Staatl. Bibliothek Passau

Lalb

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Heinrich Zschokke's ausgewählte Schriften

Bd.: 19

Aarau 1825

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 435-19
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342240-9